Lukrezia Seiler
Jean-Claude Wacker

«Fast täglich kamen Flüchtlinge»

Riehen und Bettingen – zwei Schweizer Grenzdörfer in der Kriegszeit

Erinnerungen
an die Jahre 1933–1948



Lukrezia Seiler
Jean-Claude Wacker

«Fast täglich kamen Flüchtlinge»

Riehen und Bettingen – zwei Schweizer Grenzdörfer in der Kriegszeit

Erinnerungen an die Jahre 1933–1948

Verlag z'Rieche

Die Herausgabe dieses Werkes wurde in grosszügiger Weise unterstützt von den folgenden Sponsoren:

Gemeinde Riehen
Gemeinde Bettingen
Lotteriefonds des Kantons Basel-Stadt
Jubiläumsstiftung des Schweizerischen Bankvereins, Basel

Herausgegeben von der Stiftung z'Rieche
© 1996 Verlag z'Rieche, Riehen
Gestaltung: Werner Piram
Satz, Druck und Foto-Lithos: A. Schudel & Co. AG, Riehen
ISBN 3-85895-967-7

Inhaltsverzeichnis

Editorial 9

Vorwort von Professor Dr. Ernst Ludwig Ehrlich 11

1933–1938
Die ersten Flüchtlinge kommen

Auf der Flucht vor den Nationalsozialisten 16
Die ersten Abwehrmassnahmen der Schweiz 18

Schatten des Dritten Reiches auch über Riehen 21
Heiri Strub: Geheimadresse Paradiesstrasse 23

1938/39
Die grosse Flüchtlingswelle

Gejagt, gedemütigt und ermordet 30
Schweizerische Flüchtlingspolitik in den Jahren 1938 und 1939 32
Humanere Praxis in Basel 35

Achtzehn Kilometer Grüne Grenze: Jüdische Flüchtlinge in Riehen 41
Doris Bekbissinger: Gerettet! 45
Marie Schiegg: Nächtliche Rückschaffung 46
Myrthe Dreyfuss-Kahn: Ein Rettungsanker für viele 48
Susann Müller-Steffen: Flucht über den Riehener Bahnhof 51
Denunziation – ein Dokument 53

1939–1945
Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg

Die Nationalsozialisten beschliessen die Ermordung der europäischen Juden 56
Die eidgenössische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg 59
Haben die Schweizer Behörden gewusst, was mit den Juden geschah? 64
Die Basler Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg 65

Flüchtlinge aus fast allen europäischen Ländern in Riehen und Bettingen 70
Ulrich Götz: «Es war ein verdammt harter Beruf!» 73
A.A.: Verweigerte Aufnahme 77

Die Kriegsjahre an den einzelnen Grenzwachtposten

Grenzwachtposten Riehen an der Lörracherstrasse: Offizielle Kontakte 81
Robert Tettamanti: Direkt an der Grenze 83
B.B.: Harter Dienst 87
«Er kann es nicht vergessen» 90
Emil Fischer: Ein tragischer Irrtum 91
Gertrud Herbster: Fluchthilfe auf der anderen Seite der Grenze 92
Oskar Reck: Fluchthelfer im Nebenamt 95
Hans Brogle: Der Spiegel 96

Grenzwachtposten Bettingen: «Ein Grenzverlauf von kaum zu übertreffender Unregelmässigkeit» 98
Alfred Schmocker: Fluchtziel Chrischonakirchlein 100
Paula Senn-Krebs: Signal mit der Schweizerflagge 106

Der grosse Stacheldrahtverhau und seine Lücke in der Eisernen Hand 109
Albert Schudel: Nie wieder! 111
Marie Schmutz-Rüegsegger: Leben in der Sperrzone 113
C.C.: Flucht über die Eiserne Hand 117
Walter Prack: Der Reisighaufen 119
Walter Schmid: Kontakt verboten 120

Grenzwachtposten Weilstrasse: Isoliert im Schlipf 121
Frieda Rinklin-Thommen: Der Schlüssel zum Stacheldrahtverhau 122
Kurt Behret: Mitleid durfte man nicht haben 124
Verena Giese-Klauser: Jaroslaw 127

Grenzwachtposten Inzlingerstrasse: Im Niemandsland 129
Georges Blessing: Abgeschnitten! 130
Magdalena Hürlimann-Sturm: Flüchtlinge in unserem Haus 134

Grenzwachtposten Grenzacherstrasse: Der Flüchtlingszustrom wächst 137
E.E.: Fluchthilfe beim Hörnli 139

Das Dorf und die Flüchtlinge 143
Michael Raith: Geprägt durch die Grenze 145
Paul Bertschmann: Unheimlicher Druck auf der Bevölkerung 148
Willy Brunner: «Riehen ist eine Insel, abgetrennt von der Schweiz» 151
Hans Rückel: Spontane Hilfe 152

Fluchtweg Eisenbahn 155
Erna Flückiger: Der holländische Kriegsgefangene 157
G.G.: Sprung aus dem fahrenden Zug 159
Emil Würmli: Flucht im Kohlenwagen 166

Kinder als heimliche Grenzgänger 168
D.D.: «Händ-er Hunger?» 169
Inge Förster-Büche: «Dört hän si kei Krieg!» 172
Niklaus und Johannes Wenk: Ein seltsamer Osterspaziergang 175

1945–1948
Der Krieg ist zu Ende, doch die Grenze bleibt geschlossen

Schwierige Nachkriegszeit: Kontakte trotz geschlossener Grenzen 180
Adrian Stückelberger: Erstes Wiedersehen 184
Frieda Rinklin-Thommen: Heimkehr des Kriegsgefangenen 185
Lucy Mathilde Businger: Gefahrvolle Rückkehr 186

Quellen- und Literaturverzeichnis 190
Bildnachweis 191
Autoren 192

Editorial

Riehen und Bettingen, die beiden Landgemeinden des Kantons Basel-Stadt, liegen exponiert und weit vorgeschoben auf rechtsrheinischem Gebiet. Wie erlebte die Bevölkerung der beiden Dörfer während des Zweiten Weltkrieges ihre Lage direkt an der deutschen Grenze? Wie ging sie mit dem Bewusstsein der nahen Gefahr und Bedrohung um? Und wie weit beschäftigte sie sich mit dem Schicksal jener Menschen, die versuchten, die Grenzen ihrer Gemeinden zu überschreiten und in die Schweiz zu flüchten?

Diese Fragen stehen im Mittelpunkt dieses Buches. In vielen Gesprächen mit Zeitzeugen, die den Zweiten Weltkrieg als junge Frauen und Männer oder als Kinder erlebt haben, entstand ein Bild jener Zeit. Die Bewohner der beiden Dörfer wussten, dass Riehen und Bettingen bei einem deutschen Angriff sofort kampflos aufgegeben worden wären. Dieses Bewusstsein prägte das Lebensgefühl der Kriegsjahre. Wenn auch der Alltag diese Sorgen überdeckte, so lasteten doch Angst und Ungewissheit auf den Menschen. Neben diesen Problemen trat die Frage nach dem Schicksal der Flüchtlinge, denen man gelegentlich im Dorfe begegnete, in den Hintergrund.

Ganz anders war die Situation für die Bevölkerung in unmittelbarer Grenznähe. Bewohnerinnen und Bewohner der Sperrzonen und des Dorfes Bettingen wurden viel häufiger mit Flüchtlingen konfrontiert. Sie sahen, wie Grenzwächter Flüchtlinge abführten. Sie begegneten gehetzten Menschen, die in ihren Häusern Hilfe suchten. Und sie mussten mitansehen, wie viele dieser Flüchtlinge wieder über die Grenze zurückgestellt wurden. Zeitzeugen erzählen von Begegnungen mit Menschen, die vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg die Grenzen von Riehen und Bettingen überschritten haben: Flüchtlinge aus allen Ländern Europas, aber auch hungernde Kinder aus den badischen Nachbargemeinden und Menschen, die nach dem Krieg versuchten, über die noch immer rigoros verschlossene Grenze in ihre Heimat zurückzukehren.

Anhand dieser Erinnerungen untersuchte ich die Riehener und Bettinger Geschichte der Jahre 1933 bis 1948, besonders die Beziehungen zum Grenzgeschehen. Neununddreissig Zeitzeugen haben mir in längeren oder kürzeren Gesprächen von jenen Jahren erzählt: Dorfbewohner, Grenzwächter, Fluchthelfer, Flüchtlinge und Angehörige verfolgter jüdischer Menschen. Für manche war es das erstemal seit dem Krieg, dass sie über ihre oft sehr schmerzlichen Erlebnisse sprachen. Die aus den Gesprächs- oder Tonbandprotokollen zusammengestellten Texte, welche den Zeitzeu-

gen nochmals vorgelegt und von diesen sorgfältig überprüft wurden, zeichnen ein vielfältiges Bild der beiden Dörfer in jenen Jahren.

Eine wichtige, hier erstmals erschlossene Quelle für die Geschehnisse an der Riehener und Bettinger Grenze stellen die Chroniken der einzelnen Grenzwachtposten dar. Sie wurden während des Zweiten Weltkrieges verfasst und enthalten Angaben über Flüchtlinge, über Rückstellungen an der Grenze und über die Reaktionen der Bevölkerung.

Jean-Claude Wacker zeichnet in seinen Eingangskapiteln den geschichtlichen Hintergrund zu den Erlebnissen der Zeitzeugen. Er zeigt die Entwicklung des Antisemitismus und der Judenverfolgung im Dritten Reich bis hin zu deren schrecklichster Konsequenz im Holocaust. Parallel dazu beschreibt er die schweizerische Flüchtlingspolitik von 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, jene äusserst restriktive Asylpolitik, deren Hauptziel es war, so wenige Flüchtlinge wie möglich in unser Land aufzunehmen. Er zeigt aber auch auf, dass die Basler Behörden oft versuchten, die unmenschlichen Bestimmungen aus Bern zu umgehen und Flüchtlinge entgegen dem Willen der eidgenössischen Fremdenpolizei in Basel aufzunehmen.

An dieser Stelle möchte ich jenen danken, die das Erscheinen dieses Buches unterstützten: Professor Ernst Ludwig Ehrlich, Zentralsekretär der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz, für sein anregendes Vorwort; Guido Koller, Beauftragter des Bundesarchives Bern, für seine Auskünfte über die zur Zeit laufenden Untersuchungen der schweizerischen Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg; den Gemeinden Riehen und Bettingen sowie den weitern Sponsoren für ihre Beiträge, die den Druck der Arbeit ermöglichten; vor allem aber den Frauen und Männern, die mir ihre Erinnerungen an jene Jahre anvertraut und mir erlaubt haben, sie hier einem grösseren Publikum vorzustellen.

Lukrezia Seiler

Vorwort

Das vorliegende Buch von Lukrezia Seiler und Jean-Claude Wacker gehört zu jenen ungemein wichtigen Büchern, in denen die Verfasser sich mit wissenschaftlicher Sorgfalt bemühen, die Flüchtlingspolitik der Schweiz von 1933 bis 1945 zu analysieren. Dies geschieht hier im Falle der beiden Dörfer Riehen und Bettingen, was insofern sinnvoll erscheint, als an eng umrissenen, realen Beispielen das politische und menschliche Scheitern der damals Herrschenden ganz konkret zum Ausdruck kommt.

Konnte anfangs noch angenommen werden, bei den Massnahmen der Nationalsozialisten handle es sich nicht um eine Frage von Leben und Tod, so war spätestens im Jahre 1942 dem Bundesrat absolut klar, dass alle im deutschen Bereich sich befindlichen Juden zur Ermordung bestimmt waren. Es besteht kein Zweifel daran, dass der Flüchtlingspolitik des Bundesrates antisemitische Gesinnungen zugrunde lagen. Schon sehr früh wandte man sich «gegen eine Festsetzung wesensfremder Elemente», und vollends wird diese Haltung deutlich, wenn man den Anteil des Bundesrates am berüchtigten «J-Stempel» in den deutschen Pässen von Juden in Rechnung setzt. Dabei hatte zu jener Zeit die Schweiz nicht mehr als insgesamt 5'000 Flüchtlinge. Die eindeutige Haltung des Bundesrates wurde durch die gesamte Terminologie deutlich, wenn man sich etwa «gegen die Verjudung der Schweiz» wandte.

Es ist erfreulich, dass sich die Situation in Basel nicht gar so schlecht darstellt. Regierungsrat Brechbühl weigerte sich nicht selten, Ausweisungsbefehle von Bern durchzuführen. Auch die Haltung der Riehener und Bettinger Bevölkerung war nicht eindeutig; es gab einzelne wahre Judenretter darunter. Gleichwohl wurden diese manchmal von andern boykottiert oder an die Behörden verraten.

Bei Kriegsbeginn gab es 7'100 Flüchtlinge in der Schweiz. Die Massnahmen wurden dann verschärft. Juden galten nicht als politische Flüchtlinge, von denen es während des ganzen Krieges im übrigen nur 200 gab, denn Juden wurden als «Flüchtlinge nur aus Rassegründen» definiert und sollten daher zurückgewiesen werden. Diese Massnahmen wurden erst ausser Kraft gesetzt, als am 12. Juli 1944 der Sieg der Alliierten endgültig feststand. Auch osteuropäische Flüchtlinge, vor allem Zwangsarbeiter, wurden an der Schweizergrenze zurückgewiesen; für diese wurden die Einreisebedingungen später gelockert.

Erfreulicherweise hat sich auch während des Krieges der Kanton Basel-Stadt nach Möglichkeit gegen die eidgenössische Fremdenpolizei gestellt

und 1'158 jüdischen Flüchtlingen während des Zweiten Weltkrieges ein Refugium geboten. Freilich wird man nicht umhin können festzuhalten, dass auch im Kanton Basel-Stadt während der ganzen Kriegszeit Flüchtlinge abgewiesen wurden; die Zahl der an den Riehener und Bettinger Grenzen abgewiesenen Flüchtlinge lässt sich nicht mehr feststellen.

Das Wertvolle des vorliegenden Buches besteht vor allem darin, dass es zum ersten Mal Interviews mit Grenzwächtern oder sonst mit Menschen enthält, die in der einen oder andern Weise mit Flüchtlingen zu tun hatten. Von einem Grenzwächter heisst es: «Manchmal konnte man helfen... Aber sehr viele Menschen mussten wir zurückweisen, Männer, Frauen, auch Kinder. Es war ein verdammt harter Beruf!» Oft interessierten sich die Grenzwächter nicht für das weitere Schicksal der Flüchtlinge und lieferten sie bei der Polizei ab. Einer von ihnen schreibt: «Es gab schon auch Grenzwächter, die die Vorschriften in diesen Sachen nicht genau befolgten, aber die sind weggesiebt worden; solche Leute konnten wir nicht brauchen.»

Natürlich gab es auch eine schweizerische Widerstandsbewegung, die sich auch als Fluchthelfer betätigte. Sie nannte sich «Aktion nationaler Widerstand», die treibende Kraft dieser Gruppe war Ernst von Schenck. Leider sind die Aktivitäten dieser Gruppe im Gebiet Riehen/Bettingen wenig bekannt.

An einigen Beispielen von Riehen und Bettingen lässt sich zeigen, dass die Bevölkerung mit der Rückweisung von Flüchtlingen durch das Grenzwachtkorps nicht einverstanden war und für die Flüchtlinge Partei ergriff. Die Grenzwächter sahen sich in einer doppelt schwierigen Situation, indem sie den unmenschlichen Anweisungen ihrer Vorgesetzten folgen mussten, gleichzeitig aber auch bemerkten, dass sie manchen Landsleuten nicht mehr trauen konnten, weil diese sich als Nazi-Freunde betätigten. Diese Klagen finden wir in zahlreichen Berichten.

Neben den Denunzianten, den Fluchthelfern und den «Pflichterfüllern» gab es auch Bürger, die Flüchtlinge der Polizei meldeten, weil es so vorgeschrieben war. Eine Frau sagt: «Ich hätte nie geglaubt, damals, dass die Schweizer Behörden so handeln und Menschen bewusst in den Tod schicken könnten; man hatte ein so grosses Vertrauen in den Bundesrat.»

Die Chronisten der verschiedenen Grenzwachtposten pflegen die Aktivitäten an den Grenzstellen zu verharmlosen. Gerade die Ausnahmen von dieser Praxis beweisen, dass die Angaben im allgemeinen das wirkliche Ausmass des Flüchtlingselends an der Riehener und Bettinger Grenze verschweigen und die gnadenlose Rückweisungspraxis verschleiern. Das vorliegende Buch zeichnet sich dadurch aus, dass die dort niedergelegten Berichte von Zeitzeugen nicht eine Schwarz-Weiss-Schilderung darstellen. Man atmet direkt auf, wenn es in einem Bericht einer Schweizer Familie

heisst: «So haben wir sicher zwanzig Leute, vielleicht auch mehr, hinübergelotst.»

Lässt man dieses Buch in seinem wissenschaftlich historischen Teil und mit den auf Tonband aufgenommenen Interviews auf sich wirken, so erhält man einen Querschnitt durch menschliches Verhalten am Beispiel von Bürgern und Bürgerinnen aus einem relativ eng umrissenen Grenzgebiet. Die Ausgangslage ist klar: Ein unmenschliches Verhalten des Bundesrates, der Versuch des Basler Regierungsrates Brechbühl, die eidgenössischen Massnahmen zu mildern, und Menschen der verschiedensten Gesinnungen und charakterlichen Eigenschaften. Ohne Zweifel gab es Menschen, deren Hilfsbereitschaft vorbildlich war, deren Menschlichkeit uns auch heute noch beispielhaft ist. Dass es freilich auch andere gab, die unmenschliche Befehle ausführten, Menschen, die nicht nachdachten, Menschen, die gefühllos funktionierten, ist eine Mahnung dieses Buches. Es geht nicht darum, sich nachträglich zu entschuldigen, dass man von den Verbrechen der Nazis nichts gewusst hat. Das Buch hat nicht nur die Aufgabe, Geschichte in einem begrenzten Raum darzustellen, sondern für die Zukunft die Sensibilität der Bürgerinnen und Bürger zu schärfen. Es ruft dazu auf, nein zu sagen, wenn es darum geht, Verbrechen zu tolerieren, selbst wenn sie staatlich verordnet sind. Wir können begangene Schuld nicht auslöschen, wohl aber können wir für unser eigenes Leben Lehren aus diesem Geschehen ziehen, denn wir wissen ja nicht, ob nicht jeder von uns einmal in eine ähnliche Situation kommen kann. Gerade an diesem Buch zeigt sich einmal mehr, dass der Terminus «Vergangenheitsbewältigung» völlig unzureichend ist. Wir können allein bei der Lektüre dieses Buches einen Lernprozess erfahren, der uns vor zukünftigem Unrecht bewahrt und uns ein wenig zu der uns aufgegebenen Menschlichkeit führt. Dass diese leider in jenen dunklen Jahren, wovon das Buch berichtet, allzu oft fehlte, sollte für uns der Anlass sein, unsere eigene Haltung neu zu überprüfen, und uns dazu bringen, Vorurteile gegen andere Menschen in uns selbst zu bekämpfen.

Das wichtige Buch von Lukrezia Seiler und Jean-Claude Wacker geht uns direkt an, weil es durch die Untaten in der Vergangenheit geradezu aufruft, die, die anders sind als wir, in ihrem Anderssein zu akzeptieren und nicht noch einmal in Kategorien zu denken wie jene, die von «wesensfremden Elementen» sprachen. Wir zeigen nicht schulmeisterlich mit dem Finger auf andere, sondern möchten, dass dieses Buch dazu beiträgt, das Anderssein zu respektieren. Damit leisten wir nicht nur ihnen einen Dienst, sondern wir kommen ein wenig dem Ziele näher, das der, der einst den Menschen geschaffen hat, von jedem von uns fordert.

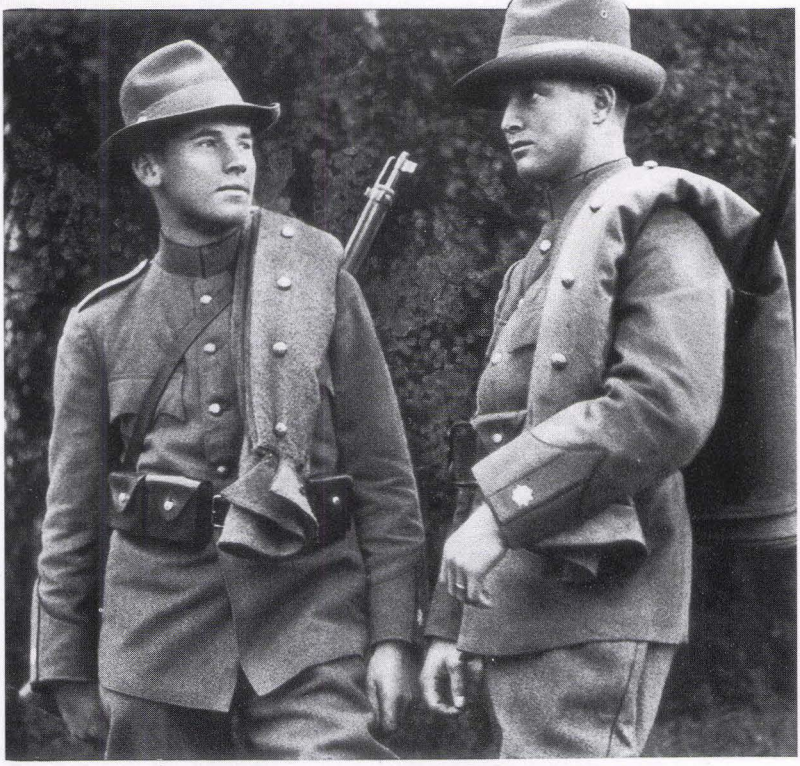
Riehen, Oktober 1996 Professor Dr. Ernst Ludwig Ehrlich

Nr. 44 / 1. November 1933
XXII. Jahrgang

Schweizer Illustrierte Zeitung

Preis 35 Cts.

Verlag Ringier & Co. AG., Zofingen, Lausanne, Z



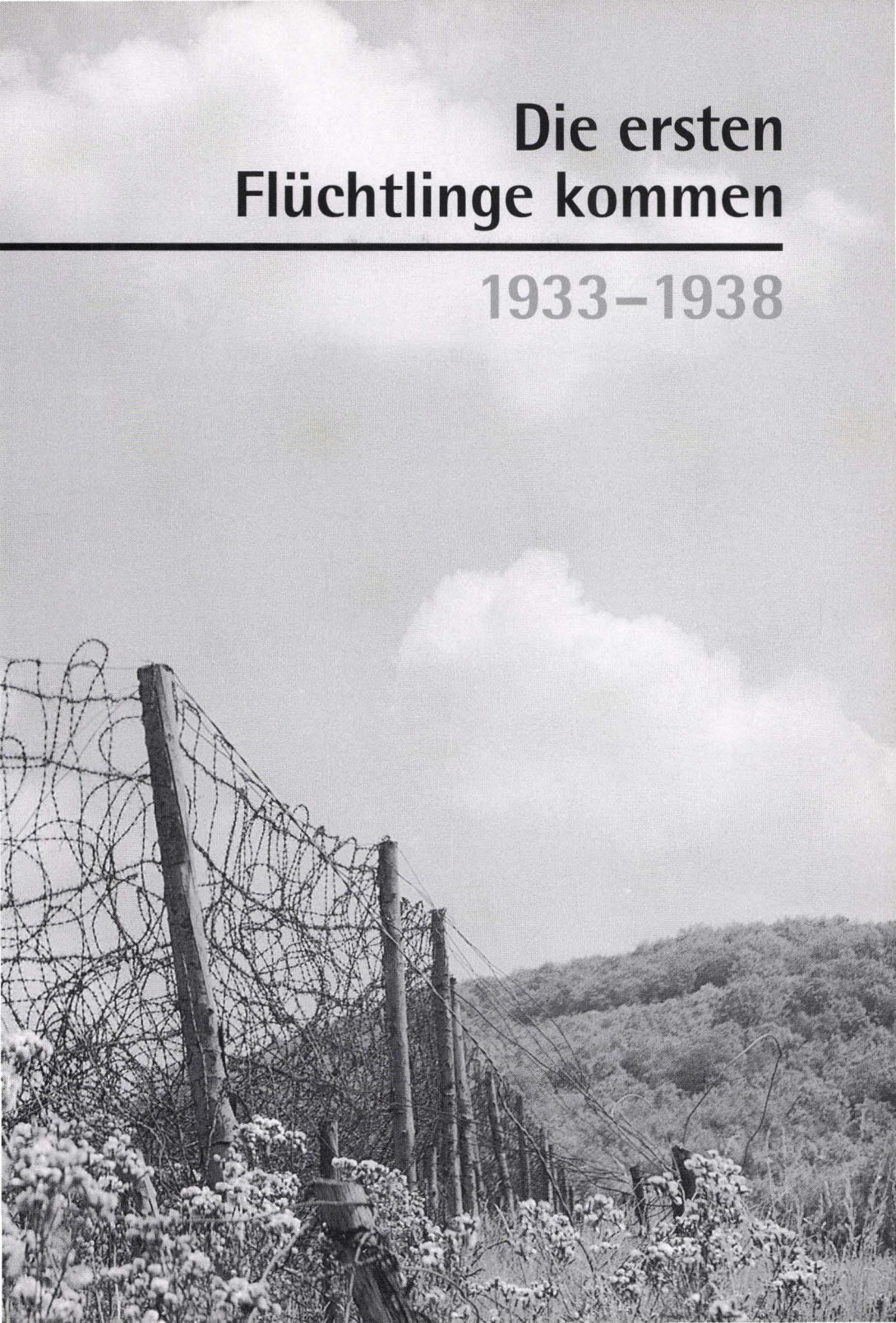
Achtung: GRENZE!

Korkweiße Grenzpfähle umgürten das Hoheitsgebiet der Eidgenossenschaft. Sie trennen als äußere Merkmale Hüben und Drüben nach allen Richtungen der Windrose. Aber Grenzpfähle sind keine chinesische Mauer, denn der heutige Verkehr von Volk zu Volk erträgt das nicht. Weite Strecken sind unmarkiertes Land. Das ergab von jeher unbewußte Mißgriffe und Verletzungen. Zu spärlich sind die Grenzposten seit langem gewesen. Und nun sind dieser Tage Verstärkungen eingetroffen. Nicht als unfreundliche Geste gegenüber irgendeinem Nachbar, wohl aber zum besseren Schutz der Grenze und zur Verhütung von Schwierigkeiten. Junge Grenzwächter stehen heute an der Nordmark. Sie wachen treu und gut für unsere Heimat, auf daß ihr Frieden und Freiheit erhalten bleiben. — Grenzer halten auf einem wichtigen Posten bei Basel Ausschau.

Ueber unsere Nordgrenze berichten wir auf den Seiten 1326/27. (Spezialaufnahme von Photo-Jeck, Basel.)

Die ersten Flüchtlinge kommen

1933–1938



Auf der Flucht vor den Nationalsozialisten

Kaum waren die Nationalsozialisten an der Macht, begann der Ausbau der Diktatur, die Entrechtung, Unterdrückung und Verfolgung Andersdenkender. Schon am 1. Februar 1933 schaltete Hitler mit Unterstützung des greisen Reichspräsidenten von Hindenburg den Reichstag aus, beschränkte die Presse- und Meinungsfreiheit. Göring wies die Polizeibehörden an, «dem Treiben staatsfeindlicher Organisationen mit den schärfsten Mitteln entgegenzutreten» und «wenn nötig, rücksichtslos von der Schusswaffe Gebrauch zu machen».

Die erste Phase des Ausbaus der Diktatur gipfelte in den Ereignissen um den Brand des Reichstagsgebäudes in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933. Aufgrund der «Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat» vom 28. Februar 1933 wurden die wesentlichsten Grundrechte ausser Kraft gesetzt. Die Verhaftungswelle traf zunächst kommunistische Funktionäre und bekannte Mitglieder der intellektuellen und literarischen Linken. Mitte März waren allein in Preussen 10'000 Menschen inhaftiert; doch der Kreis wurde bald ausgedehnt. Die Folge dieses offiziellen Terrors war eine Massenflucht der politischen Opposition (siehe Bericht Strub, S. 23). Viele von ihnen waren schon wegen ihrer jüdischen Herkunft gefährdet, den Ausschlag zu ihrer Emigration gab jedoch zunächst die aktive politische Gegnerschaft zum Nationalsozialismus. Wie begründet ihre Flucht war, zeigte sich schon in den ersten Monaten der nationalsozialistischen Herrschaft. 500 bis 600 politische Gegner wurden in dieser kurzen Zeit ermordet, Tausende auf grausamste Art und Weise gefoltert.

Die jüdische Emigration war viel grösser als die politische und erfolgte über die ganze Zeitdauer von 1933 bis in den Krieg hinein und schwankte beträchtlich, je nach Art und Weise der Verfolgungsmassnahmen des Regimes, die in fünf Phasen zusammengefasst werden können.

Die erste Phase dauerte von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 bis zum Sommer des gleichen Jahres. Sie war durch den Terror der SA gekennzeichnet, der die Juden nicht verschonte. Er wandte sich zuerst gegen die jüdische Intelligenz. Bücherverbrennung, Schreib- und Lehrverbote für jüdische Wissenschaftler sowie erste antijüdische Gesetzesmassnahmen gegen Beamte, Universitätsangehörige, Rechtsanwälte und Richter führten schon bald zu einem

Bild Seite 14:
Verstärkte Grenzüberwachung ab 1933. Die Riehener Grenzwächter Walter Schefer (links) und Alfred Schmocker auf Patrouille, Titelbild der «Schweizer Illustrierten Zeitung» vom 1. November 1933.

Exodus bedeutender Wissenschaftler. In diese Phase fiel auch der Boykott der jüdischen Geschäfte vom 1. April 1933, der im Ausland einiges Aufsehen erregte.[1] Dieser Boykott war alles andere als harmlos oder «nur» eine wirtschaftliche Schädigung der jüdischen Gewerbetreibenden. Schon zu diesem Zeitpunkt gab es Überfälle auf Synagogen und Misshandlungen jüdischer Bürger, und bereits Anfang 1933 waren Juden als Folge von Gewaltmassnahmen umgekommen, wobei sich rassische und politische Motive miteinander verbanden. Diese Ereignisse veranlassten denn auch viele deutsche Juden zur Flucht aus ihrem Heimatland.

Die zweite Phase erstreckte sich vom Sommer 1933 bis zum Frühjahr 1935. Der offene Terror wurde durch eine «schleichende Verfolgung» ersetzt, die auf grössere gewaltsame Aktionen gegen die Juden verzichtete. Hintergrund dieser zeitweiligen Beruhigung war einerseits die Erholung der Wirtschaft sowie die negativen Auswirkungen, die die Boykotte vom 1. April 1933 im Ausland zeitigten. Andererseits lag der nationalsozialistischen Führung offenbar viel daran, das Ausland zu beruhigen. Die trügerische Hoffnung, Juden könnten in Deutschland doch unter einigermassen normalen Umständen weiterleben, führte auch dazu, dass viele bereits geflüchtete Juden wieder in ihre Heimat zurückkehrten in der Meinung, dass das Schlimmste wohl vorüber sei.

Die Illusionen der jüdischen Rückkehrer verflogen schnell, um so mehr als die dritte Phase der Verfolgungen, die vom Frühjahr bis zum September 1935 dauerte, erneut mit einem Strassenterror begann, der im Juli 1935 in blutigen Krawallen in Berlin gipfelte und mit der Verkündung der «Nürnberger Rassengesetze» vom 15. September 1935 endete, welche aus den deutschen Juden Staatsbürger zweiter Klasse machten und die rassische Unterscheidung gesetzlich verankerte. Schon zuvor forderte die nationalsozialistische Regierung für Beamte den «Ariernachweis». Mit der Zeit wurde er auf andere Berufe ausgedehnt: Notare, Rechtsanwälte, Ärzte, Hebammen, Apotheker etc. Die Juden in Deutschland sollten vom öffentlichen Leben ausgeschlossen werden. Ab 1936 wurden jüdische Kinder von deutschen Schulen verwiesen. Zu diesen Gesetzen kamen gezielte Verleumdungs- und Diskriminierungskampagnen der Partei in Versammlungen, Schulen, Zeitungen und im Rundfunk. Das antisemitische Hetzblatt «Der Stürmer» war unablässig und mit den widerwärtigsten Methoden darum bemüht, die Juden als Verkörperung des Bösen und als Todfeind der «arischen Rasse» hinzustellen.

Mit der vierten Phase (bis Herbst 1937) kehrte die nationalsozialistische Regierung wieder zur «schleichenden Verfolgung» zurück. Zu den wirtschaftlichen Erwägungen kam erneut die Rücksicht auf das Ansehen des Reiches im Ausland, denn 1936 wurden in Berlin die Olympischen Sommerspiele ausgetragen; für die Nationalsozialisten eine gute Gelegenheit, die Errungenschaften des «Neuen Deutschland» propagandistisch darzustellen. Angesichts der Anwe-

senheit der vielen ausländischen Journalisten wurde die SS angehalten, sich gegenüber Juden und Ausländern für die Dauer der Olympischen Spiele zurückzuhalten. Viele der antisemitischen Schilder wurden vorübergehend entfernt.

Mit der fünften Phase, die eigentlich bis zur Niederlage des nationalsozialistischen Terrorregimes dauerte, begann sich die Lage der Juden in Deutschland und später auch in Österreich dramatisch zu verschlechtern. Die nationalsozialistische Führung begann damit, die Juden konsequent aus dem Wirtschaftsleben zu «entfernen». Diese «Arisierung» der deutschen Wirtschaft steht in einem direkten Zusammenhang mit den Kriegsvorbereitungen des Dritten Reiches, denn je näher die Möglichkeit einer bewaffneten Auseinandersetzung rückte, desto dringlicher erschien es den Nationalsozialisten, die Juden aus den ihnen noch verbliebenen Stellungen in der Wirtschaft zu verdrängen. Mit dem Herbst 1937 setzte deshalb eine Flut von gewalttätigen Repressalien gegen jüdische Unternehmer ein, um die Arisierung grösserer Unternehmen schneller vorantreiben zu können. Angesichts dieser Unterdrückung wuchs die jüdische Emigration bis zum November 1938 schnell an.

Die ersten Abwehrmassnahmen der Schweiz

In den ersten Wochen nach der Machtübernahme durch Hitler und seine Partei kamen nur wenige Flüchtlinge in die Schweiz. In den Monaten März und April 1933 hingegen stellten die Behörden in Basel einen grossen Zustrom jüdischer Flüchtlinge fest. Bis Ende April wurden 6'159 eingereiste Juden registriert. Die meisten von ihnen kamen in den ersten Apriltagen – eine direkte Reaktion auf den Boykott in Deutschland. Annähernd 90 Prozent kehrten allerdings nach einem kurzen Aufenthalt wieder nach Deutschland zurück. Der Rest scheint sich vor allem in Frankreich niedergelassen zu haben. Schon nach wenigen Wochen normalisierte sich der Grenzverkehr.

Die schweizerischen Behörden reagierten sehr schnell. Bereits am 31. März 1933, also noch vor dem Beginn der eigentlichen Boykotte, wies das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) die Kantone an, bei der Zuwanderung von «Israeliten» grösste Zurückhaltung zu üben. Die Schweiz könne nur ein Transitland sein. Zwar wurde den Juden aus humanitären Gründen ein vorübergehender Aufenthalt zugestanden, gleichzeitig betonte man jedoch, dass sich die Schweiz wegen der Überfremdung «vor allem gegen eine Festsetzung wesensfremder Elemente mit allen zu Gebote stehenden Mitteln wehre».[2]

Da die Schweiz für viele als das klassische Asylland galt, in dem Flüchtlinge auf Schutz und Humanität hoffen durften, war sie 1933 für viele der Tausenden von Menschen ein erstes Fluchtziel. Sie sollten bitter enttäuscht werden. Die erwähnten ersten Weisungen des EJPD, die sich schliesslich in einem Bundesratsbeschluss vom 7. April 1933 niederschlugen, zeigten eine von Furcht vor Überfremdung und Überlastung des Arbeitsmarktes diktierte Abwehrhaltung. Zusammen mit einem latenten Antisemitismus, der vor allem bei den Behörden immer wieder sichtbar wurde, bestimmten sie bis weit in den Krieg hinein die geltenden Richtlinien der Flüchtlingspolitik. Darüber hinaus schuf man schon im Jahre 1933 eine Unterscheidung, die in späteren Jahren für die Aufnahmepolitik gegenüber den jüdischen Flüchtlingen bestimmend sein sollte. So schrieb Heinrich Rothmund, der Chef der Polizeiabteilung und Hauptverantwortliche für die Flüchtlingspolitik, in einem Memorandum vom 4. April 1933 in völliger Verkennung der tatsächlichen Lage:

«Wer ist politischer Flüchtling? Der Jude, der infolge der Boykottmassnahmen geflüchtet ist? Nein, wenigstens heute noch nicht; die Massnahmen die gegen die Juden ergriffen worden sind, liegen auf wirtschaftlichem Gebiet.»[3]

Die Drohungen, die Boykottmassnahmen, die vielen Gewalttätigkeiten und später auch die Pogrome, unter denen die Juden zu leiden hatten und die den schweizerischen Behörden durchaus bekannt waren, genügten nicht, sie als politische Flüchtlinge anzuerkennen und ihnen damit Asyl zu gewähren. Diese für die Juden so folgenschweren Sätze prägten auch in den folgenden Jahren die schweizerische Asylpraxis: Wer die Grenze illegal passiert hatte und sich nicht überzeugend als politischer Flüchtling ausweisen konnte, wurde vom Grenzposten meistens unbarmherzig zurückgeschickt. Eine Änderung zeichnete sich erst 1944 ab.

Den schweizerischen Behörden ging es angesichts der zu erwartenden grossen Flüchtlingswelle vor allem darum, die Flüchtlinge abzuwehren respektive weiterzuleiten. Sie sollten mit strengen gesetzlichen Regelungen zur Wiederausreise bewogen, wenn nötig gar gezwungen werden. Solange sie noch relativ ungehindert weiterwandern konnten, was der überwiegende Teil auch tat, stellten die Flüchtlinge für die schweizerischen Behörden kein allzugrosses Problem dar. Dennoch war die eidgenössische Fremdenpolizei ständig daran interessiert, den Flüchtlingen den Aufenthalt in der Schweiz so unangenehm wie möglich zu gestalten und sie mit behördlichen Auflagen zu schikanieren. Dazu gehörten von Anfang an ein grundsätzliches Arbeitsverbot und ein striktes Verbot jeder politischen Aktivität.

Die Weisungen der Basler Behörden waren in dieser Phase mit denen der eidgenössischen Behörden konform. Zwar beklagte die Regierung den fremdenpolizeilichen Kompetenzverlust der Kantone an den Bund, war jedoch nicht

willens, eine von Bern abweichende Haltung einzunehmen. Im Frühjahr 1935 kam es im Polizeidepartement zu einem Führungswechsel: Auf den Liberalen Carl Ludwig folgte der Sozialdemokrat Fritz Brechbühl. Mit ihm begann sich auch die Politik gegenüber den Flüchtlingen zu ändern, nicht radikal, aber doch human spürbar. Versuchte die alte Administration die Illegalität durch eine stärkere Kontrolltätigkeit zu bekämpfen, so suchte die neue Verwaltung eine Zusammenarbeit mit den lokalen Flüchtlingsorganisationen.

Anmerkungen

1 Begründet wurden die Massnahmen mit der «Greuelhetze», welche die Juden des Auslands gegen das neue Reich angeblich seit Wochen betrieben hätten. Die Wirklichkeit sah jedoch ganz anders aus. Tatsächlich war die vielfach kritische Haltung des Auslandes, übrigens keineswegs nur der jüdischen Kreise, eine Reaktion darauf, was in Deutschland mit den sogenannten «Feinden des neuen Staates» schon vor dem 1. April geschehen war.

2 Vgl. Hermann Wichers, S. 48ff.

3 Diplomatische Dokumente der Schweiz, Bd. 10, Dokument Nr. 257, S. 626. Aide-mémoire des Chefs der Polizeiabteilung im EJPD, H. Rothmund. Bern, 4. April 1933.

Schatten des Dritten Reiches auch über Riehen

Für die beiden Grenzdörfer Riehen und Bettingen in ihrer exponierten Lage jenseits des Rheins bedeutete die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten den Beginn einer unsicheren, oft gefahrvollen Zeit. Die Bevölkerung, die bis anhin durch nachbarliche, oft auch verwandtschaftliche Beziehungen mit den umliegenden badischen Gemeinden verbunden war, wurde schon bald mit den neuen Verhältnissen in Deutschland konfrontiert. Kurz nach dem 30. Januar 1933 tauchten an Velos und Autos deutscher Grenzgänger Hakenkreuzwimpel auf, und am 14. März 1933 wurde auf dem Bahnhof Riehen, einer Station der badischen Wiesentalbahn, neben der deutschen Nationalflagge erstmals die Hakenkreuzfahne gehisst. Werner Hungerbüh-



Die Hakenkreuzfahne auf dem Riehener Bahnhof. Aufnahme um 1934.

ler, der damalige Redaktor der Arbeiter-Zeitung, riss die Fahne zwar anderntags herunter, doch sie wurde erneut aufgezogen.[1]

Auch an den Grenzübergängen wurde die Stimmung gereizter. Grenzwächter berichten, dass bereits 1933 SA-Leute versuchten, über Schweizergebiet von Lörrach nach Grenzach zu gelangen, was ihnen verwehrt wurde. Es kam zu Wortwechseln, ja selbst zu Schlägereien.[2] *Erhöhte Wachsamkeit war nötig, oder, wie es die «Schweizer Illustrierte Zeitung» im November 1933 zu einer Fotografie von zwei Riehener Grenzwächtern im pathetischen Stil der Zeit schrieb: «Rotweisse Grenzpfähle umgürten das Hoheitsgebiet der Eidgenossenschaft. Sie trennen als äusseres Merkmal Hüben und Drüben ...»*[3]

Viele Riehener und Bettinger zogen es vor, in diesen Jahren nicht mehr nach Deutschland zu gehen und das vorher so beliebte Ausflugsgebiet des Schwarzwaldes zu meiden. Das «Heil-Hitler-Zeug» ging ihnen auf die Nerven, wie eine Zeitzeugin es ausdrückt.[4] *Andere wurden sogar bedroht und auf «Schwarze Listen» gesetzt, wenn sie zu ihrer demokratischen Überzeugung standen.*[5] *Anderseits gab es auch in Riehen mehr oder weniger aktive Mitläufer der Nazis, die die neuen Verhältnisse im Nachbarland begrüssten. Aus diesen Gegensätzen entwickelte sich ein zum Teil heftiger Deutschenhass, den auch seit langem hier niedergelassene Deutsche und deren Kinder zu spüren bekamen, und der auch nach dem Krieg noch viele Jahre lang andauerte.*

Die Riehener und Bettinger Bevölkerung wurde in jenen Jahren noch selten mit Flüchtlingen konfrontiert, die sich aus Hitler-Deutschland zu retten suchten, und die Chroniken der verschiedenen Grenzwachtposten erwähnen die Flüchtlinge mit einer Ausnahme überhaupt nicht; nur in der Chronik des Postens Inzlingerstrasse findet sich der Vermerk:

«Kurze Zeit, nachdem sich Hitler in Deutschland der Staatsleitung bemächtigt hatte, setzten dort die Judenverfolgungen ein, was uns zahlreiche Flüchtlinge über die Grenze brachte, auch Riehen bekam einen Teil davon.»[6]

Dass aber politische Kreise in dieser Zeit auch in Riehen bereits intensiv in der Fluchthilfe engagiert waren, zeigt der Bericht des Zeitzeugen Heiri Strub.

Anmerkungen
1 Vgl. N. Jaquet: Riehen im Zweiten Weltkrieg, S. 77f.
2 Siehe Bericht A. Schmocker, S. 100.
3 Siehe Bild S. 14.
4 Siehe Bericht M. Schiegg, S. 47.
5 Siehe Bericht G. Blessing, S. 133.
6 Chronik Grenzwachtposten Inzlingerstrasse, S. 9.

Geheimadresse Paradiesstrasse

Mein Elternhaus an der Paradiesstrasse 30 ist bei verschiedenen Emigranten fast legendär. Mein Vater Walter Strub – er war Gewerbeinspektor, Mitbegründer der Basler kommunistischen Partei, Grossrat und Mitglied des Weiteren Gemeinderates Riehen – machte in den zwanziger und dreissiger Jahren politische Kulturarbeit im kommunistischen Sinne und pflegte intensive Kontakte zu Verleger- und Intellektuellenkreisen in Deutschland. In der Gesellschaft «Das neue Russland» veranstaltete er Vorträge mit bekannten Architekten, Autoren und andern, Russland nahestehenden Persönlichkeiten. Er hatte Verbindung zu den Berliner Verlegern Willi Münzenberg und Wieland Herzfelde, besorgte Bücher bekannter kommunistischer Autoren aus ihren Verlagen und kümmerte sich hier um den Buchvertrieb. Viele dieser Leute verkehrten und wohnten in unserem Haus.

HEIRI STRUB
Geboren 1916 in Riehen
Maler, Grafiker, Illustrator
Mitbegründer der Partei der Arbeit, Basel

Gespräch vom 30. November 1995,
Tonband

Nach Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 wurde diese Verbindung dann benützt, und unser Haus diente als Anlaufstelle für Flüchtlinge und Emigranten. So rief zum Beispiel im Frühsommer 1933 Babette Gross, die Frau und Mitarbeiterin des Verlegers Willi Münzenberg, meinen Vater aus Lörrach an und bat ihn, hinüber zu kommen. Meinem Vater war sofort klar, dass sie auf der Flucht war, und er traf sie am Abend in einem Café in Lörrach. Dann führte er sie, mit seinem Pass im Sack, am Arm über die Grenze, auf dem Weg der Bahnlinie entlang. Meine Mutter war gross, eine stattliche Frau, und Babette Gross hatte eine ähnliche Figur, und so schmuggelte er sie als seine «Gattin» im Dunkeln an den Zöllnern vorbei. Das ging damals also noch relativ schmerzlos.

Auch Friedrich Wolf, Arzt und Schriftsteller aus Stuttgart, der mit seinen provokatorischen Stücken wie «Zyankali» gegen die Abtreibungsparagraphen oder «Die Jungen von Mons» gegen den Faschismus bekannt geworden war, benützte die erste Gelegenheit, in die Schweiz zu kommen. Anlässlich seiner früheren Besuche in Basel, wo er Vorträge gehalten und seine Stücke zur Aufführung gebracht hatte, riet ihm mein Vater, seinen Pass mit den russischen Visa zu beschädigen – man tat dies am besten, indem man ihn in Seifenlauge einweichte – und einen neuen zu beantragen. 1933 war dies sein Glück: Als auch in Stuttgart die Verfolgungen einsetzten, fuhr er mit seiner Skiausrüstung in den Schwarzwald und kam an einem

Sonntagabend mit seinem nagelneuen Pass unbehindert im Touristenstrom beim Badischen Bahnhof in die Schweiz. Bereits im März 1933 schrieb er die erste Schrift über den Reichstagsbrand, eine flammende Anklage gegen den Nationalsozialismus[1]; sie wurde in Basel gedruckt, und ich gestaltete den Umschlag dazu, mit einem von Hand geschnittenen Bleischnitt.

Ende 1933 musste man auch die Familie von Friedrich Wolf nach Basel holen. Mein Vater organisierte die Flucht, zusammen mit einem befreundeten Spenglermeister, einem der wenigen Autobesitzer in seinem Bekanntenkreis, der die Gattin Else Wolf und die beiden Buben in Stuttgart mit seinem Wagen abholte. An der Grenze zeigte er nur seinen Pass und die Autopapiere und gab die Flüchtenden als seine Familie aus, worauf sie ohne Probleme einreisen konnten. Friedrich Wolf reiste mit seiner Familie nach einiger Zeit nach Moskau weiter. Anfangs 1939, auf dem Weg ins Republikanische Spanien, wurde er in Paris von der französischen Polizei verhaftet und in das französische Lager Le Vernet gesteckt. Seine Briefe und das Manuskript seines Dramas «Beaumarchais» schmuggelte ein Lageroffizier aus dem Lager; sie gelangten dann über die Paradiesstrasse in Riehen nach Moskau. Meine Mutter schrieb grosse Teile der Briefe sicherheitshalber ab, bevor sie sie weiterleitete, und da die Originalbriefe im Krieg verloren gingen, liegen diese Abschriften heute im Wolf-Archiv in Berlin-Lehnitz.

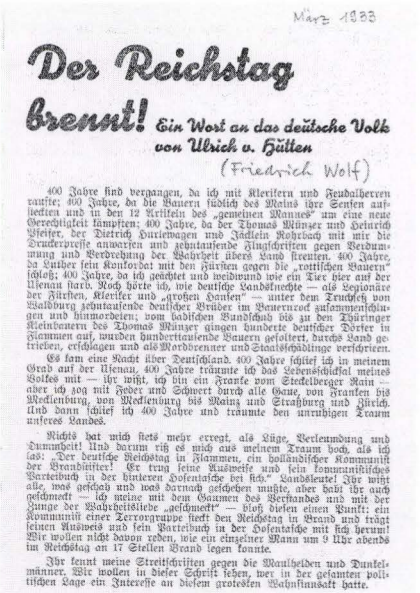
Diese und andere Emigranten, wie zum Beispiel der tschechoslowakische Sänger und Dichter Louis Fürnberg, gingen in unserm Haus ein und aus, eifrig beobachtet von einem Geschäftsmann, dessen Büro gegenüber unserm Hauseingang an der Paradiesstrasse lag. Er meldete seine Beobachtungen laufend der Polizei; mein Vater wurde dann vom damaligen Polizeidirektor, Regierungsrat Carl Ludwig, verwarnt, er habe Emigranten im Haus, das könne er sich als Beamter nicht leisten. Mein Vater liess sich nicht einschüchtern, doch von diesem Zeitpunkt an benützten unsere Gäste den Hintereingang durch die Waschküche und den Gartenausgang am Gatternweg, ausser Sichtweite des spionierenden Nachbarn. Ein anderer Nachbar an der Burgstrasse besass eine Fabrik im Wiesental und war Nazifreund – für uns eine ungemütliche Situation in jenen Jahren.

Einer, der ziemlich lange bei uns wohnte, war Adolf Hunzinger, genannt «Waldi», ein gemütlicher, leutseliger Badenser, Parteimann aus Lörrach, mit dem wir schon seit den zwanziger Jahren befreundet waren. Er arbeitete 1933 als Metallarbeiter in einer Firma in Badisch-Rheinfelden. Dort passierte ein schwerer Unfall: Einem Arbeiter wurden durch ein herabstürzendes Werkstück beide Beine zerquetscht. Unter Hitler wurde die Rüstungsindustrie und alle damit zusammenhängenden Industrien forciert. In allen Betrieben hing damals die Parole: «Dass ihr arbeiten könnt, verdankt ihr

dem Führer!» Hunzinger konnte nicht aufs Maul sitzen und sagte zu dem verletzten Arbeiter: «Dass de d'Bei abhesch, danksch em Führer!» Das Spitzelsystem im Betrieb funktionierte; er wurde umgehend aufs Lohnbüro zitiert und erhielt die fristlose Kündigung. Dort gab ihm einer den Wink: «Geh nicht durch den Vorderausgang!» – er wäre unverzüglich verhaftet worden –, und darum verliess er das Werkgelände auf Umwegen und bestieg in Rheinfelden sofort den nächsten Zug nach Basel. Er löste ein Billet über Basel hinaus – das machte man immer so, um nicht aufzufallen. Aber er wagte es nicht, im Badischen Bahnhof auszusteigen, sondern sprang vor dem Bahnhof ab – die Türen waren damals ja noch offen –, rollte den Bahndamm hinab und meldete sich bei den Basler Behörden.

Sein Aufenthalt als Emigrant wurde akzeptiert; er durfte aber, wie alle Emigranten, nicht arbeiten, sondern musste von Flüchtlingsorganisationen unterstützt werden. Es gab verschiedene Flüchtlingsorganisationen; die unsere hiess «Rote Hilfe» und war schon nach 1918 in Deutschland gegründet worden. Erfreulicherweise war die Zusammenarbeit und Koordination zwischen der jüdischen Flüchtlingshilfe, der «bürgerlichen» Hilfe und unserer Organisation in Basel recht gut. Die «Rote Hilfe»




März 1933

Der Reichstag brennt! Ein Wort an das deutsche Volk von Ulrich v. Hütten

(Friedrich Wolf)

400 Jahre sind vergangen, da ich mit Klerikern und Feudalherren rauste; 400 Jahre, da die Bauern südlich des Mains ihre Sensen aufblickten und in den 12 Artikeln des „gemeinen Mannes" um eine neue Gerechtigkeit kämpften; 400 Jahre, da der Thomas Münzer und Heinrich Pfeifer, der Dietrich Hurlewagen und Jäcklein Rohrbach mit mir die Druckerpresse anwarfen und zehntausende Flugschriften gegen Verdummung und Verdrehung der Wahrheit übers Land streuten. 400 Jahre, da Luther sein Konkordat mit den Fürsten gegen die „rottischen Bauern" schloß; 400 Jahre, da ich geächtet und heimatlos wie ein Tier hier auf der Ufenau starb. Noch hörte ich, wie deutsche Landsknechte — als Legionäre der Fürsten, Kleriker und „großen Hansen" — unter dem Teutsch von Waldburg zehntausende deutscher Brüder im Bauernrock zusammenschlugen und hinmordeten; vom badischen Bundschuh bis zu den Thüringer Kleinbauern des Thomas Münzer gingen hunderte deutscher Dörfer in Flammen auf, wurden hunderttausende Bauern gefoltert, durchs Land getrieben, erschlagen und als Mordbrenner und Staatsschädlinge verschrieen.

Es kam eine Nacht über Deutschland. 400 Jahre schlief ich in meinem Grab auf der Ufenau, 400 Jahre träumte ich das Lebensschicksal meines Volkes mit — ihr wißt, ich bin ein Franke vom Steckelberger Rain — aber ich zog mit Feder und Schwert durch alle Gaue, von Franken bis Mecklenburg, von Mecklenburg bis Mainz und Straßburg und Zürich. Und dann schlief ich 400 Jahre und träumte den unruhigen Traum unseres Landes.

Nichts hat mich stets mehr erregt, als Lüge, Verleumdung und Dummheit! Und darum riß es mich aus meinem Traum hoch, als ich las: „Der deutsche Reichstag in Flammen, ein holländischer Kommunist der Brandstifter!" Er trug seine Ausweise und sein kommunistisches Parteibuch in der hinteren Hosentasche bei sich." Landsleute! Ihr wißt alle, was geschah und was darnach geschehen mußte, aber habt ihr auch gemerkt — ich meine mit dem Gaumen des Verstandes und mit der Zunge der Wahrheitsliebe „geschmeckt" — blieb diesen einen Punkt: ein Kommunist einer Terrorgruppe steckt den Reichstag in Brand und trägt seinen Ausweis und sein Parteibuch in der Hosentasche mit sich herum! Wir wollen nicht davon reden, wie ein einzelner Mann um 9 Uhr abends im Reichstag an 17 Stellen Brand legen konnte.

Ihr kennt meine Streitschriften gegen die Maulhelden und Dunkelmänner. Wir wollen in dieser Schrift sehen, wer in der gesamten politischen Lage ein Interesse an diesem grotesken Wahnsinnsakt hatte.

Der Schriftsteller Friedrich Wolf verfasste im März 1933, kurz nach seiner Flucht in die Schweiz, die erste Schrift über den Reichstagsbrand. Umschlaggestaltung durch den damals 17jährigen Heiri Strub.

überprüfte alle, die als kommunistische Flüchtlinge zu uns kamen, in einem Verhör. Wenn sie «sauber» waren, wurden sie unterstützt und wenn möglich in privaten Quartieren untergebracht.

Es gab «legale» und «illegale» Flüchtlinge. Erstere konnten, auch wenn sie illegal über die Grenze gekommen waren, bei den Behörden angemeldet und legalisiert werden; sie durften dann bis zu ihrer Weiterreise hier bleiben. Illegale aber, die auf der Schwarzen Liste standen und sofort abgeschoben worden wären, wurden versteckt, zum Teil jahrelang. Regierungsrat Fritz Brechbühl, Leiter des Polizeidepartements seit 1935, der in Bern Einsicht in die Akten der Bundespolizei hatte, gab der «Roten Hilfe» immer wieder Hinweise, wer legalisiert werden konnte und wer versteckt oder so schnell als möglich weitergeschickt werden musste.

Waldi Hunzinger arbeitete mit der «Roten Hilfe» zusammen bei der Quartierbeschaffung. Mit meinem alten Armeevelo fuhr er in Basel und Umgebung herum und suchte immer wieder neue Unterkünfte für Emigranten, denn man musste das Quartier gelegentlich wechseln, einmal wegen der Belastung für die Gastgeber, dann aber auch wegen der Polizei, die überall aufpasste. Waldi Hunzinger fiel nicht auf, er sprach den gleichen Dialekt wie wir und konnte sich in der Stadt frei bewegen. Nach Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges ging er, wie so viele kommunistische Emigranten, nach Spanien, und nach einem langen, schmerzvollen Weg über ein französisches Lager, Deportation durch die Nazis, und einer vier Jahre dauernden Gefangenschaft im Konzentrationslager Dachau kam er 1945 zu Fuss nach Lörrach zurück, krank und geschwächt. Erst viele Jahre später, in der DDR, trafen wir uns wieder.

Viele Emigranten gingen so durch unser Haus. Wir konnten uns später nicht mehr aktiv an der Fluchthilfe beteiligen, da wir zu bekannt waren, sondern nur noch als Quartiergeber und durch die Verteilung von Propagandamaterial mithelfen. Aber andere blieben aktiv, wie zum Beispiel eine kommunistische Eisenbahnergruppe im Badischen Bahnhof, die Fluchthilfe organisierte und illegale Schriften transportierte, oder der Gaswerkarbeiter Hans Ruprecht, der durch seinen Garten in Riehen, direkt an der Grenze im Stettenfeld, mehrmals Flüchtlinge hinüberschleusen konnte. Er kannte alle Grenzwächter und ihre Touren.

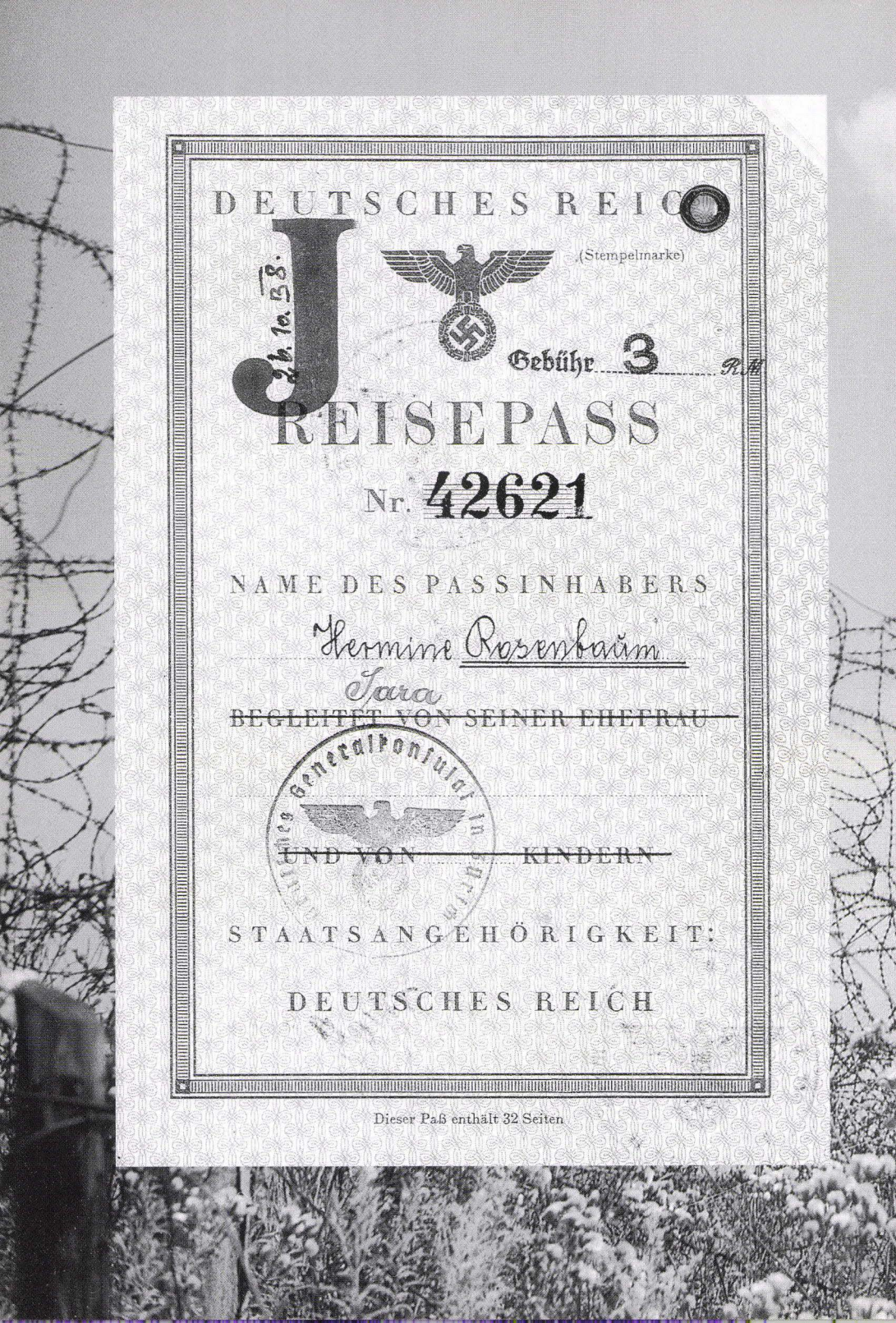
1939 kamen alle Emigranten in Internierungslager und durften sich nicht mehr frei bewegen. Erst gegen Ende des Krieges wurde man wieder etwas freizügiger; da durften dann die Lagerinsassen gelegentlich an Sonntagen in die Stadt kommen und bei Familien, die sich gemeldet hatten, zu Mittag essen. Meine Mutter beherbergte immer wieder Leute; sie war eine couragierte Frau und sprach oft bei der Polizei vor, um sich für einzelne Emigranten einzusetzen. Während des Krieges kamen dann auch

noch die russischen Kriegsgefangenen dazu, die zum Teil schwimmend über den Rhein aus Deutschland geflüchtet waren; mehrere, die dabei erschossen worden sind, liegen auf dem Friedhof Hörnli.

Die Stimmung in Riehen in jenen Jahren war gemischt; neben Leuten, die sich für Flüchtlinge einsetzten, gab es auch solche, die mit den Nazis sympathisierten, wie unser Nachbar. Man sprach wenig über diese Dinge, um sich und andere nicht zu gefährden. Riehen war ja Hinterland, und jeder wusste, dass es bei einem Einmarsch der Deutschen aufgegeben worden wäre. 1940 zog ich mit meiner Mutter und meiner Freundin, meiner jetzigen Frau, ins Grossbasel - mein Vater war schon 1938, drei Monate vor dem Ausschluss der Kommunisten aus dem Staatsdienst, gestorben - wo wir während zwei Wochen die Entwicklung der Kriegshandlungen nördlich und westlich unserer Grenzen abwarteten. Als die grösste Gefahr vorbei war, kehrten wir nach Riehen zurück, wo wir die restlichen Kriegsjahre verbrachten.

Anmerkung

1 (Friedrich Wolf): Der Reichstag brennt! Ein Wort an das deutsche Volk von Ulrich v. Hutten, Zürich März 1933.



DEUTSCHES REICH

J

Gültig bis 10. 38.

(Stempelmarke)

Gebühr 3 RM

REISEPASS

Nr. 42621

NAME DES PASSINHABERS

Hermine Rosenbaum

Sara

~~BEGLEITET VON SEINER EHEFRAU~~

~~UND VON KINDERN~~

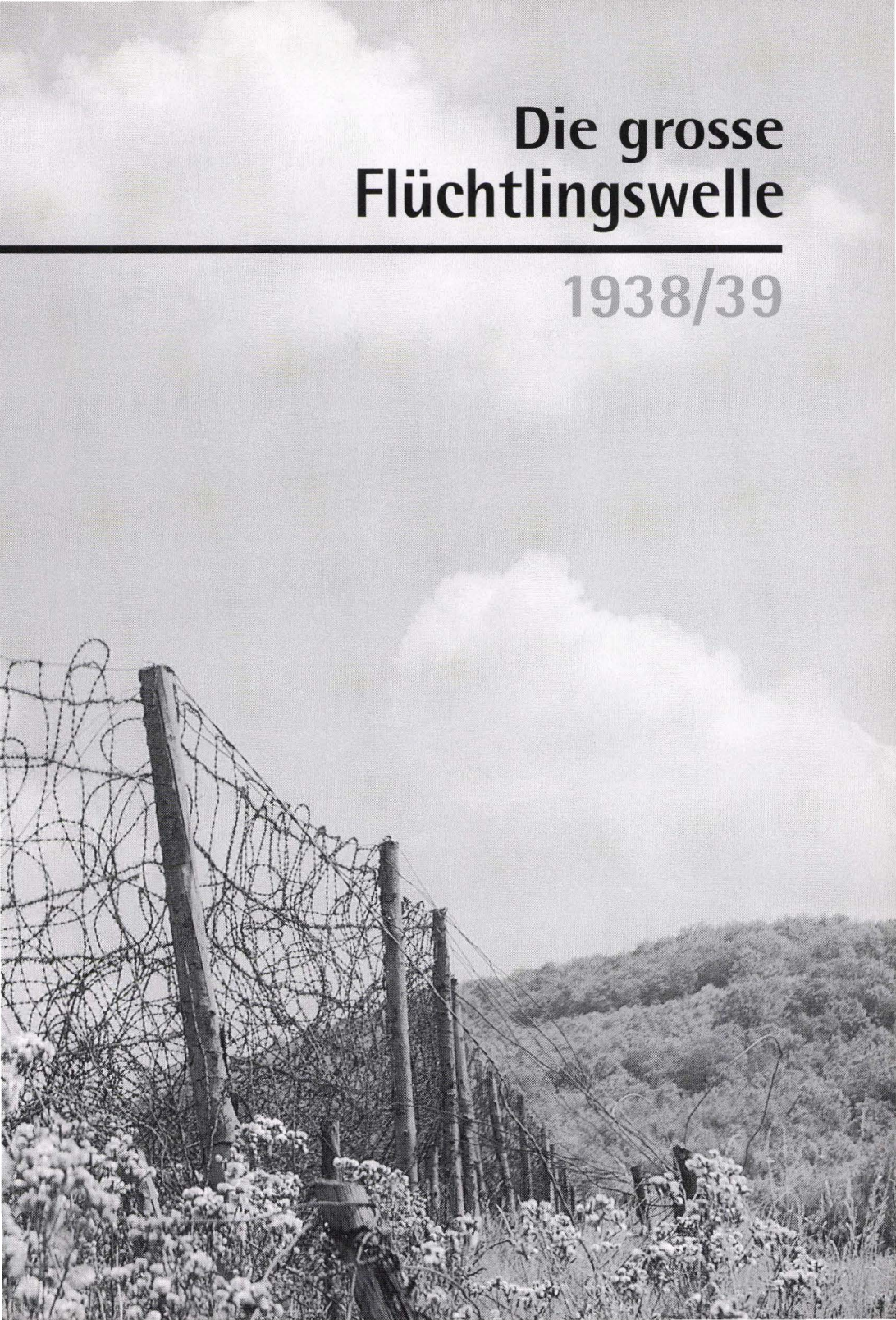
STAATSANGEHÖRIGKEIT:

DEUTSCHES REICH

Dieser Paß enthält 32 Seiten

Die grosse Flüchtlingswelle

1938/39



Gejagt, gedemütigt und ermordet

Nachdem die deutsche Wehrmacht am 12. März 1938 unter dem Jubel eines grossen Teils der Bevölkerung in Österreich einmarschiert war, begannen bereits erste Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung. Viele Juden versuchten in der Folge, in die Nachbarstaaten zu fliehen oder wurden von den österreichischen Nationalsozialisten über die Grenze gejagt. Parallel zur Entrechtung und Vertreibung der Juden in Österreich, das in «Ostmark» umbenannt wurde, nahmen auch im «Altreich» die Verfolgungen an Umfang, Schärfe und Härte zu. Am 26. April 1938 erliess Göring ein Gesetz, das die Juden unter Androhung einer gerichtlichen Verfolgung zwang, ihr gesamtes Vermögen bei den Behörden anzumelden. Laut diesem Gesetz konnte der «Beauftragte für den Vierjahresplan» dann über das gesamte angemeldete Eigentum «entsprechend der Bedürfnisse der deutschen Wirtschaft verfügen».

Neben dieser offensichtlichen Beraubung der jüdischen Bürger Deutschlands setzten die Nationalsozialisten auch bewusst physischen und psychischen Terror ein, um die Leute zur «Auswanderung» zu bewegen. So wurden zum Beispiel Mitte Juni 1938 in Berlin etwa 1'500 Juden von der Strasse weg oder in den Kaffeehäusern ohne Grund verhaftet und ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt. Allein für 146 von ihnen bedeutete dies in den nächsten drei Monaten den Tod. Neue gesetzgeberische Massnahmen schränkten die Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit der Existenzsicherung der jüdischen Bürger stark ein. Viele Massnahmen liessen darauf schliessen, dass der jüdischen Bevölkerung noch viel Schlimmeres bevorstand. So schreibt der amerikanische Botschafter am 22. Juni 1938 nach Washington: «Die gegenwärtige Kampagne gegen die Juden übertrifft ... alles dieser Art seit Anfang 1933.»[1]

Bereits am 23. Juli 1938 wurden die Juden gezwungen, sich eigene Kennkarten ausstellen zu lassen, kurze Zeit später nötigte man sie, ihrem eigenen einen zusätzlichen Vornamen hinzuzufügen. Männer mussten durch diese Verordnung vom 17. August den Vornamen «Israel», Frauen den Vornamen «Sara» führen. Wer dies im Geschäfts- und Amtsverkehr nicht tat, hatte mit einer Gefängnisstrafe zu rechnen. Alles deutete auf eine gewaltsame Lösung der «Judenfrage» hin. Am 5. Oktober 1938 mussten die deutschen Juden ihre Reisepässe innert vierzehn Tagen abliefern. Sie wurden erst wieder für das Ausland gültig, wenn sie mit einem roten «J» versehen waren (siehe auch S. 33).

Bild Seite 28:
Auf Veranlassung der Schweiz wurden Pässe der deutschen und österreichischen Juden mit einem grossen roten «J» gekennzeichnet – eine Massnahme, die es der Schweiz ermöglichte, jüdische Flüchtlinge an der Grenze zu erkennen und abzuweisen.

Am 28. und 29. Oktober 1938 verhafteten die deutschen Behörden etwa 18'000 polnische Juden und schoben sie anschliessend mit aller Brutalität über die Grenze nach Polen ab. Unter diesen Juden befand sich auch eine Familie Sendel Grynspan aus Hannover. Ausser 10 Mark besass die Familie nichts mehr. In ihrer Verzweiflung schrieb die Tochter eine Postkarte an den bereits zuvor «ausgewanderten» Bruder Henschel, der seit über zwei Jahren in Paris in der Illegalität lebte und dort auf ein Einreisevisum nach Palästina wartete. Diese Postkarte erhielt Henschel Grynspan am 3. November 1938. In seiner Verzweiflung kaufte er sich einen Revolver und erschoss vier Tage später in Paris den Legationsrat der Deutschen Botschaft, Ernst vom Rath. Diese Tat war den Machthabern in Deutschland hochwillkommen. Sie wurde zur Verschwörung des «Weltjudentums» gegen das Deutsche Reich emporstilisiert und diente dazu, die «Judenpolitik» des Dritten Reiches entscheidend und in verschärfter Form voranzutreiben.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurde der organisierte «Volkszorn» in ganz Deutschland auf die Juden, deren Häuser und Gebetshäuser losgelassen. In dieser, später von den Nazis «Reichskristallnacht» genannten Aktion, wurden beinahe alle noch bestehenden Synagogen in Brand gesetzt und zerstört. Die Feuerwehr und die Zivilbevölkerung sahen tatenlos zu. Die Zahl der Todesopfer durch Mord, als Folge von Misshandlungen, Schrecken und Verzweiflung ging in die Hunderte, mindestens 30'000 zumeist wohlhabende Juden wurden ohne rechtliche Grundlage verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt. Niemand weiss, wie viele von ihnen lebend zurückkamen. Auf den Strassen häuften sich die Scherben der zerstörten 7'500 jüdischen Geschäfte – viel mehr hat es damals kaum gegeben. Die Leistungen der Versicherungen im Umfang von 225 Millionen Reichsmark strich der nationalsozialistische Staat ein. Zusätzlich wurden die Juden zu einer «Sühneleistung» von einer Milliarde Reichsmark verurteilt.

Als Folge dieser Pogrome verliessen in den Jahren 1938 und 1939 etwa 120'000 Juden den deutschen Machtbereich, fast so viele wie in den fünf Jahren zuvor. Die meisten waren mittellos, selbst wenn sie kurz zuvor noch ein Vermögen besessen hatten. Sie wurden auf «legalem» Wege völlig ausgeplündert.

Für die Zurückgebliebenen und Zurückgewiesenen wurde die Situation immer unerträglicher. Eine Erwerbstätigkeit war seit Ende 1938 nur noch im Rahmen der eigenen Gemeinschaft möglich. Bereits seit Anfang 1939 lebten die Juden in Deutschland in einem fast völlig geschlossenen «Wirtschaftsghetto», in dem sie sich von den ersparten Reserven selbst ernährten. Was sie und diejenigen, denen die Flucht gelang, fortan vom Nationalsozialismus zu erwarten hatten, konnten sie und die demokratische Welt in einer Rede von Hitler selbst erfahren:

«...Wenn es dem internationalen Finanzjudentum inner- und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa!...»[2]

Schweizerische Flüchtlingspolitik in den Jahren 1938 und 1939

Zur Zeit des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in Österreich befanden sich in der Schweiz ungefähr 5'000 Flüchtlinge. An diesem 12. März hielt die eidgenössische Fremdenpolizei, die nicht erst seit 1938 ein Gespür für zu erwartende Flüchtlingsströme entwickelt hatte, die Grenzposten mit Nachdruck dazu an, die Einreisebestimmungen strikte durchzuführen. Am 28. März 1938 beschloss der Bundesrat auf Antrag des EJPD, für die Inhaber österreichischer Pässe den Visumzwang einzuführen, um Flüchtlinge aus dem ehemaligen Österreich vom schweizerischen Staatsgebiet fernzuhalten. Nur wenn der Flüchtling nachweisen konnte, dass er Verwandte oder ein Guthaben in der Schweiz besass, durfte eine Ausnahme gemacht werden. In solchen Fällen war das Gesuch der eidgenössischen Fremdenpolizei zu unterbreiten, die jedoch diese Gesuche auch in der Folgezeit nur sehr spärlich bewilligte.

Die Situation der Juden in Österreich begann sich dramatisch zu verschlechtern, und es kam aufgrund des Visumzwangs zu einer «illegalen Welle» von Flüchtlingen, die Einlass in die Schweiz begehrten. Dabei wurden sie von den deutschen Zoll- und Sicherheitsorganen oft mit falschen Ausweispapieren oder Tagesscheinen ausgestattet. Die verschiedenen Grenzorgane der Schweiz bemerkten, dass die Gestapo und die SS die Juden auf unbewachten Wegen in die Schweiz führten, ihnen noch vor dem Grenzübertritt die letzten Barschaften abnahmen und mit der Drohung, sie bei einer eventuellen Rückkehr sofort in ein Konzentrationslager zu schaffen, über die Grenze in die Schweiz schickten. Diejenigen Flüchtlinge, die versuchten, legal über die offiziellen Grenzübergänge in die Schweiz zu gelangen, wurden alle abgewiesen. Verschiedentlich ist es den schweizerischen Behörden gelungen, meist in Zusammenarbeit mit einer jüdischen Organisation in der Schweiz, die Flüchtlinge legal nach Frankreich zu bringen. Doch die Zahl der im Lande anwesenden jüdischen Flüchtlinge erhöhte sich ständig. Innerhalb weniger Wochen waren es 1'000, am 19. August bereits 1'500.

Heinrich Rothmund, der Chef der Polizeiabteilung, betrachtete diese Entwicklung mit grosser Sorge. Er fürchtete den Moment, wo die deutschen Behörden die österreichischen Pässe für ungültig erklären und sie durch deutsche Pässe ersetzen würden. Damit wären die zur Eindämmung des Flüchtlingsstromes getroffenen Massnahmen wirkungslos. Er versuchte deshalb auf diplomatischer Ebene Mittel und Wege zu finden, um die Einwanderung von Juden unter Kontrolle zu bringen. Von einem generellen Visumzwang gegenüber Deutschen sah die eidgenössische Fremdenpolizei jedoch ab, da eine solche Massnahme geschäftlichen und industriellen Interessen zuwidergelaufen wäre. So nahm man von der Schweiz aus direkt Kontakt mit den Berliner Behörden auf. Es kam zu geheimen Verhandlungen. Nach langem Hin und Her wurde vereinbart, dass der nationalsozialistische Staat die Pässe deutscher wie österreichischer Juden mit einem roten eingekreisten «J» kennzeichnen würde. Durch entsprechende Instruktionen ihrer diplomatischen Vertretungen sorgte die Schweiz dafür, dass Träger solcher Pässe ab sofort nur noch dann in die Schweiz einreisen konnten, wenn sie bei einem Konsulat eine Bewilligung eingeholt hatten. Diese Bewilligungen wurden jedoch äusserst restriktiv gehandhabt und grundsätzlich nur für die Durchreise erteilt. Der Bundesrat akzeptierte die vorgeschlagene Regelung in seiner Sitzung vom 4. Oktober 1938. Damit hielt die rassistische Gesetzgebung des Dritten Reiches auch Einzug ins Schweizer Asylrecht. Dieser Schandfleck in der Geschichte der eidgenössischen Fremdenpolizei kann nicht Rothmund allein angelastet werden. Das Eidgenössische Politische Departement (EPD), die Gesandtschaft in Berlin sowie der Gesamtbundesrat waren ebenfalls stark am Zustandekommen des Entscheids beteiligt. Erstaunlich ist dieses Ergebnis schweizerischer Flüchtlingspolitik jedoch nicht, denn der Beschluss des Bundesrates reihte sich folgerichtig an die vorangegangenen an und war die logische Konsequenz einer inhumanen Flüchtlingspolitik. Überraschen muss vielmehr die Zustimmung Deutschlands zu diesem stigmatisierenden «J», denn der Eintrag lief eigentlich der schon länger betriebenen Auswanderungspolitik der Nationalsozialisten zuwider. Das «J» im Pass machte die Juden nicht nur für schweizerische, sondern für alle Grenzpolizisten der Welt als Juden erkennbar, die nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren konnten. Dadurch wurde die Flucht in ein anderes Land oft genug erschwert, wenn nicht gar verunmöglicht.

In der Schweiz wurde der Entscheid des Bundesrates scharf kritisiert. Zu den Kritikern, die eher aus humanitären oder politischen Gründen opponierten, gesellten sich solche, die ökonomische anführten, vor allem im Bereich des Fremdenverkehrs. Der Schweizer Öffentlichkeit wurde jedoch die Komplizenschaft der eigenen Behörden bei dem «J»-Eintrag verschwiegen.[3] Erst aufgrund diverser Veröffentlichungen von Akten aus dem Archiv des «Deutschen Auswärtigen Amtes» durch die Westalliierten 1954 wurde die Schweizer Mittäterschaft

publik gemacht. In der Folge erhob der «Schweizerische Beobachter» schwere Vorwürfe gegen Heinrich Rothmund, die Schlüsselfigur der schweizerischen Flüchtlingspolitik. Auch seine Vorgesetzten, die Bundesräte Johannes Baumann und Eduard von Steiger, gerieten in der Presse zunehmend ins Zwielicht, was schliesslich dazu führte, dass der Bundesrat im Juni 1954 den Basler Rechtsprofessor und ehemaligen Regierungsrat Carl Ludwig mit einer Untersuchung zur schweizerischen Flüchtlingspolitik seit 1933 beauftragte.[4]
Nach der Einführung des «J-Stempels» hatten die jüdischen Flüchtlinge faktisch keine andere Möglichkeit mehr, als illegal in die Schweiz zu kommen. Der Oktober 1938 brachte dementsprechend auch wenig Flüchtlinge an die Schweizer Grenze, zumal die Unterstützung der illegalen Übertritte von Seiten der deutschen Grenzbehörden vorerst aufgehört zu haben schien. Dies änderte sich jedoch im November dramatisch, als sehr viele Flüchtlinge infolge der Pogrome in der Schweiz Schutz suchten. Die getroffenen Massnahmen konnten nicht verhindern, dass viele Flüchtlinge in der Angst um ihr Leben die Grenze schwarz überschritten. In der Folge verstärkten die Schweizer Behörden den Grenzschutz. Wer in Grenznähe den Zollbeamten in die Hände fiel, wurde umgehend wieder an die Grenze gestellt. Es kam zu vielen Rückweisungen an der Grenze. Gleichzeitig verweigerte die Gesandtschaft in Berlin den Antragstellern die legale Einreise in die Schweiz. Auch im Dezember 1938 hielt die Fluchtwelle in die Schweiz unvermindert an. Erst im Januar 1939 vermeldeten die Grenzwächter wieder «normale» Verhältnisse an der Grenze, und im März 1939 waren die «Judenflüchtlinge» schliesslich «zur Seltenheit geworden».

In Bern versuchte die eidgenössische Fremdenpolizei in der Zwischenzeit alles, um eine Zunahme der jüdischen Flüchtlinge in der Schweiz zu verhindern. Rothmund, der besonders erzürnt war über die vielen Visa, die die diplomatischen Vertretungen im Ausland ausstellten, setzte diese nun vermehrt unter Druck, doch restriktiver vorzugehen. Dem Generalkonsulat von Mailand wurde die Kompetenz zur Visaerteilung gar kurzfristig entzogen.

So schrieb Rothmund am 27. Januar 1939 an den schweizerischen Gesandten in Den Haag:

«Wir haben nicht seit zwanzig Jahren mit dem Mittel der Fremdenpolizei gegen die Zunahme der Überfremdung und ganz besonders gegen die Verjudung der Schweiz gekämpft, um uns heute die Emigranten aufzwingen zu lassen ... Wir müssen ... alle Emigranten weiterbringen, zum Beispiel auch Kinder und ganz junge Leute, die sich in ziemlich grosser Zahl bei uns aufhalten.»[5]

An mahnenden Stimmen einflussreicher deutscher Amtsträger fehlte es schon damals nicht. So äusserte der deutsche Staatssekretär, Ernst von Weizsäcker, bereits 1938 gegenüber dem schweizerischen Gesandten in Paris, Walter Stucki, seine Besorgnis über die in Deutschland verbliebenen 500'000 Ju-

den. Sie sollten «unbedingt irgendwohin abgeschoben werden, denn sie könnten nicht in Deutschland bleiben. Wenn jedoch, wie bisher, kein Land bereit sei, sie aufzunehmen, so gingen sie eben über kurz oder lang ihrer vollständigen Vernichtung entgegen».[6]

Humanere Praxis in Basel

Die grosse Mehrheit der Schweizer Bevölkerung billigte, wenn auch gelegentlich in Unkenntnis gewisser Entscheidungen, die damalige Asylpolitik. Doch immer wieder stiess die Asylpraxis des Bundes auch auf Opposition. Aus Humanität und aus Solidarität mit den Opfern des Hitler-Regimes protestierten linke und kirchliche Kreise. Ausserdem gab es da und dort auch Beamte, die die vorhandenen Weisungen freizügiger interpretierten oder ihren Handlungsspielraum ausschöpften, um Flüchtlingen zu helfen. Der Polizeichef des Kantons St. Gallen, Paul Grüninger, ging sogar so weit, die in den Akten vermerkten Eintrittsdaten abzuändern, um den Flüchtlingen die Wegweisung zu ersparen. 1939 wurde er deswegen entlassen und 1941 gerichtlich verfolgt.

Es gab neben St. Gallen jedoch noch einige wenige Kantone, die der harten Flüchtlingspolitik Berns nicht folgen wollten. Basel gehörte zu ihnen.

Unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich im März 1938 war die Lage an den Basler Grenzabschnitten noch verhältnismässig ruhig. Auch die kantonale Fremdenpolizei registrierte keine grossen Flüchtlingsströme. Im Juni 1938 begann sich die Situation zu verändern. Unter ständigem Druck der deutschen Grenzorgane flohen viele österreichische Juden in die Rheinstadt. Die Basler Polizei verschärfte deshalb am 31. Juli die Kontrollen bei den Zugankünften. Trotzdem gelang es vielen Flüchtlingen, illegal in die Stadt zu kommen. Um die Anzahl nicht zu gross werden zu lassen, was Rückstellungen wahrscheinlicher gemacht hätte, versuchte die Israelitische Fürsorge, sogenannte «Emigrantenpassagen» nach Frankreich zu organisieren. Es gelang ihr mit Zustimmung der Basler Behörden, täglich drei bis fünf Leute über die französische Grenze in Sicherheit zu bringen. Im August 1938 erreichte die Flüchtlingswelle einen ersten Höhepunkt. Es waren fast ausnahmslos Flüchtlinge, die unter Androhung von KZ-Haft gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen. Die meisten dieser illegal eingereisten jüdischen Flüchtlinge, die laut Weisung des EJPD hätten ausgewiesen werden müssen, durften im Kanton Basel-Stadt für kürzere, viele aber auch für längere Zeit bleiben. Rückstellungen an die deutsche Grenze blieben bis Mitte August die Ausnahme. Ferner zeigten die Basler Behörden in den Monaten Juni und Juli eine bemerkenswer-

te Toleranz gegenüber den von anderen Kantonen zugeführten Flüchtlingen, die zur Ausschaffung nach Basel transportiert worden waren. Diese liberale Politik führte allerdings zu einem raschen Anstieg der Flüchtlingszahlen in Basel. Am 16. August 1938 meldete die kantonale Fremdenpolizei, dass seit dem Juni 567 jüdische Flüchtlinge neu eingereist seien. 137 von ihnen hätten sich in der Folge wieder fortbegeben, was zusammen mit den bereits seit längerer Zeit anwesenden eine Gesamtzahl von 581 jüdischen Flüchtlingen ergebe.

Infolge der starken Zunahme und wegen der Grenzschliessung Frankreichs vom 18. August 1938 schritt nun auch die Basler Polizei zu Ausschaffungsaktionen. Sie begannen am 10. August 1938. Die überwiegende Mehrheit der Flüchtlinge wurde jedoch nicht ausgewiesen.

Ging die Zahl der illegal eingereisten jüdischen Flüchtlinge im Monat September 1938 deutlich zurück, so sollte sich dies im Oktober und vor allem im November drastisch ändern. Wegen der zunehmenden Gewalttätigkeit in Deutschland und vor allem nach den Novemberpogromen kam es zu einer deutlichen Zunahme illegal einreisender Flüchtlinge. Da sowohl die eidgenössischen wie auch die kantonalen Behörden versuchten, jede illegale Einreise zu verhindern, kam es vermehrt zu Rückweisungen. Im Grenzbereich, am Badischen Bahnhof, aber auch in Riehen spielten sich beschämende Szenen ab.

Nach einem Bericht eines hohen Offiziers des Polizeiinspektorates versuchten am Abend des 23. November 1938 in Riehen 13 jüdische Flüchtlinge, «schwarz über die Grenze» zu gelangen. Auf die Aufforderung hin, nach Deutschland zurückzukehren, hätten sich die Leute zunächst geweigert.

«Sie hätten sich z.T. wohl bis zur eigentlichen Grenzlinie zurückgezogen, versuchten aber, durch Schreien und Jammern Mitleid zu erwecken und die Zurückschaffung zu verunmöglichen, indem sie sich im Freien auf den Boden setzten und hinlegten. Andererseits sei zu beobachten, dass die deutsche Beamtenschaft jenseits der Grenze, vor deren Augen sich das missliche Schauspiel abwickle, sich um die Angelegenheit nicht bloss nicht annehme, sondern sich darüber im Gegenteil zu belustigen scheine.»[7]

Dennoch wurden diese Flüchtlinge zurückgestellt und den deutschen Behörden übergeben. Die Basler Flüchtlingspolitik sah nämlich vor, dass diejenigen Flüchtlinge, die im Grenzbereich erwischt wurden, zurückzuweisen seien. Wem es jedoch gelang, bis in die Stadt zu kommen oder schon vorher einflussreiche Leute beziehungsweise eine Flüchtlingshilfsstelle in Basel zu benachrichtigen, der hatte durchaus Chancen, eine Bewilligung für einen vorübergehenden Aufenthalt in Basel zu erhalten. Diese Praxis dürfte auch dem Ehepaar S. das Leben gerettet haben, weil die beiden Eheleute von Riehener Helfern nicht wie vorgeschrieben auf den Polizeiposten Riehen, sondern zur Israelitischen Fürsorge nach Basel gebracht wurden (siehe Seite 45).

Infolge des grossen Zustroms jüdischer Flüchtlinge im November und Dezember 1938 hatte sich der Bestand der jüdischen Flüchtlinge trotz über 70 Ausweisungen im Dezember 1938 stark erhöht. Im Januar und Februar 1939 haben die Basler Behörden – ausser jenen direkt an der Grenze – schliesslich nur noch wenige Rückstellungen verfügt. Die Folge dieser Politik war, dass sich einige jüdische Flüchtlinge, die laut Beschluss der eidgenössischen Fremdenpolizei hätten ausgewiesen werden müssen, immer noch in Basel aufhielten.

Die Ausweisungsverfügungen der eidgenössischen Behörden kamen in beinahe allen Fällen auf die gleiche Art zustande. Die Geschichte des Flüchtlings R. soll dies illustrieren.

Am 22. November 1938 schrieb die Tochter des Ehepaars R., die sich schon seit längerer Zeit in Basel befand, an die kantonale Fremdenpolizei und bat sie um die Einreiseerlaubnis für ihre Eltern. Das Gesuch wurde jedoch von der kantonalen Fremdenpolizei am 6. Dezember 1938 wegen «Überfremdungsgefahr», und weil die Weiterreise als nicht gesichert galt, abgelehnt. Da die Repressalien in Deutschland für die Familie immer unerträglicher wurden, floh der Vater dennoch illegal nach Basel.

Die kantonale Fremdenpolizei verweigerte R. zwar den Aufenthalt, gab ihm aber zwei Monate Zeit, seine Wiederausreise zu organisieren. Da schaltete sich die eidgenössische Fremdenpolizei ein, verkürzte die Aufenthaltsfrist auf einen Monat und dehnte die Wegweisung auf alle Kantone aus. Am 9. Januar 1939 bat die Israelitische Fürsorge bei der kantonalen Fremdenpolizei um eine Erstreckung der Ausreisefrist für R., da dieser von seinem im Ausland lebenden Sohn eine Bürgschaft erhalten habe. Am 13. Januar beantragte deshalb der Chef der kantonalen Fremdenpolizei bei der eidgenössischen Instanz eine Erstreckung bis zum 28. Februar 1939. Diese lehnte ab und bestand auf der Ausweisung. Die Basler Behörden weigerten sich jedoch, R. an die Grenze zu stellen und duldeten seinen weiteren Verbleib in der Stadt, bis er 1940 nach Santo Domingo ausreisen konnte.

Die Geschichte von R. blieb kein Einzelfall. Bis Ende Januar 1939 waren mindestens 138 Ausweisungsverfügungen der eidgenössischen Fremdenpolizei auf ähnliche Art nicht vollzogen worden. Dies veranlasste Bundesrat Baumann am 10. Februar 1939 beim Basler Gesamtregierungsrat vorstellig zu werden und ihn unter anderem über seine «falsch empfundene Menschlichkeitsvorstellungen» zu belehren. Der Bundesrat befürchtete zudem, dass die lange Anwesenheit «einer so grossen Zahl von Emigranten, unter denen sich viele befinden, die dem Bürger fremd erscheinen und seine Abneigung hervorrufen…, das Umsichgreifen einer antisemitischen Bewegung in der Schweiz» unterstützen könnte. Die Auseinandersetzung begann nun einen grundsätzlichen Charakter anzunehmen. Die eidgenössischen Behörden operierten aus der Distanz, vom Schreibtisch aus, auf der Basis abstrakter Akten und Statistiken und nicht zu-

letzt unter dem immer wieder erkennbaren Antisemitismus. Im Kanton hingegen, der die eidgenössischen Weisungen vollziehen sollte, wurde alles weitaus konkreter. Hier bestand der direkte Kontakt zum Flüchtling. Am 15. März 1939 verfasste der Chef der kantonalen Fremdenpolizei einen Bericht an seinen Departementsvorsteher. Daraus ging explizit hervor, weshalb die jüdischen Flüchtlinge nicht ausgeschafft worden waren.

«Unserer, in Emigrantenfragen seit Bestehen der Emigration aus Deutschland rücksichtsvollen Praxis folgend, haben wir die von der eidgenössischen Fremdenpolizei gewünschten Rückstellungen über die deutsche Grenze nicht ausgeführt. Wir haben uns in allererster Linie von rein menschlichen Überlegungen leiten lassen. Wer mit der Behandlung des Emigrantenproblems direkt zu tun hat, sieht jedenfalls ohne weiteres ein, dass die Überstellungen dieser 140 Menschen nicht durchführbar ist, ganz abgesehen davon, dass das Basler Volk eine solche Praxis seiner Fremdenpolizei scharf verurteilen würde, weil sie der traditionellen Hilfsbereitschaft der Stadt Basel widerspricht. [...]

Mit unserer humanen Praxis sind wir jedenfalls den Intentionen unseres Herrn Departements-Vorstehers und des Regierungsrates gefolgt.»[8]

Schon früher hatte Regierungsrat Fritz Brechbühl seinen Untergebenen klar gemacht, dass eine Ausweisung von Flüchtlingen, die sich bereits in der Stadt befanden, nur mit seiner Zustimmung erfolgen könne. Er war es auch, der die Ausweisungen verhindert hatte. Am 15. Mai 1939 beantwortete der Regierungsrat schliesslich die eidgenössische Beschwerde. Die Beanstandungen des EJPD wurden in «formalrechtlicher Beziehung» als richtig anerkannt. Was die Frage der «Überfremdung und im besonderen die Gefahr des wachsenden Antisemitismus» betreffe, so sehe der Regierungsrat im «Umstand, dass in Basel etwa 100–200 ausgewanderten ausländischen Juden während einiger Zeit Asyl gewährt wird», keine grosse Gefahr. Im Gegenteil erscheine es ihm «als ein Zeichen von Schwäche, wenn wegen dieser Mehrbelastung für die schweizerische Eigenart gefürchtet werden müsste» und man werde sich nicht zu einer Änderung der Praxis entschliessen können. Das hiess nichts anderes, als dass der Kanton Basel auch weiterhin illegal einreisenden Flüchtlingen Asyl gewähren würde. In dieser Frage konnte der Kanton sich gegenüber dem Bund durchsetzen. Brechbühl ging auch nicht auf den Kompromissvorschlag der eidgenössischen Fremdenpolizei vom 24. März 1939 ein. Diese hatte nämlich, wahrscheinlich um ihre Autorität wahren zu können, aus der Liste der nicht ausgewiesenen Flüchtlinge willkürlich «sechs jüngere ohne Anhang ausgelesen» und die Basler Behörden aufgefordert, wenigstens diese nach Deutschland auszuweisen. Doch auch sie wurden nicht an die Grenze gestellt.

Die Korrespondenz zwischen Bern und Basel lässt einige zentrale Fragen in der Flüchtlingspolitik erkennen. Zum einen verwiesen die Basler Behörden zu

Recht darauf, dass die Beamten in Bern die meisten Flüchtlinge, über die sie zu entscheiden hatten, kaum je zu sehen bekamen. Sie fällten ihre Entscheide am Schreibtisch und sahen weder das Leid noch die Verzweiflung der gehetzten und verjagten Menschen. Zum anderen beklagten die Basler Behörden aber auch die zunehmende Zentralisierung des Flüchtlingswesens. Die kantonalen Behörden gerieten je länger je mehr in Gefahr, zu einer reinen Vollzugsbehörde eidgenössischer Weisungen zu werden. Bei den legalen Einreisen hatte die kantonale Behörde ihre Kompetenzen bereits eingebüsst, denn jedes Einreisegesuch musste ja auch der eidgenössischen Fremdenpolizei vorgelegt werden. Zudem handhabten die eidgenössischen Behörden die Einreiseerlaubnis äusserst restriktiv, und zwar auch dann, wenn sich der Kanton bereit erklärt hatte, einen Aufenthalt im Kantonsgebiet zu gewähren. Dazu einige Beispiele:

Am 17. August 1939 stellte das Palästina-Amt in Basel, das sich bei den britischen Behörden um Einreisevisa nach Palästina für die jüdischen Flüchtlinge bemühte, ein Gesuch für ein jüdisches Ehepaar, welches sich zur Zeit in Italien befand. Die Weiterreise sei gesichert, da das Einreisezertifikat für die beiden Personen auf dem Britischen Konsulat in Basel bereitliege. Fünf Tage später gab die Basler Fremdenpolizei ihr Einverständnis für einen Aufenthalt von acht Tagen, während die eidgenössischen Behörden das Gesuch am 7. September 1939 ablehnten. Begründet wurde die Ablehnung mit «militärischen Massnahmen», was immer das auch heissen mochte, sowie mit der Auffassung, dass die Weiterreise nicht mehr genügend gesichert sei. Ebenso erging es einer in Villingen wohnhaften jüdischen Familie (Eltern und eine Tochter), die am 22. August von der kantonalen Fremdenpolizei eine Bewilligung erhalten hatte. Bern verweigerte jedoch die Einreise.

Am 12. Januar 1939 stellte ein Basler ein Gesuch für seinen in Stuttgart wohnhaften jüdischen Schwager und seine Familie. Für den Unterhalt der Flüchtlinge hinterlegte er eine Kaution von 5'000 Franken. Die kantonale Fremdenpolizei hatte gegen einen Aufenthalt von drei Monaten keine Einwände und bestand lediglich darauf, dass ein Visum für die USA in nächster Zeit erwartet werden konnte. Am 31. Januar wurde der Antrag jedoch von der eidgenössischen Fremdenpolizei mit der Begründung einer nicht gesicherten Weiterreise sowie der bereits geläufigen Formulierung einer drohenden «Überfremdung» abgelehnt. In einem Brief an den Gesuchsteller verwies die eidgenössische Fremdenpolizei zudem auf die «grosse Zahl der schon hier lebenden Emigranten».

Diese Beispiele machen deutlich, dass sich die eidgenössische Fremdenpolizei gegenüber Einreisegesuchen äusserst zurückhaltend verhielt. Die Kompetenz, über das Gesuch zu befinden, lag allein bei ihr. Dieser Trend verstärkte sich zusehends. Beklagte sich Bundesrat Baumann also über die vielen illegalen Einreisen, so war dies reine Heuchelei. Eine legale Einreise gab es aufgrund der

Politik der Bundesbehörden kaum. Die kantonalen Behörden konnten eine eigene, im Fall von Basel eher humanere Praxis nur noch gegenüber den illegal eingereisten Flüchtlingen durchsetzen. Genau dies versuchte die eidgenössische Fremdenpolizei aber zu verhindern.

Am 4. August 1939 beklagte sich Rothmund erneut beim Polizeidepartement. Er erwähnte vier «Fälle» – es handelte sich um vier verschiedene Familien -, in denen die Anweisungen der eidgenössischen Fremdenpolizei von den Basler Behörden wieder nicht ausgeführt worden seien. Aus diesem Grund forderte Rothmund das Polizeidepartement auf, «die Ausländer sofort vorzuladen ... und sie vor die Wahl zu stellen, entweder sofort unser Land zu verlassen oder nach Deutschland zurückzukehren.» Die Basler Behörden gaben jedoch nur in einem Fall nach, die anderen drei Familien konnten bleiben.

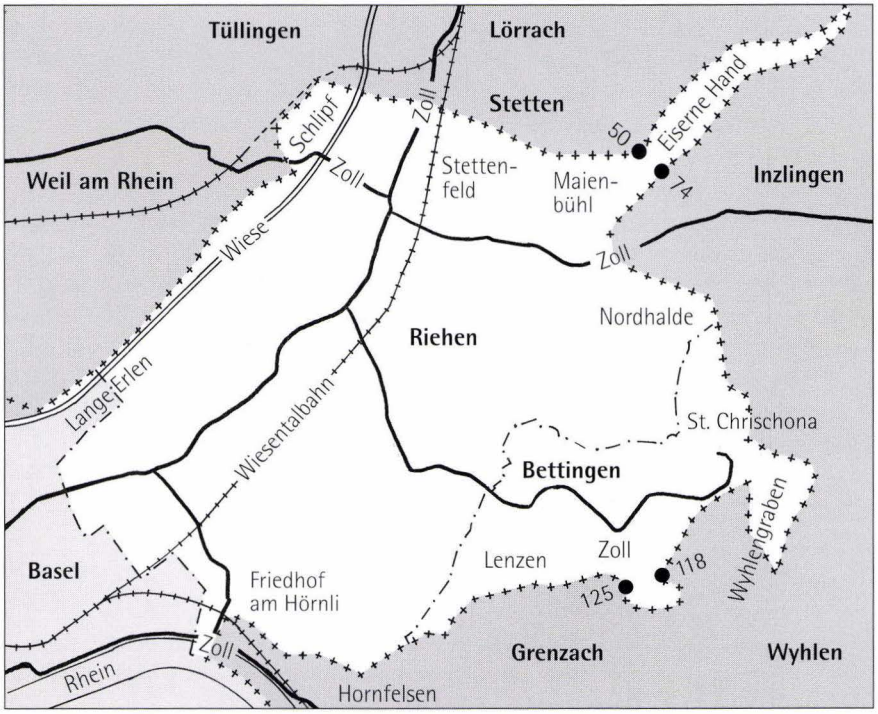
Die Basler Behörden hatten ihren humanitären Standpunkt gegenüber dem EJPD eindeutig definiert und waren trotz weiterer Druckversuche aus dem EJPD nicht bereit, davon abzurücken. Die Praxis der Basler Behörden wurde massgeblich vom sozialdemokratischen Polizeidirektor Fritz Brechbühl geprägt. Gerade in einer Zeit, in der die Schweiz den Juden aus Deutschland und Österreich den Zugang versperrte, bewiesen er und der mehrheitlich sozialdemokratische Regierungsrat die so dringend notwendige Humanität. Mehrere Zeitzeugen belegten diese Haltung (siehe Berichte Müller-Steffen und Strub, S. 52 und 26). Dass gleichzeitig aber Rückweisungen direkt an der Grenze mit aller Härte durchgeführt wurden, zeigt, wie schwierig es auch für humaner gesinnte Behörden war, in dieser Zeit konsequent Menschlichkeit zu beweisen. Basel war kein Einzelfall, auch St. Gallen, Zürich oder Schaffhausen hielten sich zum Teil nicht an die eidgenössischen Vorschriften. Ihnen und vielen Persönlichkeiten wie der «Flüchtlingsmutter» Gertrud Kurz, der Leiterin des «Basler Hilfswerks für Emigrantenkinder», Georgine Gerhard, oder dem «Flüchtlingspfarrer» Paul Vogt, um nur einige zu nennen, war es zu verdanken, dass überhaupt noch jüdische Flüchtlinge eingelassen wurden. Wäre es nach dem Willen des Bundesrates oder Rothmunds gegangen, so hätte die Schweiz schon im Herbst 1938 keine weiteren jüdischen Flüchtlinge mehr aufgenommen.

Anmerkungen

1 Zitiert in: Graml, S. 171.
2 Hofer: Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945, S. 277.
3 In der Schweiz wurde der «J-Stempel» auch zur Kennzeichnung der Akten jüdischer Flüchtlinge verwendet.
4 Carl Ludwig: Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957).
5 BA 2001 (D) 3, Bd. 267. Rothmund an den Minister de Pury 27. März 1939.
6 Vgl. Bonjour, Bd. III, S. 313.
7 StABS, PD-Reg 3, Nr. 30164 A, Bd.1. Bericht des Polizeihauptmanns an den Polizeiinspektor vom 24. November 1938.
8 StABS, PD-Reg 2,3 Teil II. Bericht des Chefs der kantonalen Fremdenpolizei an den Departementsvorsteher vom 15. März 1939.

Achtzehn Kilometer Grüne Grenze: Jüdische Flüchtlinge in Riehen

Als in den Jahren 1938/39 Zehntausende von deutschen und österreichischen Juden vor der Nazi-Verfolgung flüchteten, wurden auch Riehen und Bettingen mit der Not und dem Elend der Flüchtlinge konfrontiert. Die Landesgrenze zwischen den beiden Gemeinden und Deutschland ist achtzehn Kilometer lang und verläuft zum grössten Teil durch Wiesen und Wälder, oft in sehr unübersichtlichem Gelände. Diese Grüne Grenze bot ungezählte Fluchtmöglichkeiten. Ein Fluchtweg, der sehr häufig benutzt wurde, führte von Weil am Rhein über die Wiese und durch die Langen Erlen zur Tramlinie an der Aeusseren Baselstrasse oder direkt in die Stadt. Ebenso bekannt war der Weg von Lörrach-Stetten über die Eiserne Hand und das Maienbühl. Eine grosse Rolle spielte die Wiesentalbahn, deren Züge damals noch im Bahnhof Riehen anhielten, während die Station im Zweiten Weltkrieg weitgehend geschlossen wurde.



Auf Schweizerseite waren diese Abschnitte stark überwacht, doch angesichts der Länge der Grenze war eine lückenlose Überwachung illusorisch. Auf der deutschen Seite aber wurde den Flüchtenden durch Zoll- und Sicherheitsorgane oft der Weg gezeigt. Viele dieser Flüchtlinge fanden ihren Weg in die Stadt, wo sie auf Aufnahme hoffen durften; deutsche Fluchthelfer rieten ihnen immer wieder, sich nach dem illegalen Grenzübertritt so schnell und so weit als möglich von der Grenze zu entfernen.[1] Jene aber, die von Grenzwächtern oder Polizisten in Grenznähe aufgegriffen wurden – und zur Grenznähe gehörte offenbar das ganze Gemeindegebiet von Riehen und Bettingen – wurden unverzüglich der Polizei übergeben und von dieser wieder an die Grenze gestellt und den deutschen Grenzbeamten übergeben. Dokumente und Zeitzeugenberichte erzählen von Rückweisungen an den Grenzübergängen Lörrach-Stetten und Inzlingerstrasse; es ist anzunehmen, dass sie auch an andern Grenzposten durchgeführt wurden.

Im Basler Staatsarchiv existiert ein Dossier – eines der wenigen erhaltenen Dokumente über die Rückschaffung von Flüchtlingen aus Basel – welches Dokumente und Namen enthält von 56 «Emigranten, die von der Grenzpolizei zurückgewiesen wurden, da sich ihre Ausweispapiere nicht in Ordnung befunden haben». Sie sind datiert zwischen dem 9. Oktober 1938 und dem 16. März 1939.[2] Neben vielen Rückweisungsformularen von Personen, die auf dem Badischen Bahnhof von der Grenzpolizei angehalten und ausgewiesen wurden, finden sich auch Rapporte des Polizeipostens Riehen, welche den Mechanismus dieser Rückweisungen aufzeigen. Ein Beispiel vom 18. Dezember 1938:

«Betr. Verbotener Grenzübertritt (jüd. Flüchtling)
Sonntag, 18. Dez. 1938, 00.40 Uhr übergab Grenzwächter K., stat. Hauptzollamt Riehen-Stetten an Pol. M. und Unterzeichneten im Stettengrabenweg in Riehen einen jüdischen Flüchtling, welcher am oberen Stettengrabenweg kurz zuvor die Schweizergrenze auf verbotenem Wege passierte. Zwecks Personalienfeststellung wurde der Flüchtling nach dem Riehenposten verbracht.
N.N. von Wien, geb. 1914, Schreibmaschinenmechaniker, wurde nach eingehender Kontrolle um 01.30 Uhr den deutschen Zollbehörden am Zoll-Amt Lörrach-Stetten wieder ausgeliefert.»

Das Dokument auf der folgenden Seite belegt die Ausweisung von fünf jungen Menschen aus Wien.

Rapport des Polizeipostens Riehen über die Anhaltung und Ausschaffung von fünf jüdischen Flüchtlingen.

POLIZEIKORPS
DES KANTONS
BASEL-STADT

BASEL, den 19.Dez.1938.

Rapport von Pm. Rentsch, stat. Riehen.

An das Polizei-Inspektorat

BASEL

Betr.: Anhaltung jüdischer Flüchtlinge.

Montag, den 19.Dez.1938, 03.45 Uhr, wurden durch Grenzwächter F e h r, stat. Zollamt Inzlingerstrasse, am Hohlweg in Riehen die nachgenannten fünf jüdischen Flüchtlinge, welche von Wien kommend, über Lörrach - Maienbühl in die Schweiz zu gelangen suchten, angehalten und der Polizei übergeben.

, von Wien, geb. 8. April 1916, Schlosser - gehilfe, sowie dessen Ehefrau :

, geb. 6.Feb. 1916,

, von Wien, geb. 3.Jan.1920, Handlungs - gehilfe,

, von Wien, geb. 5.Dez. 1920, Schneiderlehrling,

, polnischer Staatsangehöriger, geb. 22.April 1920, Dachdecker,

alle wohnhaft gewesen in Wien.

Die Flüchtlinge wurden durch die Pm. Rickli, Staub A. und Unterz. nach dem Zollamt Lörracherstrasse begleitet und um 05.00 Uhr den deutschen Grenzbeamten übergeben. In ihren Pässen wurde der Vermerk " Zurückgewiesen " eingetragen.

sank bei der Eröffnung, dass sie wieder nach Deutschland zurückkehren müsse ohnmächtig zusammen und musste an die Grenze getragen werden.

(D)

Rentsch, Pm.

Basel, den 19 DEZ 1938

An Kant. Fremdenpolizei

Der Polizeiinspektor i. V.

Ein weiteres Beispiel vom 16. Dezember 1938:

«Abschieben von jüdischen Emigranten.
Freitag, den 16. Dez. 1938, um 00.10 Uhr wurden die beiden jüdischen Emigranten N.N., geboren 1900 in Wien, N.N., geboren 1896 in Wien, durch Pm [Polizeimann] R. und Unterzeichneter im Dorfe Riehen angehalten. Sie waren auf verbotenem Wege in die Schweiz eingereist und wurden um 01.10 beim Zollamt Lörrach-Stetten den deutschen Zollorganen übergeben. Der Pass des N.N. wurde mit einem Rückweisungsvermerk versehen.»

Jene, die diese Rückschaffungen ausführen mussten, waren durch die Ereignisse oft aufgewühlt. Natürlich gab es Grenzwächter und Polizisten, welche die von oben erteilten Befehle ohne Bedenken ausführten, im Bewusstsein, ihrem Auftrag zu gehorchen. Andere aber litten an dem Unrecht, das sie glaubten durchführen zu müssen, wollten sie nicht ihren Arbeitsplatz gefährden. Nicht von ungefähr schrieb der damalige Pfarrer von Riehen, Karl Brefin, über einen Riehener Grenzwächter nach dessen Tode: «Während der furchtbaren Monate des Krieges und jener grauenvollen Judenverfolgung und des Flüchtlingselendes habe ich Gelegenheit gehabt, tief in das mitleidsvolle, darunter schwer leidende Herz des Grenzwächters N.N. zu sehen.»[3]

Für die Menschen in den Grenzregionen war es wohl unmöglich, vom Flüchtlingselend jener Tage nichts zu wissen. Die Zeitungen waren voll von Berichten, Aufrufen und Kommentaren mit Titeln wie: «Das Problem der jüdischen Flüchtlinge», «Das Problem der gehetzten Menschen» oder «Wir können und müssen helfen – Öffnet die Grenzen».[4] *Fluchthelfer diesseits und jenseits der Grenze, vor allem aus linken Kreisen, wurden aktiv, aber auch Menschen in Riehen, die spontan auf das Elend reagierten. Es gab jedoch auch Leute, die eine Judenfeindlichkeit an den Tag legten, welche vom Geschäftsboykott gegen jene, die Juden halfen, bis zur eigentlichen Denunziation von Flüchtlingen reichte. In den Jahren 1938/39 wurde für die Riehener und Bettinger Bevölkerung das Herannahen des Krieges und die Grausamkeit der Judenverfolgung greifbar, wie die folgenden Zeitzeugenberichte zeigen.*

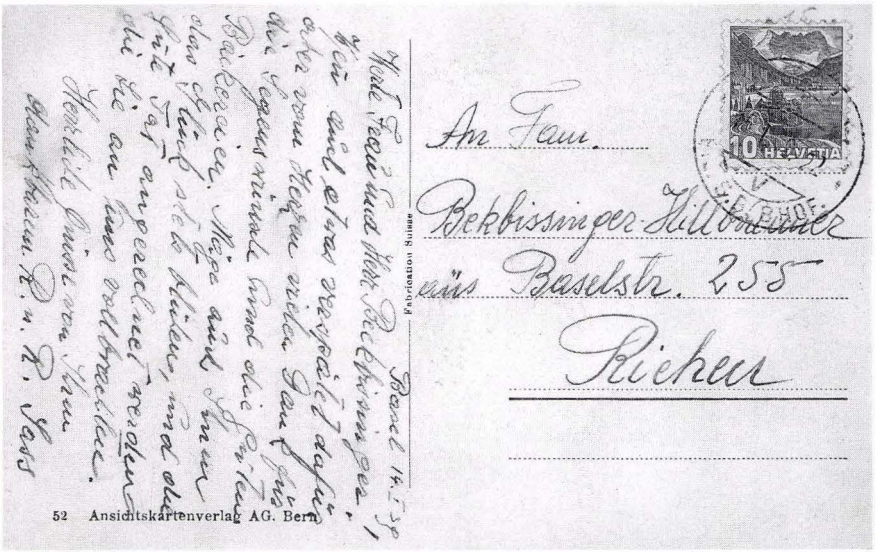
Anmerkungen
1 Siehe Bericht G. Herbster, S. 93.
2 StABS, PD-Reg 3, Nr. 31200.
3 Brief von K. Brefin (1880–1957) vom 4. April 1950, Privatbesitz.
4 in: NZ vom 22. August 1938; NZ vom 24. August 1938; AZ vom 31. August 1938.

Gerettet!

Es war im November oder Dezember 1938, an einem kalten Wintertag. Meine Mutter bediente im Laden unserer Bäckerei an der Aeusseren Baselstrasse 255 ihre Kunden. Plötzlich sah sie durchs Ladenfenster, dass drüben auf der Traminsel vor dem Restaurant Niederholz ein Mann und eine Frau standen, beide ganz nass. Eine Frau, die im Laden war, erzählte, dass diese Leute durch die Wiese gekommen seien – es seien Juden, aus Wien, und sie wollten jetzt ins Sommercasino. Meine Mutter war ganz entsetzt – das gehe doch nicht, die beiden würden sich ja erkälten – und sie rief meinen Vater, der in der Backstube neben dem Laden arbeitete. Vater nahm sofort das Auto aus der Garage, ging zu den Leuten hinüber und sagte, er bringe sie gerne mit dem Auto ins Sommercasino. Die Flüchtlinge wehrten ab, sie würden ja alles nass machen; dass sie auch Angst hatten, sich einem Fremden anzuvertrauen, sagten sie nicht,

DORIS BEKBISSINGER
Geboren 1943 in Riehen
Tochter der Bäckerfamilie Ernst und Mimi Bekbissinger-Hiltbrunner

Gespräch vom 14. August 1995, Tonband



Dankeskarte jüdischer Flüchtlinge, die von Riehener Helfern aus der gefährdeten Grenzregion nach Basel gebracht worden waren.

aber es war ihnen wohl anzumerken. Aber mein Vater konnte sie überzeugen; er nahm sie ins Haus, in die warme Backstube, und Mutter gab ihnen warme trockene Kleider und etwas zu essen.

Die beiden Flüchtlinge – es handelte sich um das Ehepaar R. und R. S. aus Wien – erzählten, dass ein deutscher Zöllner ihnen gezeigt hatte, wo sie die Wiese überqueren konnten. Sie wären trockenen Fusses hinüber gekommen, wenn nicht Frau S. auf den nassen Steinen ausgerutscht und ins Wasser gefallen wäre. Mein Vater brachte dann das Ehepaar ins Sommercasino, wo ein Auffanglager für jüdische Flüchtlinge eingerichtet worden war. Als Antwort auf ein Weihnachtspäcklein schrieben die beiden eine Dankeskarte, die ich heute noch besitze. Und auch auf Weihnachten 1939 schickten sie einen Gruss, abgestempelt in Basel.

Herr und Frau S. konnten später – wenn ich mich recht erinnere, im Januar 1940, mit einem der letzten Schiffe, die noch nach Amerika fuhren – von Basel nach Philadelphia weiterreisen, wo sie sich niederliessen und ihre Kinder, die in Amerika geboren wurden, grosszogen. Noch viele Jahre, bis 1979, standen wir mit ihnen in brieflichem Kontakt.

Ich möchte nicht verschweigen, dass meine Eltern damals mehrere Kunden verloren haben. Für meinen Vater war es eine völlige Selbstverständlichkeit, in dieser Situation zu helfen – er hatte selber einen Verwandten in Deutschland, der im Stuttgarter Widerstand tätig war und später umgebracht wurde. Aber es gab durchaus eine gewisse Judenfeindlichkeit, auch in Riehen, und so hiess es denn, als die Geschichte im Quartier bekannt geworden war, von verschiedenen Seiten: «Nein, von Ihnen nehmen wir das Brot nicht mehr!»

Nächtliche Rückschaffung

Der Grenzwachtposten Riehen-Inzlingerstrasse, auf welchem mein Vater (siehe Bild Seite 54) fast dreissig Jahre lang Postenchef war, befand sich von 1913 bis 1940 im Privathaus Inzlingerstrasse 204. Ich bin in diesem Haus aufgewachsen und war von klein auf mit dem Betrieb des Zollpostens vertraut. 1937 verreiste ich für längere Zeit ins Ausland, und anschliessend erlernte ich an der Schwesternschule des Kinderspitals Aarau und des Frauenspitals Basel meinen Beruf als Kinderkrankenschwester. Dazwischen aber wohnte ich für ei-

MARIE SCHIEGG
Geboren 1919
Tochter des Zollbeamten Johannes Schiegg (1882–1950)

Gespräch vom 13. November 1995

ne kurze Zeit – genau vom 5. November 1938 bis zum 10. Januar 1939 – in meinem Elternhaus.

In dieser Zeit wurden des Nachts immer wieder Flüchtlinge, die von den Grenzpatrouillen im Wald aufgegriffen worden waren, zu meinem Vater auf den Grenzposten gebracht. Ich lag im Bett in meinem Zimmer, welches gegen die Strasse hinausführte, hörte, wie die Leute gebracht wurden, wie meine Mutter aufstand, um ihnen etwas Warmes zuzubereiten, und wie mein Vater auf den Polizeiposten telefonierte. Wenig später wurden die Flüchtlinge dann von der Polizei abgeholt, um auf den Polizeiposten oder direkt an den Grenzübergang Inzlingerstrasse gebracht zu werden. Ich heulte in mein Kissen, zog mir die Bettdecke über den Kopf, um von allem nichts zu hören.

Meine Schwester, die um einige Jahre jünger und deshalb in jenen Jahren immer zuhause war, erzählte mir, dass Vater mehrmals die Flüchtlinge, die zurückgeschafft wurden, an die Grenze begleitete. Er wolle wissen, wie es den Leuten dort wirklich ergehe, sagte er – und er musste sehen, dass es ihnen nicht gut erging, dass sie mit Tritten und Schlägen empfangen wurden. Meine Schwester war 13 Jahre alt, damals, vor dem Krieg, als die vielen Juden kamen; sie kann sich noch gut erinnern.

Wir haben damals und auch später nie über diese Vorkommnisse gesprochen in unserer Familie. Wenn man heute sagt, man habe nicht gewusst, was mit den Juden geschehe – das stimmt nicht. Es gab ja schon lange vor dem Krieg die Judenverfolgung in Deutschland, das konnte man sehr wohl wissen. Mein Vater, der früher oft und gerne an Sonntagen mit uns im Schwarzwald spazierte, ging ab 1933 nie mehr in den Schwarzwald, er «wollte von dem Heil-Hitler-Zeug nichts wissen», wie er sagte. Darum ahnte und fühlte ich, wie hart es für ihn war, die Befehle aus Bern durchzuführen. Es war ja so viel einfacher für jene, die in Bern sassen, Verordnungen herauszugeben – ausführen mussten es die andern.

Ich war später nur noch selten zu Hause während des Krieges: Während der Schwesternlehre durften wir monatelang nicht auf das rechtsrheinische Gebiet, das ja im Ernstfall aufgegeben worden wäre. Wir Schwesternschülerinnen wären im Kriegsfall für die Zivilbevölkerung eingesetzt worden; wir hatten immer den gepackten Rucksack unter dem Bett bereit. Aber im Mai 1940 durfte ich nach einem Examen für zwei Wochen nach Hause; es war in den Tagen der grössten Gefahr. Oberhalb unseres Hauses war fast jedes Haus an der Inzlingerstrasse leer, viele waren geflüchtet. Wir blieben daheim und beobachteten die Schiessereien vom Isteinerklotz ins Elsass.

Noch während des Krieges, im Jahre 1944, wurde mein Vater aus Krankheitsgründen frühzeitig pensioniert, und 1950 starb er an einem Herzschlag.

Ein Rettungsanker für viele

Ich erinnere mich noch genau: Ich war fünf Jahre alt, als Hitler an die Macht kam. Mein Vater, der mich nie als kleines Kind, sondern stets als verständigen Menschen behandelte, erklärte mir mit grossem Ernst, dass jetzt in Deutschland ein sehr bösartiger Mensch regiere, der alle Juden verfolge. Da meine Grosseltern mütterlicherseits und viele unserer Verwandten in Deutschland lebten, wurde uns die Angst und die Sorge um unsere Angehörigen zum ständigen Begleiter.

MYRTHE DREYFUSS-KAHN
Geboren 1928 in Basel
Langjährige Präsidentin des Sozialressorts des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes

Gespräch vom 25. September 1996, Tonband

Die folgenden Jahre blieben zwar noch relativ ruhig und wir besuchten unsere Grosseltern häufig, doch ab 1938 wurde die Judenverfolgung in Deutschland immer heftiger. In der Kristallnacht vom 9./10. Oktober 1938 wurde mein Grossvater, wie Tausende von Juden aus Baden und Württemberg, nach dem Konzentrationslager Dachau deportiert und dort unglaublichen Quälereien ausgesetzt. Sofort nach Erhalt dieser Nachricht eilte meine Mutter zur Basler Fremdenpolizei und erhielt nach Deponierung einer namhaften Kaution innert kurzer Zeit die Einreiseerlaubnis für ihre Eltern. Am 6. Februar 1939 reisten meine Grosseltern offiziell aus Deutschland in Basel ein, nachdem ihre Pässe noch mit den Vornamen «Sara» und «Israel» und mit dem grossen roten «J» gekennzeichnet worden waren. Sie lebten dann während des Krieges bei uns in Basel.

In jenen Vorkriegsjahren hatte Basel eine sehr humane Aufnahmepraxis. Wenn Angehörige von Flüchtlingen bereit waren, für ihre Verwandten die nötige Kaution zu stellen, wurde die Aufnahme meist problemlos bewilligt. Die kantonale Fremdenpolizei handelte oft gegen die eidgenössischen Vorschriften und nahm Flüchtlinge auf, auch wenn sie von Bern andere Direktiven erhielt.

Viele unserer Verwandten und Bekannten flüchteten in dieser Zeit nach Basel. Wir waren wie ein Rettungsanker für viele. Die meisten wollten von Basel so schnell als möglich nach Amerika, Palästina, Südamerika oder andern Destinationen auswandern und machten bei uns Station, bis ihre Visa eintrafen oder sich sonst eine Möglichkeit zur Weiterreise zeigte. Sie wurden entweder bei uns oder in einem benachbarten Hotel untergebracht; die Kinder schliefen oft bei uns.

Als im Oktober 1938 der «J-Stempel» eingeführt wurde, kamen die meisten dieser Flüchtlinge in Riehen oder Bettingen heimlich über die Grüne Grenze. Man teilte den Fluchtwilligen die verschiedenen Fluchtwege im vornherein mit, und dazu die ganz wichtige Warnung, sich ja nicht in der Nähe der Grenze bei einer Polizeistation zu melden, weil sie sonst sofort wieder über die Grenze zurückgestellt worden wären. Viele fuhren deshalb bis nach Liestal oder noch weiter, bevor sie zur Polizei gingen.

Ein Vetter meines Vaters aus Berlin kam Ende 1938 über die Langen Erlen nach Basel. Hier erkundigte er sich, wie er seine Frau nachkommen lassen könnte, und bestellte sie schliesslich in eine kleine Pension nach Lörrach. Er suchte sie dort auf und bedeutete ihr durch Zeichen, ihm heimlich zu folgen. Sie liess ihr ganzes Gepäck in Lörrach zurück, steckte aber ein paar Goldstücklein als Notgroschen in ihre Schuhe und folgte ihrem Gatten über die Grüne Grenze nach Basel. Die beiden warteten bei uns auf ihr Visum nach Amerika, doch als dieses lange nicht eintraf, gingen sie heimlich über die Grenze nach Frankreich, was damals noch möglich war, und von dort weiter nach Spanien und schliesslich nach Amerika.

Eine wichtige Rolle spielte der Badische Bahnhof. Das war ein Ort, wo man sich treffen konnte. Ein Bruder meiner Grossmutter versuchte im Frühjahr 1939 mit seiner Frau zu flüchten; sie suchten ein Land, das sie aufnehmen würde. Schliesslich erhielten wir in Basel für die beiden ein Visum nach Santo Domingo. Im Bahnhofbuffet des Badischen Bahnhofs, das wir als Schweizer betreten durften, konnten wir ihnen alle nötigen Papiere übergeben. Sie reisten im Juni 1939 mit dem letzten Schiff aus Italien nach Panama aus und kamen Jahre später auch nach Nordamerika. Jeder hatte seinen Weg und sein Schicksal.

Nach der Kristallnacht gab es nochmals eine kurze Zeit, in der man aus Deutschland ausreisen durfte. Damals konnte man Kinder in die Schweiz schicken, wenn eine Familie bereit war, sie aufzunehmen. Diese als Emigrantenkinder bekannte Aktion brachte viele jüdische Kinder in die Schweiz, auch nach Riehen und Basel, die hier den Krieg überlebten. Vor allem christliche Familien nahmen solche Kinder auf oder übernahmen Patenschaften, wenn sie selber keinen Platz hatten. Viele dieser Emigrantenkinder waren nach dem Krieg die einzigen Überlebenden ihrer Familie.

Gegen Ende des Krieges kamen dann viele Kriegsgefangene, die aus Lagern geflüchtet waren, über die Grüne Grenze in die Schweiz. Unter den französischen Kriegsgefangenen befanden sich auch viele jüdische Soldaten und Offiziere, die in der französischen Armee gedient hatten; als Armeeangehörige durften sie nämlich von den Nazis nicht in Konzentrationslager gebracht werden. Der Fluchtweg dieser Gefangenen führte meistens über Bettingen.

Obwohl wir in Basel so nahe der deutschen Grenze lebten, fühlten wir uns während des Krieges relativ sicher. Die Basler Regierung war – im Gegensatz zu manch anderen Kantonen – nie antisemitisch eingestellt, und auch die Bevölkerung war zum grossen Teil gegen die Nazis. Ich bin überzeugt, dass die alte humanistische Tradition der Stadt Basel hier eine grosse Rolle spielte. Natürlich hatten wir Angst vor einem deutschen Angriff, und in den Tagen der grössten Gefahr, im Mai 1940, wären wir gerne nach Lausanne geflüchtet. Aber den Grosseltern war es als Emigranten verboten, die Stadt zu verlassen, und so blieben wir alle hier. Als ich in jenen Tagen in meiner Schulklasse anstelle von vierzig Mitschülerinnen nur noch deren fünfzehn antraf, fühlte ich mich schon etwas ungemütlich.

Der fortschrittliche Basler Geist zeigte sich auch darin, dass die Basler Zeitungen sehr früh und sehr genau über die Konzentrationslager berichteten, besonders die Arbeiter-Zeitung unter ihrem Redaktor Werner Hungerbühler. Nie werde ich vergessen, wie ich an einem Tag im Jahre 1942 oder 1943 nach Hause kam und meinen Grossvater totenbleich vor der Zeitung sitzend vorfand. Auf meine Frage erklärte er: «Stell Dir vor, die Juden werden in den Konzentrationslagern systematisch umgebracht!»

Für die jüdischen Flüchtlinge, die den Krieg in der Schweiz überlebten, war es sehr schwer, mit diesen Schreckensnachrichten zu leben. Schwierig war auch die Untätigkeit, denn jede Erwerbsarbeit war ihnen streng verboten. Jene, die nicht bei Verwandten leben konnten, wurden vom Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund oder den jüdischen Gemeinden unterstützt. Trotz Geldsammlungen bei den Schweizer Juden reichten aber die Mittel bald nicht mehr aus, Visa und Billette für die Durchreisenden und den Unterhalt für die aufgenommenen Flüchtlinge zu finanzieren. Internationale, vor allem jüdische Organisationen aus Amerika, halfen dann weiter. Doch im Krieg wurde es ganz schlimm, weil die Gelder aus den USA nicht mehr offiziell überwiesen werden durften. Die Schweizerische Flüchtlingshilfe, der Christliche Friedensdienst und hie und da auch das Rote Kreuz sowie andere Hilfswerke halfen, die jüdischen Flüchtlinge zu unterstützen und unterzubringen. Ab 1943 bezahlte dann der Bund die Unterbringung in Lagern. Aber erst seit 1949 bestimmt das neue schweizerische Asylgesetz, dass Flüchtlinge, die politisch oder rassisch verfolgt werden, das Recht haben, in der Schweiz zu leben und zu arbeiten – dies im Unterschied zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, als Flüchtlingen aus Rassegründen, also den Juden, dieses Recht verwehrt wurde.

Flucht über den Riehener Bahnhof

Mein Vater war Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaft. In den Jahren 1936 bis 1938 arbeitete er als Leiter der Jugendherberge im alten Weiherwegschulhaus in Basel. Dort fing es an: Immer wieder kamen Leute, die vor dem nationalsozialistischen System flüchteten, auf der Durchreise in die Jugendherberge. Dadurch bauten sich Kontakte auf, vor allem mit einem jüdischen, sozialistischen Studenten aus Wien, der 1937 während mehrerer Wochen schwarz in der Jugendherberge wohnte. Dieser Student gab die Adresse weiter, und es sprach sich herum, dass man bei meinen Eltern notfalls längere Zeit wohnen konnte. So wurde die Jugendherberge, und später unsere Wohnung im Leonhardschulhaus, wo mein Vater ab Oktober 1938 als Hauswart arbeitete, zu einer Kontaktadresse, vor allem für jüdische Emigranten.

SUSANN MÜLLER-STEFFEN
Geboren 1937 in Basel
Tochter des Sozialisten und Gewerkschafters Ludwig Steffen (1904–1994)

Gespräch vom 11. Januar 1996, Tonband

In der gleichen Zeit schloss sich mein Vater mit Freunden aus der Partei zusammen, vor allem mit Fritz Ludin und später mit einem deutschen Emigranten, Paul Schlotter, der als anerkannter Flüchtling in Basel lebte. Diese drei Männer bildeten eine kleine Gruppe, die politisch Verfolgten und jüdischen Flüchtlingen half. Sie reisten zum Teil nach Deutschland, bauten Kontakte auf, organisierten Fluchtwege nach Basel und nahmen hier Flüchtlinge auf, um ihnen weiterzuhelfen. Sie hatten auch Vertrauensleute in Deutschland, die als Anlaufstellen dienten und die Leute an sie weiterwiesen.

Einer dieser Fluchtwege führte über die badische Bahnlinie und über Riehen. Es gab in jenen Jahren einen Arbeiterzug von der Schusterinsel ins Wiesental, den auch viele Riehener, die auf der Schusterinsel arbeiteten, benützten. Der Zug fuhr durch den Badischen Bahnhof und verliess diesen Richtung Wiesental um 18.35 Uhr. In jenen Jahren durften Reisende aus Deutschland noch ohne weiteres bis in den Badischen Bahnhof fahren. Mein Vater instruierte die Flüchtenden, ein Billet nach Lörrach zu lösen und sich im Badischen Bahnhof in den Deutschen Wartesaal zu setzen. Dort traf er sich mit ihnen, beruhigte sie und erklärte ihnen den weiteren Fluchtweg. Sie sollten um 18.35 den Arbeiterzug besteigen, und zwar den letzten Wagen des ziemlich langen Zuges, und bei der nächsten Station, in Riehen, auf der falschen Seite aussteigen. Dort wurden sie von meinem Va-

ter oder einem seiner Freunde abgeholt. Sie hatten herausgefunden, dass im Bahnhof Riehen bei Ankunft dieses Zuges jeweils ein deutscher und ein Schweizer Zöllner auf dem Perron standen, um die Ankommenden zu kontrollieren; die andere Seite des Zuges blieb aber unbeaufsichtigt, und in der Dunkelheit konnte man sich ohne weiteres vom Bahnhof entfernen. Doch eines Tages wurde dieser Fluchtweg verraten von einer Bauernfrau, die auf der andern Seite der Geleise beobachtet hatte, dass hier Leute ausstiegen und abgeholt wurden. Und so stand dann beim nächsten Fluchtversuch plötzlich ein Schweizerzöllner da, mit vorgehaltener Waffe. Zum Glück konnte mein Vater in diesem speziellen Fall erwirken, dass die Leute nicht zurückgestellt wurden, aber dieser Fluchtweg konnte nachher nicht mehr benutzt werden.

Vater brachte die Flüchtlinge meistens zu uns, wo sie zwei, drei Tage blieben, bis sie sich etwas beruhigt und von der Flucht erholt hatten. Waren es jüdische Flüchtlinge, so brachten meine Eltern sie in die Kornhausgasse zur jüdischen Flüchtlingshilfe. Wenn es sich um politische Flüchtlinge handelte, ging meine Mutter zu Regierungsrat Brechbühl, um ihn zu bitten, ihnen eine Aufenthaltsbewilligung zu erteilen. Fritz Brechbühl war ein sehr emotioneller Mensch. Wenn meine Mutter ihn aufsuchte im Polizeidepartement, so rief er schon von weitem: «Ich gehe!», denn er wollte lieber nichts wissen von neuen Problemen. Wenn er aber das Schicksal eines Flüchtlings einmal erfahren hatte, konnte er meist nicht mehr nein sagen.

Die Aufnahme wurde sehr unterschiedlich gehandhabt. Zum Teil kamen die Leute in den Lohnhof, von wo sie in Internierungslager gebracht wurden. Ich denke, dass ein Teil auch abgeschoben wurde. Flüchtlinge, von denen man von vornherein wusste, dass sie keine Erlaubnis erhalten würden, wurden zum Teil versteckt, unter anderm auch bei uns auf dem Estrich. Und am Anfang, bevor Frankreich besetzt war, schmuggelten Vater und seine Freunde viele Flüchtlinge bei Allschwil wieder über die Grenze, damit sie nach Paris gelangen konnten, wo es damals noch relativ sicher war.

Ein anderer Fluchtweg führte über die Langen Erlen; ich erinnere mich, dass mein Vater öfters in der Nacht dorthin ging, um Leute abzuholen, die über die Wiese gekommen waren. Er erzählte mir auch von einer Dole zwischen Lörrach-Stetten und Riehen, die gelegentlich als Fluchtweg diente, aber auch dieser Weg wurde verraten und konnte dann nicht mehr verwendet werden.

Es war für meine Eltern nicht ganz einfach, sich in dieser Weise für Flüchtlinge zu engagieren, weil ich ja noch ein Kleinkind war und trotzdem nichts erzählen sollte von dem, was ich sah. Das Leonhardschulhaus, wo wir seit Oktober 1938 wohnten, diente im Krieg als Soldatenkantonnement, und im Parterre war eine Sanitätsstation eingerichtet, in welcher

auch alle im Lohnhof neu eingetroffenen Flüchtlinge untersucht und, falls sie krank waren, gepflegt wurden. Das Haus hatte zwei Mansarden; in diesen wohnten die Flüchtlinge, die von meinen Eltern versteckt wurden. Tagsüber sah ich sie kaum; aber am Abend kamen sie herunter in unsere grosse Wohnküche zum Nachtessen. Da sassen sie dann am Tisch und erzählten: von der Flucht, von Sorgen um ihre Angehörigen, von der Angst um die Zukunft. Und oft holte Mutter auch Flüchtlinge aus der Sanitätsstation zu einem Kaffee herauf, und auch diese erzählten von ihrem schweren, traurigen Schicksal, weinten, sorgten sich. Mit einigen Leuten, die damals bei uns wohnten, stehe ich heute noch in Kontakt.

Diese Erlebnisse haben meine Jugend stark geprägt. Ich sah das Leid dieser Leute, hörte vieles, auch manches, das nicht für meine Ohren bestimmt war. Oft hatte ich Angst um meinen Vater, und manche dieser Ängste sind auch zurückgeblieben. Aber ich spürte, dass das Handeln meiner Eltern vom Mitgefühl für ihre Mitmenschen bestimmt wurde. Der Solidaritätsgedanke prägte ihr Handeln und hat auch mein Leben positiv beeinflusst.

Denunziation – ein Dokument

Am 9. September 1938 berichtete ein Mann auf dem Riehener Polizeiposten von seinen Beobachtungen an der Wiesentalbahn, die vom diensttuenden Polizisten wie folgt rapportiert wurden:

Rapport von H.F., stationiert Riehenposten, an das Polizei-Inspektorat Basel
Betr.: Jüdische Emigranten auf der Wiesentalbahn

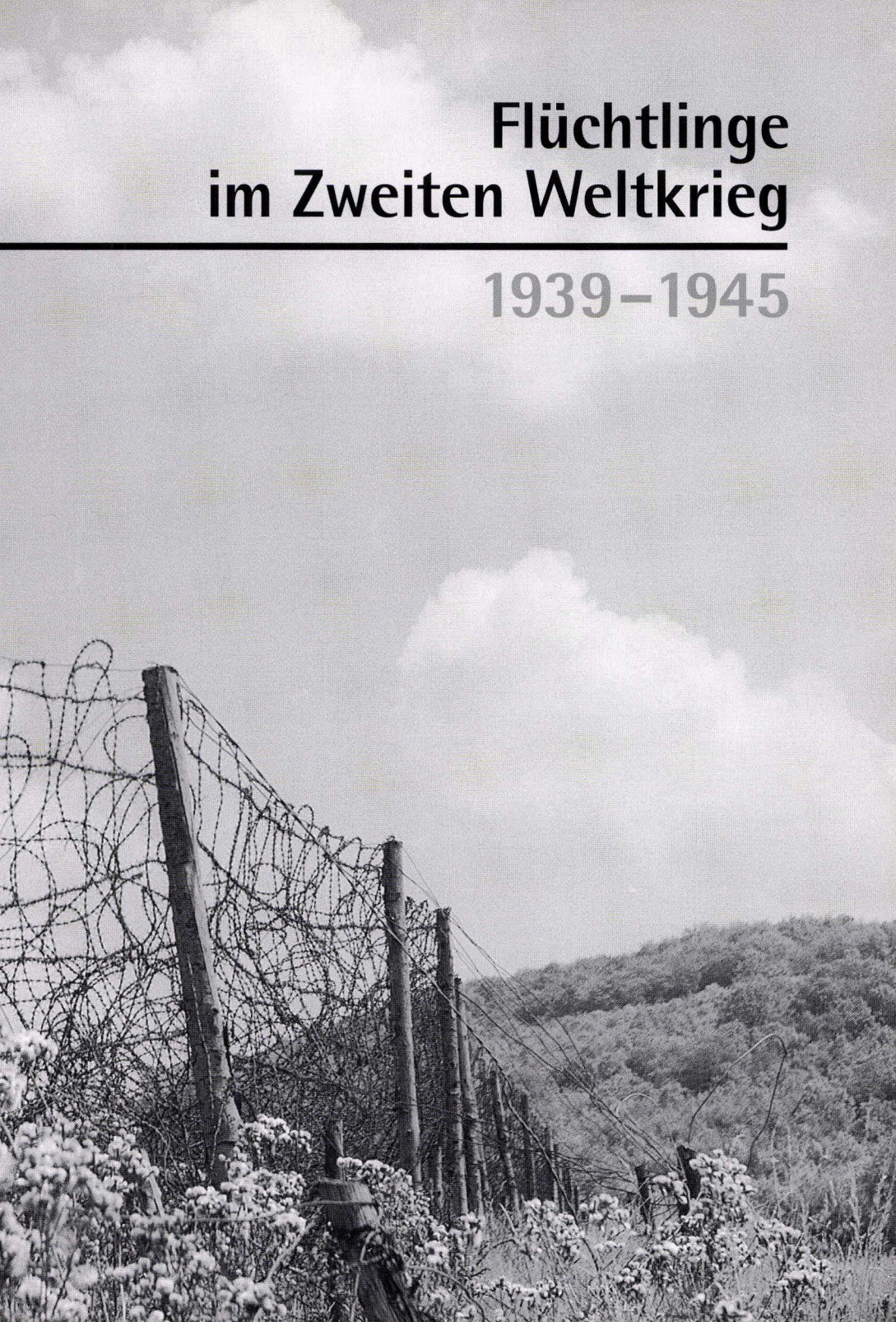
N.N. ..., wohnhaft in Riehen, machte Unterzeichnetem am 9. September 1938, um 17.45 Uhr, folgende Anzeige:

«Ich arbeite ... in Riehen und wohne ... in Riehen. Um meinen Heimweg abzukürzen, begebe ich mich durch den Fussweg hinten an der Gärtnerei Breitenstein, Richtung Morystrasse, wobei ich das Bahngeleise der Wiesentalbahn überschreiten muss. Am 8. September 1938, ca. um 20.30 Uhr, als ich mich auf dem genannten Weg auf dem Heimweg befand, bemerkte ich wie ein Personenzug der Wiesentalbahn, von Riehen kommend, ca. 100 Meter unterhalb des Morybrügglis, auf offener Strecke angehalten hatte um daselbst jüdische Emigranten auszuladen. Es ist übrigens nicht das erste Mal, sondern wir haben das ... schon öfters beobachtet, dass ungefähr an der gleichen Stelle und um die gleiche Zeit, Personenzüge der Wiesentalbahn angehalten haben, vermutlich um jüdische Emigranten auszuladen.»



Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg

1939–1945



Die Nationalsozialisten beschliessen die Ermordung der europäischen Juden

Am 1. September 1939 machte der deutsche Diktator seine Drohungen wahr und entfesselte mit seinem Angriff auf Polen den Krieg, den er am 30. Januar 1939 noch den Juden hatte zur Last legen wollen. Millionen von Juden gerieten nun in den Einflussbereich der deutschen Rassenfanatiker. Gleichzeitig begannen die Morde. Juden mussten nun den gelben Stern tragen, wurden entwürdigt, misshandelt und erschossen. Bereits am 21. September befahl Reinhard Heydrich, der Chef der Sicherheitspolizei, die Konzentrierung und Ghettoisierung der polnischen Juden in einigen grösseren Städten. Daneben wurden auch Juden aus deutschen Städten in den Osten deportiert. In den Ghettos von Lublin und Warschau, den Wartesälen der Vernichtung und Vorhöfen der Hölle, in denen die Juden von der restlichen polnischen Bevölkerung getrennt lebten, herrschten bald die fürchterlichsten Zustände, die zu einem Massensterben jüdischer Männer, Frauen und Kinder führten.

Nach der deutschen Besetzung von Dänemark und Norwegen begann am 10. Mai 1940 der Feldzug gegen Frankreich. In wenigen Wochen wurde Frankreich geschlagen. Der grösste Teil blieb daraufhin von den deutschen Truppen besetzt, während in Südfrankreich, der noch unbesetzten Zone, ein autoritäres Regime unter dem greisen Marschall Pétain errichtet wurde. Sogleich nach der Niederlage Frankreichs begann die Verfolgung der Juden, sowohl in der besetzten als auch in der unbesetzten Zone. Die Deutschen benötigten und erhielten von den französischen Behörden Unterstützung für die Durchführung ihrer Vernichtungspläne. Am 22. Oktober 1940 deportierten die Nationalsozialisten 6'500 badische, pfälzische und saarländische Juden in einer dreitägigen, unerträglichen Bahnfahrt nach Gurs, einem berüchtigten Internierungslager in den Pyrenäen, das ursprünglich für die aus Spanien geflüchteten Brigadisten eingerichtet worden war und in dem nach Kriegsbeginn vor allem emigrierte Deutsche untergebracht wurden. Der Aufenthalt in Gurs schwächte viele der Internierten, da die Lebensbedingungen, speziell die sanitären Einrichtungen, die hygienischen Verhältnisse und die Versorgungslage mehr als dürftig waren. Viele von ihnen starben bereits während der Internierung, andere wurden später nach Auschwitz deportiert, einige wenige konnten sich ins neutrale Ausland retten. Gesuche

Bild Seite 54:
Grenzwächter Johannes Schiegg beim Grenzstein 51 in der Eisernen Hand. An dieser Stelle oberhalb des Maienbühlhofs, wo der Stacheldraht aufhörte, wurden oft Flüchtlinge über die Grenze zurückgestellt. Aufnahme um 1941.

von Schweizer Juden an die eidgenössische Fremdenpolizei, die versuchten, ihre Verwandten aus der Hölle von Gurs in die Schweiz zu retten, wurden in der Regel abgewiesen (siehe Bericht A.A., S. 77).

Der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion, der am 22. Juli 1941 begann, brachte eine erneute Radikalisierung der deutschen Judenpolitik. Der deutschen Wehrmacht folgten Einheiten der SS, darunter vier «Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD», die mit der Ermordung der in Russland lebenden Juden beauftragt wurden. Unter tätiger Mithilfe der Wehrmacht und Teilen der einheimischen Bevölkerung richteten sie, wo immer sie hinkamen, fürchterliche Massaker an. Allein zwischen dem 28. und 30. September 1941 wurden in der Nähe von Kiew (Babi Jar) 33'771 Juden erschossen.

Die deutsche Politik, die in ihren Grundzügen schon zuvor nicht nur die Vertreibung der Juden zum Ziel hatte, wandelte sich zusehends. Nach dem Einmarsch in die Sowjetunion hatte Göring den Chef der Sicherheitspolizei, Reinhard Heydrich, mit der «Endlösung der Judenfrage» beauftragt. So umschrieben die Nationalsozialisten die Vernichtung der Juden Europas. Die SS begann in Polen mit der Errichtung der ersten Vernichtungslager. Gleichzeitig wurde der Transport der jüdischen Bevölkerung aus allen von den Nationalsozialisten besetzten Ländern vorbereitet. In einem Beschluss des «Reichssicherheitshauptamtes» vom 23. Oktober 1941 wurde die Auswanderung von Juden aus dem deutschen Machtbereich definitiv verboten. Überall erhielten Juden nun vervielfältigte Aufforderungen, sich zur «Evakuierung» an zentralen Sammelplätzen einzufinden. Im Januar 1942 war die geplante und systematisch betriebene Ermordung jüdischer Menschen bereits in vollem Gange. Die Art und Weise, wie dies geschah, und die Folgen sowohl für die jüdischen wie auch für alle anderen Menschen, die nicht ins «Rassenbild» der Nationalsozialisten passten, sollten alles bis anhin Entsetzliche in der Geschichte überbieten.

Am 20. Januar 1942 tagten in einer Villa am Berliner Wannsee die obersten Reichsbehörden, wo sie von Reinhard Heydrich über die Pläne zur «Endlösung der Judenfrage» in Europa unterrichtet wurden. Auf der «Wannseekonferenz» legten die Mörder die genauen Zahlen der noch zu tötenden Juden fest: 11 Millionen in ganz Europa! Die vielfach geäusserte Auffassung, an dieser Konferenz sei die «Endlösung» beschlossen worden, stimmt nicht. Sie wurde schon seit längerer Zeit praktiziert, und Heydrich ging es an dieser «Koordinationssitzung» lediglich darum, die Pläne der nationalsozialistischen Regierung sämtlichen hohen SS-Führern bekannt zu machen und die «Effizienz» der Mordmaschinerie gründlich durchzuplanen.

Auch in Frankreich, den Niederlanden und in Belgien war der Lebensbereich der Juden weitgehend eingeschränkt worden. Im nicht besetzten Teil Frankreichs ging die Vichy-Regierung dazu über, eine eigene Judengesetzgebung zu erlassen. In Belgien und Holland wurden die antijüdischen Massnahmen von

seiten der deutschen Besatzungstruppen vorgenommen. In den Niederlanden kam es bereits im Jahre 1941 zu ersten Deportationen als «Vergeltungsmassnahmen» für Widerstandshandlungen. Am 14. Juli 1942 wurden in Amsterdam Tausende niederländischer Juden festgenommen und deportiert. Am 4. August 1942 begannen auch in Belgien die ersten Deportationen. Bis Ende Oktober, dem vorläufigen Abschluss der Deportationen, wurden etwa 17'000 Menschen abtransportiert, in der Mehrheit ausländische Juden. In Frankreich nahmen die deutschen Besatzungsbehörden seit dem Mai 1941 Massenverhaftungen vor allem ausländischer Juden vor. Im Dezember 1941 kam es zu ersten Deportationen, die im März und Juni 1942 mit Transporten nach Auschwitz fortgesetzt wurden. Anfang Juni 1942 beschloss Heinrich Himmler, als Reichsführer der SS und Verantwortlicher für die «Umsiedlungspolitik» in den besetzten Gebieten, die Deportation von 100'000 Juden aus Frankreich. Immer mehr Transporte verliessen in der Folge die grossen Sammellager in Frankreich. Ihr Zielort war fast ausnahmslos Auschwitz. Nicht nur Juden aus der besetzten Zone Frankreichs wurden deportiert, auch die Regierung von Vichy lieferte in grossem Umfang Juden an die Deutschen aus. Im April 1944 kam es schliesslich zu einer umfassenden Verhaftungsaktion durch die deutsche Besatzungsmacht, welche seit Ende 1942 auch den unbesetzten Teil Frankreichs kontrollierte, in deren Verlauf über 6'000 Juden festgenommen wurden. Am Ende des Krieges waren in Frankreich 80'000 ermordete Juden zu beklagen.

Einen Sonderfall stellte die italienische Besatzungszone im Südosten Frankreichs dar. Die italienischen Behörden weigerten sich konsequent, die durch den Polizeichef von Vichy bereits zugesagte Verhaftung aller Juden zu vollziehen. Während die italienischen Behörden auf diplomatischem Wege vage Zusagen machten, betrieben sie eine Politik der Verschleierung und Verzögerung. Das italienische Gebiet konnte so zur Fluchtstätte zahlreicher Juden werden. Dies änderte sich erst nach der italienischen Kapitulation im Sommer 1943. In der Folgezeit gingen nun deutsche «Sonderkommandos» auch in Italien zu einer regelrechten Judenjagd über.

Die Lage der im «grossdeutschen» Raum verbliebenen Juden, die vor allem den unteren sozialen Schichten angehörten – durch die schrittweise wirtschaftliche Ausplünderung waren weite Schichten der Juden pauperisiert worden – wurde immer aussichtsloser. Bereits wenige Tage nach Kriegsbeginn wurde eine nächtliche Ausgangssperre verhängt, die im Mai 1940 zu einer allgemeinen Ausgangsbeschränkung erweitert wurde. Schon im Herbst 1939 war es zu ersten Deportationen gekommen. Ein Entkommen war für die Juden praktisch unmöglich. Hinzu kam, dass die deutschen Behörden nun dazu übergingen, auch die deutschen «Halbjuden» und die mit Juden verheirateten nichtjüdischen Ehepartner zu deportieren (siehe Bericht G.G., S. 159).

Nach der «Wannseekonferenz» begannen die deutschen Behörden damit,

ihre Grenzen zu verstärken. So auch im Gebiet des Kantons Basel-Stadt, wo im Sommer 1942, einer dringenden Anweisung des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin folgend, die deutsche Grenze von Weil bis Grenzach durch einen acht bis zehn Meter breiten Stacheldrahtverhau verstärkt wurde. Die Grenze sollte damit «für Kriegsgefangene und sonstige schwarze Grenzgänger in ‹beiden Richtungen› unüberwindbar gemacht werden».

Das Morden in den Konzentrationslagern dauerte praktisch bis zur endgültigen Kapitulation des Dritten Reiches. In den deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern wurden durch die Nationalsozialisten ungefähr sechs Millionen Menschen auf die abscheulichste Art und Weise ermordet, meist nachdem man sie zuvor gequält, physisch und psychisch geschunden und ihre Arbeitskraft zugunsten «reichswichtiger Betriebe» bis zur Entkräftung «ausgenützt» hatte. Einige Tausend von ihnen haben Einlass in die Schweiz begehrt, doch dort verwehrte man ihnen zum Zeitpunkt der grössten Judenverfolgungen die Einreise.

Die eidgenössische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg

Als der Zweite Weltkrieg begann, beherbergte die Schweiz ungefähr 7'100 Flüchtlinge. Die meisten waren Juden.[1] Direkt nach dem deutschen Überfall auf Polen ordnete die Polizeiabteilung im EJPD eine Verschärfung der Grenzkontrollen an.

Vier Tage darauf verhängte der Bundesrat über alle ein- und durchreisenden Ausländer die Visumpflicht, obwohl nur wenige illegale Grenzübertritte festgestellt wurden. Gleichzeitig wurden alle Ausländer aufgefordert, «sich binnen 24 Stunden nach Inkrafttreten dieses Beschlusses oder nach der Einreise persönlich ... bei der Ortspolizei zur Regelung des Aufenthaltsverhältnisses anzumelden», sofern sie nicht schon eine Aufenthaltsbewilligung besassen. Die eidgenössischen Behörden wollten auf diese Weise verhindern, dass noch mehr Flüchtlinge ins Land gelangen konnten, gleichzeitig wurden einige Flüchtlinge, die sich versteckt gehalten und freiwillig gemeldet hatten, ausgewiesen. Nun war jeder Flüchtling zur illegalen Einreise gezwungen, wollte er sich den nationalsozialistischen Verfolgern entziehen.

Am 17. Oktober 1939 beschloss der Bundesrat eine Änderung der «fremdenpolizeilichen Regelung». Er führte nun den Begriff Emigrant ein, der alle Flüchtlinge umfasste, die vor dem Krieg in der Schweiz Zuflucht gesucht und

lediglich eine Toleranzbewilligung erhalten hatten. Gleichzeitig wurden die Aufenthaltsbedingungen verschärft und die Polizei ermächtigt, jeden auszuweisen, der ihren Anordnungen nicht Folge leistete. In einer Sitzung machte Heinrich Rothmund den anwesenden kantonalen Polizeidirektoren klar, dass die Schweiz keine neuen Emigranten mehr aufnehmen könne. Alle Illegalen mussten entweder in das Land zurückgeschickt werden, aus dem sie in die Schweiz eingereist waren, oder aber in das Land, dem sie angehörten. Ausgenommen von dieser Regelung waren lediglich Deserteure und die anerkannten politischen Flüchtlinge. Letztere fielen jedoch kaum ins Gewicht, war doch die Bundesanwaltschaft in der Anerkennung politischer Flüchtlinge derart zurückhaltend, dass sich in der Schweiz während des ganzen Krieges nie mehr als 200 politische Flüchtlinge aufhielten. Zum Zeitpunkt des Bundesratsbeschlusses 1939 waren es lediglich 121.

Bis zum Sommer 1940 ergaben sich keine grösseren Veränderungen in der Schweizer Flüchtlingspolitik. Die Zahl derjenigen, die versuchten, durch die Flucht ihrem Verfolgungsschicksal zu entkommen, war gering. Einzig Kriegsgefangene entwichen in die Schweiz. Sie konnten ohne weiteres in das Gebiet der andern Kriegspartei weiterreisen, da die Schweiz damals noch an das Gebiet beider Kriegsparteien grenzte. Einzelne «Zivilflüchtlinge» – so nannte man in der Folge diejenigen Flüchtlinge, die nach dem Bundesratsbeschluss vom 17. Oktober 1939 in die Schweiz gelangten – wurden aufgenommen, ebenso wie Deserteure, die man internierte.

Die Verhältnisse änderten sich jedoch mit der Niederlage Frankreichs und dem Übertritt des 45. französischen Armeekorps und einer polnischen Division in der Nacht vom 19./20. Juni 1940. Damit stieg die Zahl der Militärflüchtlinge auf 28'000 Mann an. Kurze Zeit später folgten weitere 3'000. Die internierten Franzosen wurden zu Beginn des Jahres 1941 nach Frankreich zurückgebracht. Die ca. 10'000 Polen blieben, wie auch einige Engländer und Belgier, bis zur endgültigen Befreiung Frankreichs in der Schweiz interniert. Mit ihnen traten jedoch auch über 7'000 «Zivilflüchtlinge» auf das Gebiet der Schweiz über. Sie wurden allesamt wieder nach Frankreich «zurückgebracht». Die sich damals überstürzenden Ereignisse an der Westgrenze offenbarten aber auch, dass es zu einem erheblichen Kompetenzenwirrwarr gekommen war, da offensichtlich noch viele Unklarheiten über die Kompetenzbereiche der verschiedenen zivilen und militärischen Instanzen bestanden.

Ende 1940 kam es zu einer Umbesetzung im EJPD. An Stelle des abtretenden Bundesrats Baumann wurde neu Eduard von Steiger in den Bundesrat und an die Spitze des EJPD gewählt. An der Haltung des Bundesrates in der Flüchtlingspolitik änderte sich nichts. Im Gegenteil: Mehr und mehr zeichnete sich eine weitere Verschärfung ab.

Unter dieser hatten auch jene zu leiden, denen es gelungen war, aus einem

Kriegsgefangenenlager in die Schweiz zu entkommen. Sie wurden trotz der Asyltradition und den «Erwägungen der Menschlichkeit» zurückgewiesen. Dies betraf vor allem entwichene polnische Kriegsgefangene. Diese Rückweisungspraxis wurde jedoch von der Bevölkerung und den kantonalen Behörden sowie von den Mitgliedern der Bundesversammlung meist angefochten. Gleichzeitig wurde bekannt, dass in der Nähe der Schweizer Grenze eine grössere Anzahl sowjetischer Kriegsgefangener eingetroffen sei, die dort zur Zwangsarbeit herangezogen würden. Deshalb bat die Oberzolldirektion am 28. August 1941 das EJPD um Weisungen, wie sich die Grenzwächter im Falle einer Flucht verhalten sollten. Die Antwort kam jedoch vom Armeekommando, welches den zuständigen Stellen am 10. September 1941 mitteilte, dass «Russen, seien es Offiziere, Zivilisten oder Soldaten, die sich an der Grenze einfinden, mit sofortiger Wirkung wieder an die Grenze zurückzuschieben» seien.

Bis zum Sommer 1942 stieg die Zahl der zivilen Flüchtlinge nur wenig an. Sieht man einmal von Franco-Spanien ab, so war die Schweiz das einzige verbliebene Zufluchtsland für die vielen Juden in Frankreich, Belgien und Holland. Als im Frühjahr 1942 verschärfte antijüdische Massnahmen in diesen Ländern einsetzten und bald darauf die ersten Deportationszüge in den Osten rollten, versuchten die jüdischen Flüchtlinge, trotz der bekannten geringen Erfolgsaussichten, sich in die Schweiz zu retten, um dem sicheren Tode noch entrinnen zu können. An der Westgrenze registrierten die Grenzwächter zahllose illegale Grenzübertritte. Ende Juli 1942 informierte der Adjunkt der Polizeiabteilung, Robert Jezler, das EJPD über die Situation:

«In der ersten Zeit des Krieges kamen praktisch keine jüdischen Flüchtlinge zu uns. Als dann aber Deutschland begann, die im Reich ansässigen Juden nach Polen zu deportieren, kamen wieder vereinzelte jüdische Flüchtlinge über die Grenze. Die ersteren wurden ohne weiteres zurückgewiesen. In letzter Zeit konnten wir uns jedoch zu solchen Rückweisungen nicht mehr entschliessen. Die übereinstimmenden und zuverlässigen Berichte über die Art und Weise, wie die Deportationen durchgeführt werden, und über die Zustände in den Judenbezirken im Osten sind derart grässlich, dass man die verzweifelten Versuche der Flüchtlinge, solchem Schicksal zu entrinnen, verstehen muss und eine Rückweisung kaum mehr verantworten kann.

Besonders schlimm scheint heute die Lage der Juden in den von Deutschland besetzten Gebieten, im Protektorat, in Holland, Belgien und Nordfrankreich zu sein. Die dort lebenden Juden wissen keine Stunde, ob sie in der folgenden Stunde deportiert, als Geisel verhaftet oder gar unter irgend einem Vorwand hingerichtet werden.»[2]

Jezlers Worte lassen kaum Zweifel daran, dass die Polizeiabteilung den Ernst der Lage der Juden in Frankreich erkannt hatte. Doch anstelle einer Empfeh-

lung zur Milderung der Asylpraxis respektive zur Beibehaltung der praktizierten «Nicht-Zurückweisung» mündet Jezlers Bericht in einer Empfehlung zur Härte und Grenzschliessung:

«In der heutigen Kriegszeit, in der auch unser Land in gewissem Sinne um seine Existenz kämpfen muss, darf man nicht zimperlich sein. Wir haben deshalb ohne Bedenken Rückweisungen von Flüchtlingen angeordnet, denen im Herkunftsland mehr oder weniger schwere Nachteile drohten. Wir glaubten es jedoch nicht ohne weiteres verantworten zu können, Flüchtlinge zurückzuweisen, denen im Herkunftsstaat wirklich ernsthafte Gefahr für Leib und Leben drohte.»[3]

Aber nach welchen Kriterien unterschied die Polizeiabteilung zwischen den beiden Flüchtlingsgruppen? Die Antwort darauf gab Rothmund in einem Brief, den er mit dem Bericht seines Adjunkten an seinen Vorgesetzten, Bundesrat von Steiger, übermittelte:

«Was sollen wir tun? Fahnenflüchtige nehmen wir bei uns auf, entwichene Kriegsgefangene im grossen und ganzen ebenfalls, sofern die Zahl derer, die nicht weiterreisen können, sich nicht zu stark vermehrt. Politische Flüchtlinge im Sinne des Bundesratsbeschlusses von 1933 weisen wir ebenfalls nicht zurück. Dieser Beschluss ist jedoch heute fast zur Farce geworden, denn jeder Flüchtling ist schon wegen der Flucht in Todesgefahr, wenn auch nur ganz selten solche, die eine politische Tätigkeit ausgeübt haben, wie sie im ursprünglichen Sinne des Beschlusses gemeint ist.
Rückweisung nur der Juden? Dies drängt sich fast auf.»[4]

Am 4. August 1942 informierte Bundesrat von Steiger seine Bundesratskollegen über die harte Linie in der Flüchtlingspolitik. Zivilflüchtlinge, so sein Bericht, seien in Zukunft vermehrt zurückzuweisen, selbst wenn den Flüchtlingen «daraus ernsthafte Nachteile erwachsen können». Als dennoch immer mehr Flüchtlinge die Flucht in die Schweiz wagten, erliess die Polizeiabteilung eine totale Grenzsperre. Fortan waren jüdische Flüchtlinge ohne Ausnahme zurückzuweisen, und es hiess explizit:

«Nicht zurückzuweisen sind ... 2. Politische Flüchtlinge, d.h. Ausländer, die sich bei der ersten Befragung von sich aus als solche ausgeben und es glaubhaft machen können. Flüchtlinge nur aus Rassegründen, z.B. Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge.»[5]

Als unmittelbare Folge dieses Beschlusses kam es in den betreffenden Grenzregionen zu grossen Rückweisungs- und Ausschaffungsaktionen.

Der Bundesrat und auch Rothmund rechneten jedoch nicht mit der grossen Kritik, die diese Grenzsperre nach sich zog. Am 25. August 1942 erfolgte unter

dem Druck der Presse, verschiedener einflussreicher Persönlichkeiten, der Hilfsorganisationen und grossen Teilen der Öffentlichkeit zwar nicht die Aufhebung, aber doch eine entscheidende Lockerung des Bundesratsbeschlusses vom 4. August. Als Eduard von Steiger sich jedoch durch die Parlamentsdebatte vom 22./23. September 1942 in seiner Auffassung, dass die Schweiz keine weiteren Flüchtlinge mehr aufnehmen könne, bestärkt sah und auch die Armeeleitung zusehends Druck ausübte, nahm er die Milderung wieder zurück und verfügte erneut die vollständige Grenzschliessung. In dieser Zeit nahm man in der Bevölkerung wieder vermehrt Rückweisungen wahr (siehe Bericht A. Schudel, S. 111).

Am 26. September 1942 erging telephonisch die Weisung – wohl deshalb, damit die neuen Bestimmungen augenblicklich ausgeführt werden konnten –, dass «illegal einreisende Ausländer» wieder zurückzuweisen seien. Sieht man von den «Härtefällen»[6] einmal ab, so war die Grenze für die Juden wieder verschlossen. Ausnahmslos zurückzuweisen seien auch die französischen Juden, «da sie in ihrem Heimatland nicht gefährdet sind».

Mit dieser «Härteklausel» hatten allerdings die Grenzwächter einen gewissen Spielraum, und es scheint so, als ob sie ihn auch liberaler ausgenützt hätten, als es die Polizeiabteilung eigentlich vorsah, so dass immer noch viele Flüchtlinge in die Schweiz kommen konnten. Am 9. Oktober 1942 wurde wohl deshalb die Grenze gegenüber Frankreich mit Stacheldrahthecken zusätzlich gesichert, was den Flüchtlingsstrom massgeblich eindämmte. Es passt ins Bild der opportunistischen Politik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, dass diese Bestimmungen erst am 12. Juli 1944 aufgehoben wurden, als die in der Normandie gelandeten Alliierten unaufhaltsam vorrückten. Damit trat eine Wende in der Schweizer Flüchtlingspolitik ein, die sich schon seit dem Frühjahr 1944 ankündigte. Für die meisten jüdischen Flüchtlinge kam sie jedoch zu spät.

Für die vielen russischen und polnischen Zwangsarbeiter, die ebenfalls aus dem deutschen Machtbereich zu fliehen versuchten, wurden die Aufnahmebedingungen viel später gelockert, obwohl den Behörden klar war, dass gerade die Zwangsrekrutierten aus dem Osten Europas an Leib und Leben gefährdet waren. Welche Gefahr diesen Menschen drohte, zeigen verschiedene Berichte in diesem Buch.

In den Monaten zwischen Sommer 1942 und Frühjahr 1944 hat die schweizerische Flüchtlingspolitik versagt, obwohl gegen Ende des Krieges vermehrt Flüchtlinge aufgenommen wurden. Die genaue Zahl der Zurückgewiesenen wird wohl nie genau eruiert werden können. Die neusten Forschungsergebnisse zeigen jedoch, dass es weit mehr waren, als noch im Bericht Ludwig, er erwähnt gegen 10'000 Rückstellungen, festgehalten wurden.[7] Für die meisten bedeutete dies den sicheren Tod.

Haben die Schweizer Behörden gewusst, was mit den Juden geschah?

Die Verantwortlichen in der Schweiz bestritten später, dass sie gewusst hätten, welches Schicksal den Deportierten bevorstand. Am 12. November 1947 räumte Bundesrat von Steiger vor der Sachverständigenkommission für Flüchtlingsfragen ein:

«Wenn man zum vorneherein gewusst hätte, was sich drüben im Reich abgespielt hat, hätte man vermutlich den Rahmen des Möglichen noch anders gespannt.»[8]

Die ersten Nachrichten über die Zustände im Osten erreichten die Schweiz schon wenige Wochen nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion. Das Eidgenössische Politische Departement wurde fast wöchentlich von seinem Botschafter in Bukarest, René de Weck, mit sehr detaillierten Berichten über die Massenerschiessungen informiert. Die Berichte de Wecks werden durch den Botschafter Paul Ruegger in Rom untermauert, der im Spätherbst 1941 einen hohen Kirchenvertreter aus dem Vatikan zitiert, der von den Ereignissen im Osten, von der biologischen Vernichtung grosser Bevölkerungsteile erzählte. Die konkretesten Informationen erhielt während des gesamten Jahres 1942 der schweizerische Nachrichten- und Sicherheitsdienst im Armeestab. Es handelte sich um Berichte desertierter deutscher Soldaten, die detailliert über die Massaker berichteten, an denen sie selbst teilgenommen oder von denen sie aus zuverlässiger Quelle gehört hatten. Ebenfalls berichtete ab Mai 1942 der Arzt Rudolf Bucher darüber, der als Angehöriger der Armee 1941 zu einer schweizerischen Ärztemission an der deutschen Ostfront delegiert worden war. Er wurde nicht nur Zeuge von Geiselerschiessungen in Weissrussland, sondern vernahm aus dem Munde von deutschen Wehrmachtsoffizieren, Heeresärzten und Zivilisten von den Massenmorden an der jüdischen Bevölkerung. Bucher hatte auf der Rückreise in die Schweiz auch zum erstenmal von der Errichtung von Gaskammern in einem Vernichtungslager gehört. Darüber unterrichtete er im März 1942 den Vorsteher des Eidgenössischen Militärdepartements, Bundesrat Karl Kobelt, sowie einen der führenden Armeerichter, Oberauditor Dr. Jakob Eugster. Die immer wieder vorgebrachte Auffassung, man hätte diesen Greuelmeldungen keinen Glauben schenken können, wirkt im nachhinein konstruiert. Schon im Frühjahr 1942 hätten bei den Schweizer Behörden die letzten Zweifel an der Echtheit der Berichte fallen müssen. Der Schweizer Konsul in Köln, François Rudolf von Weiss, schickte zu diesem Zeitpunkt eine ganze

Photoserie direkt an den Chef des Schweizer Nachrichtendienstes, Roger Masson. Die Bilder zeigen «Berge von erstickten Juden» sowie deutsche Sodaten, die daneben stehen. Ab Anfang 1943 verfügte das Eidgenössische Politische Departement (EPD) über detaillierte Meldungen über die Vorgänge in den Vernichtungslagern. Dass dem EJPD die Berichte über die Vernichtung der Juden in Europa bekannt waren, bestätigte auch Heinrich Rothmund am 3. Dezember 1956 in einem Brief an Bundesrat Markus Feldmann:

«Die Bemühungen von Herrn Bundesrat von Steiger nachzuweisen, dass die Nazigreuel im Herbst 1942 noch nicht in vollem Umfang bekannt gewesen seien ... , sind mir unverständlich. Als mein Bericht über die Berlinerreise vom Oktober/November 1942 Herrn Bundesrat von Steiger bekannt wurde, war es bereits anfangs Februar 1943, ein Zeitpunkt also, in dem ziemlich allgemein bekannt war, dass die Juden auf grausame Weise verfolgt werden. Es steht übrigens schon im Bericht Jezler vom 30. Juli 1942 und, in anderem Zusammenhang, in meinem Berlinbericht. Es dürfte wohl auch in einer der zahlreichen Diskussionen über die Flüchtlingsfrage im Schosse des Bundesrats erwähnt worden sein, denn dem Vorsteher des EJPD, wie auch seinen Kollegen im Bundesrat, standen ganz andere Informationsquellen zur Verfügung als dem Chef der Polizeiabteilung.»[9]

Eduard von Steiger wusste Bescheid, daran kann es heute keinen Zweifel mehr geben. Als Greuelpropaganda liessen sich die Meldungen nicht mehr abtun. Seine nachträgliche Rechtfertigung erscheint um so beschämender, als Bundesrat von Steiger nie die Verantwortung für seine – angesichts der neuen Erkenntnisse muss man dies so formulieren – antijüdische Flüchtlingspolitik übernommen hat, sondern im Gegenteil noch versuchte, seine Schuld auf seinen Untergebenen Rothmund abzuwälzen, als er anlässlich des Ludwig-Berichts in Bedrängnis geriet.

Die Basler Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg

Tatsächlich blieb die Basler Flüchtlingspolitik in den ersten Kriegsmonaten ihrem humanitären Prinzip treu und verzichtete grösstenteils darauf, die harten Weisungen aus Bern auszuführen. Bis Ende 1939 kamen wenig jüdische Flüchtlinge nach Basel. Trotz des Krieges gelang es einigen weiterzureisen, noch war ja die Schweiz nicht vollständig von den Achsenmächten umschlossen. Es wurden auch keine weiteren Rückstellungen jüdischer Flüchtlinge mehr

verfügt. Mit einer Ausnahme: Am 12. Dezember 1939 brachte man den jüdischen Flüchtling A.W. nach Lörrach zurück.

A.W. war am 31. Juli 1938 illegal durch die «Langen Erlen» nach Basel eingereist und erhielt eine mehrfach verlängerte Toleranzbewilligung. Am 8. Dezember 1939 wurde W. in Liestal von einem Polizeibeamten der basellandschaftlichen Polizei unter dem Vorwurf verhaftet, er sei einer Erwerbstätigkeit nachgegangen. W. hatte in Liestal versucht, Bleistifte zu verkaufen und damit gegen die fremdenpolizeilichen Vorschriften verstossen. W. wurde vom Lohnhof zum Badischen Bahnhof gebracht, von wo er in Begleitung eines Polizeimannes den deutschen Behörden in Lörrach zugeführt werden sollte. Verzweifelt über seine Lage und die plötzliche «Ausschaffung», versuchte sich W. in der Arrestzelle des Polizeipostens am Badischen Bahnhof das Leben zu nehmen, aber der anwesende Grenzarzt konnte den Selbstmordversuch verhindern. Er verband die Wunde, und W. wurde wie befohlen nach Lörrach abtransportiert. Zuvor nahm man ihm noch drei Franken wegen «Verunreinigung des Arrestes» ab. W. kam in ein deutsches Konzentrationslager, wo er wenig später umgebracht wurde.

Die Ausweisung von W. war nicht nur hart, sie war unnötig und hatte seinen Tod zur Folge. Die Fremdenpolizei war der Meinung, wieder einmal ein «Exempel statuieren» zu müssen, obwohl dafür gar kein Grund vorhanden war. Besonders unverständlich ist die Ausschaffung von W., wenn man sie mit der von den Basler Behörden für sich reklamierten humanen Praxis konfrontiert.

Am 4. April 1940 erhielt Regierungsrat Brechbühl einen Brief von Rothmund. Darin erinnerte der Chef der Polizeiabteilung des EJPD den Regierungsrat an die Bestimmungen des Bundesratsbeschlusses vom 17. Oktober 1939 und forderte ihn deshalb auf, zwei jüdische Flüchtlinge, die sich im Lohnhof befanden, «so rasch als möglich den deutschen Behörden in Lörrach zu übergeben». Es handelte sich um A.S. und E.L.

A.S., Sohn eines Lehrers der jüdischen Gemeinde Buchen (Odenwald), als Frontsoldat im Ersten Weltkrieg mehrfach verwundet, liess sich nach seiner Heirat in Pirmasens nieder und lebte dort nach dem Tode seiner Frau ab 1937 allein mit seiner Tochter. Während der Pogrome 1938 wurde er verhaftet und nach Dachau gebracht. Nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager übernahm er das Amt eines Sekretärs der jüdischen Gemeinde Pirmasens. Im Frühjahr 1939 gelang es ihm, seine damals zehnjährige Tochter mit einem Kindertransport nach Frankreich zu schicken. Um weiteren Pogromen zu entgehen, entschloss sich S. zur Flucht in die Schweiz. Unterwegs traf er im Zug auf den Flüchtling E.L. Dieser, ein ausgebürgerter polnischer Staatsbürger, lebte in Mannheim und sollte als Staatenloser ausgewiesen werden. Infolge des Kriegsausbruchs war eine geplante Ausreise nach England nicht mehr möglich. Am 1. März 1940 bekam L. von den deutschen Behörden eine letztmalige Verlängerung seines Aufenthalts. Nach Ablauf der Frist werde er verhaftet und in ein

Konzentrationslager eingesperrt werden. Deshalb entschloss auch er sich zur Flucht. Zusammen versuchten die beiden in die Schweiz zu gelangen. Ein Gestapobeamter zeigte ihnen den Weg, doch sie verirrten sich und wurden von deutschen Wachposten verhaftet. Nachdem die Grenzposten davon überzeugt waren, dass die Gestapo die beiden bei der Flucht unterstützt hatte, halfen sie ihnen beim illegalen Grenzübertritt:

«Zwei Mann des Grenzpostens begleiteten uns zum Stacheldrahtverhau hinter dem Hörnligottesacker und zeigten uns auch den Durchgang. Von unserm Standort aus konnten wir die Lichter der Stadt gut sehen und uns nicht mehr verirren. Da es uns jedoch zu riskant schien, zu so später Stunde nach der Stadt zu gehen, es war 01.00 Uhr, überstiegen wir den Hag des Hörnligottesackers und verbrachten den Rest der Nacht hinter einem Gebüsch. Bei Morgengrauen überstiegen wir die Einfriedung des Gottesackers neuerdings und begaben uns nach der Stadt. Ich konnte bei jemandem unterkommen, ich weigere mich jedoch, darüber auszusagen. Ich will diese Leute nicht kompromittieren. Beim Spalentor trennte ich mich von L. Wir haben uns unabhängig voneinander zur Israel. Fürsorge begeben.»

Im Falle der beiden jüdischen Flüchtlinge hatten sich die Basler Behörden wiederum über eine Weisung der eidgenössischen Polizeiabteilung hinweggesetzt und die von Rothmund geforderte «Ausschaffung» nicht vollzogen. Auch fünf polnische Kriegsgefangene, die aus deutscher Gefangenschaft entflohen waren, stellten sie trotz gegenteiliger Anordnungen, die der Polizeioffizier des zuständigen Territorialkommandos erlassen hatte, nicht an die deutsche Grenze zurück, sondern internierten die fünf in der Arbeiterkolonie Dietisberg.[10]

Im Jahre 1941 kamen vermehrt Flüchtlinge aus dem Elsass. Sehr oft handelte es sich dabei um Männer, die sich einem deutschen Stellungsbefehl entziehen oder um entwichene französische Kriegsgefangene, die sich ins unbesetzte Frankreich absetzen wollten. Sie wurden «jeweils dem Lohnhof zugeführt und dort solange zurückbehalten bzw. in Gewahrsam gesetzt», bis das Territorialkommando über ihren Weitertransport entschieden hatte, was meistens eine Inhaftierung von vier Tagen bedeutete. Danach wurden sie nach Genf transportiert und dort an die «Grenze des unbesetzten Frankreichs verbracht.» Auch zu Beginn des Jahres 1942 waren es vor allem elsässische Fahnenflüchtige und aus deutscher Gefangenschaft entflohene Franzosen, die bei Basel die Grenze überschritten. Wie dem Journalbuch von 1942 zu entnehmen ist, hatten einzelne dabei grosse Distanzen bewältigt. So wurden am 5. Januar fünf Franzosen, die in der Nähe von Leipzig aus einem Lager entflohen waren, am Badischen Bahnhof angehalten und in den Lohnhof gebracht. Für das ganze Jahr registrierte das Journalbuch 273 Anhaltungen entwichener Kriegsgefangener. Sie wurden zunächst wegen illegalen Grenzübertritts in den Lohnhof ver-

bracht. Bis Mitte September 1942 transportierte man sie ausnahmslos nach Genf und von dort in die unbesetzte Zone nach Frankreich. Nach der deutschen Besetzung von Vichy-Frankreich wurden auch sie interniert. Diese Transporte respektive Internierungen erfolgten alle durch den zuständigen Offizier des Territorialkommandos.

Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass die jüdischen Flüchtlinge in Basel zwar einem strengen polizeilichen Regime unterstellt waren, insgesamt die Flüchtlingspolitik von Basel-Stadt aber auch im Zweiten Weltkrieg humaner war als die vieler Kantone und diejenige des Bundes. In der Zeit vom Frühjahr 1938 bis zum Frühjahr/Sommer 1943 erhielten im Kanton Basel-Stadt mindestens 2'327 jüdische Flüchtlinge eine kurz- oder langfristige Aufenthalts- bzw. Toleranzbewilligung. 1'121 von ihnen reisten wieder aus, 48 sind während ihres Aufenthalts in Basel gestorben. Das heisst, dass der Kanton Basel mindestens 1'158 jüdischen Flüchtlingen im Zweiten Weltkrieg ein Refugium bot. In den Kriegsjahren fanden nur noch wenige Ausreisen statt. Aber auch der Zustrom war in den ersten Kriegsjahren gering. Erst 1942 kamen wieder vermehrt jüdische Flüchtlinge nach Basel.

Kurz nach Kriegsbeginn begann sich die Kompetenzlage in der Flüchtlingspolitik noch einmal zu verändern. Die eidgenössische Fremdenpolizei versuchte, wohl aufgrund der Erfahrungen aus der Vorkriegszeit, die Praxis zu zentralisieren. Der Kanton und somit auch die Basler Regierung verlor immer mehr Kompetenzen an die Zentralbehörde in Bern und an das Armeekommando. An der Grenze entschied weiterhin das Grenzwachtkorps, das weitaus strenger verfuhr als die Polizei oder das Territorialkommando, über Einlass oder Zurückweisung von Flüchtlingen. Anschliessend kamen sie in die Zuständigkeit des Territorialkommandos. Dessen Polizeioffizier entschied in Zusammenarbeit mit der Polizeiabteilung des EJPD in zweiter Instanz über die vom Grenzwachtkorps angenommenen Flüchtlinge, sowie in erster Instanz über die im Lande aufgegriffenen. In der Zwischenzeit befanden sich die Flüchtlinge in sogenannten «Sammellagern». Diese waren streng bewacht, und ein Kontakt mit der Aussenwelt war praktisch verunmöglicht. Wertsachen und Geldmittel wurden ihnen abgenommen und aufgrund eines Vertrages mit der Schweizerischen Volksbank vom 18. Mai 1943, die laut Art. 8 des Bundesratsbeschlusses vom 12. März 1943 als Treuhandstelle tätig war, deponiert. Dem bemittelten Flüchtling zog man jeden Monat seine Unterhaltskosten von diesem Konto ab. Danach kamen die Flüchtlinge in ein Quarantänelager oder in ein Spital, wo sie meist 21 Tage bleiben mussten, um auszuschliessen, dass sie ansteckende Krankheiten oder Seuchen einführten. In dieser Zeit erfolgte zumeist auch die polizeiliche Abklärung. Ein Kontakt mit der Aussenwelt war von dort aus kaum herzustellen, und nur einige wenige Vertreter der Hilfsorganisationen hatten Zutritt zu den Lagern. Konnte der «Fall» eines Flüchtlings nicht innerhalb der Quarantänefrist

geprüft und entschieden werden, brachte man ihn vorerst noch in einem «Auffanglager» unter. Danach kam der Flüchtling, sofern er arbeitstauglich war, in ein «Arbeitslager», wo er meist im Strassenbau sowie im Meliorationswesen eingesetzt wurde. Am 1. Januar 1944 existierten 37 solcher Arbeitslager. «Arbeitsuntaugliche» Flüchtlinge bekamen die Erlaubnis, falls sie über die nötigen Geldmittel verfügten, in Hotels zu logieren. Wieder andere konnten bei Verwandten unterkommen, wozu sie die kantonale Zustimmung brauchten. Nur wenn ein Flüchtling wegen seines Alters oder seines Gesundheitszustandes nicht in ein Arbeitslager eingewiesen werden konnte, war der Kanton zuständig. Er konnte die private Internierung auf seinem Territorium erlauben und beim EJPD die Entlassung aus dem Lager beantragen.

Lange Zeit sah es aufgrund der Aktenlage so aus, als ob in der Region Basel keine Rückweisungen vorgenommen worden seien. Die sorgfältigen Recherchen des Historikers Guido Koller und die Erkenntnisse, die man den Interviews von Lukrezia Seiler und den Grenzwachtpostenchroniken entnehmen kann, ergeben jedoch ein differenzierteres Bild. Während der ganzen Kriegszeit wurden sehr wohl Flüchtlinge an den Grenzen durch das Grenzwachtkorps und das Territorialkommando abgewiesen. Über die genauen Zahlen wird man wohl auch in Zukunft keine verlässlichen Angaben machen können.

Anmerkungen

1 Die Angabe stammt von Werner Rings: Schweiz im Krieg, S. 326. Rothmund selber gab in einem Brief an Bundesrat von Steiger zu erkennen, dass die genaue Anzahl der Flüchtlinge nicht feststellbar sei. Ende Juli 1942 seien es 7'083 gewesen.

2 BA E 27 Nr. 14445. Bericht der Polizeiabteilung zum Flüchtlingsproblem vom 30. Juli 1942.

3 Ebenda.

4 BA E 27 Nr. 14446 sowie Bericht Ludwig, S. 108. Aus diesem Brief geht hervor, dass Jezler seinen Bericht im Auftrag von Rothmund verfasst hatte.

5 Bericht Ludwig, S. 205.

6 Ausgenommen von der Zurückweisung waren die Härtefälle, das heisst a) offenbar kranke Personen und schwangere Frauen; b) Flüchtlinge im Alter über 65 Jahre. Bei Ehegatten, wenn wenigstens einer über 65 Jahre alt war; c) alleinreisende Kinder unter 16 Jahren; d) Eltern mit eigenen Kindern unter 16 Jahren; e) Flüchtlinge, die sofort behaupteten und auch glaubhaft machen konnten, dass sie nahe Angehörige (Ehegatten, Eltern, Kinder) in der Schweiz oder sonstwie enge Beziehungen zur Schweiz (langjähriger Aufenthalt in der Schweiz) haben. Bericht Ludwig, S. 222f.

7 Ende 1996 werden neue Forschungsergebnisse zu diesem Thema erscheinen. Vgl. Guido Koller: Entscheidungen über Leben und Tod. Die behördliche Praxis in der schweizerischen Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges.

8 Bericht Ludwig, S. 400.

9 BA 4800 (A) 1, Bd. 1. Rothmund an Bundesrat Feldmann, 3. Dezember 1956.
Über den Kenntnisstand der Behörden informiert ein 1994 erschienenes Buch von Gaston Haas in aller Deutlichkeit. Vgl. Gaston Haas: «Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte ... ». 1941–1943. Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wusste.

10 Vgl. PD-Reg 2,3 Teil III. Beschluss des Regierungsrates vom 3. Dezember 1940.
Wie gefährdet polnische Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter waren, zeigen verschiedene Riehener Berichte.

Flüchtlinge aus fast allen europäischen Ländern in Riehen und Bettingen

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde die Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland geschlossen. Schon vier Tage vor der Generalmobilmachung, am 29. August 1939, rückte in Riehen das den Grenztruppen angehörende Detachement Riehen ein und begann mit dem Bau von Barrikaden und Tanksperren an den Einfallstrassen und im Innern des Dorfes. Ab sofort durfte die Grenze nur noch mit einem Visum überschritten werden. Die Riehener und Bettinger Bevölkerung konnte nun die badischen Nachbargebiete nicht mehr betreten; Familien wurden für Jahre getrennt. Nur einige wenige Grenzgänger erhielten ab dem 1. Oktober 1939 Grenzkarten, mit denen sie ihrer Arbeit im Nachbarland weiterhin nachgehen oder als Landwirte ihr Land jenseits der Grenze bestellen konnten. Für alle andern Personen herrschte Visumzwang.

Wenige Wochen nach Kriegsausbruch wurde der Grenze entlang eine gewisse Zone zum militärischen Sperrgebiet erklärt, das nur mit einer besonderen Bewilligung des Territorialkommandos Basel betreten werden durfte. Diese Sperrzonen umfassten grosse Teile der Wälder und Felder rings um Riehen und Bettingen, das ganze rechtsseitige Wieseufer, grosse Teile des Schlipf, breite Waldgürtel beim Horngraben und das ganze Maienbühl mit der Eisernen Hand. Die Bevölkerung, mit Ausnahme der wenigen Bewohner der Sperrzonen und jener Leute, die innerhalb dieser Zonen Land bewirtschafteten, hatte während der Kriegsjahre keine Möglichkeit mehr, in die Nähe der Grenze zu kommen.

Für Flüchtlinge, die versuchten, über die Grüne Grenze in die Schweiz zu gelangen, wurde dieses Vorhaben durch die Sperrzonen erheblich erschwert. In diesen von Zivilisten beinahe leeren Gebieten musste ein Fremder den Grenzwächtern und den sie unterstützenden Truppen sofort auffallen, wie der ehemalige Grenzwachtkommandant Ulrich Götz im nachfolgenden Bericht ausführt. Trotzdem versuchten immer wieder Menschen aus den verschiedensten Nationen, die Grenze bei Riehen und Bettingen illegal zu überschreiten, um der Verfolgung durch den Nationalsozialismus zu entfliehen. Die Zeitzeugenberichte der nachfolgenden Kapitel, gegliedert nach den einzelnen Grenzposten, erzählen davon.

Wenn man diese Berichte liest, drängt sich die Frage auf, wie gross wohl die Zahl der Flüchtlinge war, die in den Kriegsjahren durch die beiden Grenzdörfer Riehen und Bettingen kamen, wie viele von ihnen Aufnahme in der Schweiz fanden und wie viele zurückgewiesen wurden. Diese Fragen

sind sehr schwer zu beantworten; zwar gibt es einige konkrete Zahlen, doch vieles liegt im dunkeln.

Seit dem Frühjahr 1994 werden im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern die Flüchtlingsakten aus dem Zweiten Weltkrieg, welche seit fünfzig Jahren im Keller des Archivs ruhten, gesichtet und bearbeitet. Es handelt sich um 45'000 Dossiers, welche ungefähr 68'000 Menschen betreffen; 51'000 von ihnen sind während des Krieges in die Schweiz geflüchtet. Diese Personendossiers wurden damals von der Polizeiabteilung im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement erstellt; die Polizeiabteilung war für die zivilen Flüchtlinge zuständig und eröffnete in der Regel nur für diejenigen unter ihnen ein Dossier, die in die Schweiz aufgenommen wurden.[1]

Auf Grund dieser Arbeit ist es heute möglich festzustellen, wie viele der während des Zweiten Weltkrieges aufgenommenen Zivilflüchtlinge an welchen Orten die Schweizergrenze überschritten haben. Für Riehen und Bettingen beträgt diese Zahl 418, für Basel 2'404 Personen. Da der grössere Teil der Landesgrenze des Kantons Basel-Stadt auf die beiden Grenzdörfer Riehen und Bettingen entfällt, ist anzunehmen, dass viele der unter «Basel» notierten Personen ebenfalls über die Grenze der beiden Landgemeinden die Schweiz betraten. Stichproben haben diese Annahme bestätigt. Die oben genannten aufgenommene Flüchtlinge stammten aus den verschiedensten europäischen Ländern; etwa ein Achtel davon waren jüdische Flüchtlinge.

Neben diesen Zivilflüchtlingen kamen auch viele Militärflüchtlinge über die Grenze, die in der Regel in Internierungslager aufgenommen wurden; die Zeitzeugen berichten immer wieder von französischen, holländischen, ja selbst griechischen Militärpersonen. Zahlen über diese



Bei Kriegsausbruch wurden an allen Grenzübergängen, wie hier beim Zollposten Lörracherstrasse, Barrikaden gebaut.

Grenzübertritte in Riehen und Bettingen liegen nicht vor; ein einziger diesbezüglicher Hinweis findet sich in der Chronik des Grenzwachtpostens Bettingen, wo erwähnt wird, dass die Zahl der Militärflüchtlinge höher war als jene der Zivilflüchtlinge. Es kann also angenommen werden, dass sich damit die Zahl der aufgenommenen Flüchtlinge in etwa verdoppelt.

Was aber die Zahl der in Riehen und Bettingen abgewiesenen *Flüchtlinge betrifft, darüber herrscht völlige Unklarheit. Die zur Zeit laufenden Untersuchungen des Bundesarchives brachten keine Akten zutage, weder im Grenzwachtkommando noch im Territorialkommando Basel, welche eine Schätzung der während des Krieges zurückgewiesenen Personen in diesem Bereich erlauben würde. Sicher ist nur, dass die Zahl der abgewiesenen Flüchtlinge in der Schweiz viel höher liegt, als bisher angenommen wurde.*[2] *Einige Hinweise auf die zahlreichen weggewiesenen Flüchtlinge finden sich in der Chronik des Postens Grenzacherstrasse:*

«1943: Alle Rassen und Typen europäischer Staaten werden von unseren Grenzwächtern eingefangen und je nach den bestehenden Vorschriften sofort wieder über die Grenze zurückgeschoben, oder aber der Polizei übergeben. ... 1944: Fast täglich bringen unsere Grenzwächter Franzosen, Russen, Deutsche, Holländer etc. vom äusseren Dienst auf den Posten.»[3]

Und die Chronik des Grenzwachtpostens Inzlingerstrasse vermerkt:

«Flüchtlinge, die aus fast allen europäischen Ländern stammen, kommen über die Grenze, aber nicht alle dürfen eingelassen werden.»[4]

Zu den Zurückgewiesenen, die in der Schweiz vergeblich Zuflucht suchten, gehörten auch jene Menschen, die ein Gesuch um Aufnahme in der Schweiz für sich oder ihre Angehörigen an die Behörden stellten, aber abgewiesen wurden. Über 24'000 «Einreisegesuche von Ausländern, die in der Schweiz Zuflucht suchten» erreichten von 1938 bis Ende 1944 das Emigrantenbüro bei der eidgenössischen Fremdenpolizei, lediglich 9'600 davon wurden bewilligt.[5] *Hinter jedem dieser Gesuche standen Menschen, für die der Entscheid Leben oder Tod bedeutete, wie die Zeitzeugin A.A. in ihrem Bericht eindrücklich schildert.*

Anmerkungen

1 Angaben von Guido Koller, Beauftragter des Schweizerischen Bundesarchives, welcher uns die nachfolgenden Zahlen zur Verfügung gestellt hat.
2 Wie Anmerkung 1. Siehe auch G. Koller: Entscheidungen über Leben und Tod. Die behördliche Praxis in der schweizerischen Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges.
3 Chronik Grenzwachtposten Grenzacherstrasse, S. 47.
4 Chronik Grenzwachtposten Inzlingerstrasse, S. 36.
5 Wie Anmerkung 2.

«Es war ein verdammt harter Beruf!»

Unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges trat ich meinen Dienst als Grenzwachtoffizier-Anwärter in Basel und Riehen an. Die Weisungen des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD), welche Personen an der Grenze eingelassen und welche zurückgewiesen werden mussten, waren bei Ausbruch des Krieges nochmals verschärft worden. Im Oktober 1939 wurden zudem entlang der Grenze militärische Sperrzonen errichtet, Abschnitte von etwa sechs- bis achthundert Metern Breite, die nur mit einem besonderen, vom Territorial- oder Grenzwachtkommando ausgestellten Ausweis betreten werden durften. Landwirte, Landbesitzer und die wenigen Bewohner der Sperrzonen erhielten solche Ausweise.

ULRICH GÖTZ
Geboren 1914 in Castasegna/Bergell
Zollbeamter, Grenzwachtoffizier-Anwärter in Basel (1939/40), Grenzwachtoffizer, Abschnittchef Rheintal SG und Fürstentum Liechtenstein (1940/49), Grenzwachtkommandant-Stellvertreter und Grenzwachtkommandant Kreis I Basel (1949/79)

Gespräche vom 13. Juli 1993 und 27. September 1995, Tonband

Die Grenzwächter, welche entlang der Grenze ihren Dienst ausübten, kannten natürlich die meisten Leute, denen der Zugang zur Sperrzone erlaubt war; jeden Unbekannten mussten sie sofort anhalten und kontrollieren. Wichtig war es, die Grenzwächter genau zu instruieren über ihre Rechte und Pflichten, besonders auch in bezug auf den Waffengebrauch. Jeder Unbekannte musste mit dem Ruf: «Halt! Schweizer Grenzwache! Hände hoch!» angehalten und daraufhin informiert werden, dass bei jeder verdächtigen Handbewegung oder bei jedem Fluchtversuch geschossen werde.

Personen, die die Grenze unbefugt überschritten hatten und im Gelände angetroffen wurden, mussten grundsätzlich an Ort und Stelle zurückgewiesen werden. In unklaren Fällen, zum Beispiel wenn Flüchtlinge total entkräftet und geschwächt waren, führte der Grenzwächter die Aufgegriffenen auf den Grenzwachtposten ab, wo der Postenchef oder der Grenzwachtoffizier über das weitere Vorgehen entschied: entweder den Flüchtling wieder über die Grüne Grenze zurückzuschieben oder ihn der Polizei, respektive dem Militär zu übergeben. Diese Instanz entschied dann nach ausführlicher Befragung über Rückschaffung des Flüchtlings oder Aufnahme in ein Internierungslager.

Die Grenzwächter mussten in ihren Tagesrapporten notieren, ob und wieviele Flüchtlinge sie an der Grenze angehalten und an Ort und Stelle

zurückgewiesen hatten. Als ich 1939/40 auf dem Grenzwachtkommando Basel arbeitete, hatte ich den Auftrag, diese Zahlen, die täglich von den Posten hereinkamen, zu sammeln und jeden Abend schriftlich an den Armeestab weiterzuleiten.

Die Weisungen über Aufnahme oder Rückweisung von Flüchtlingen wurden von EJPD erlassen; sie wechselten im Laufe des Krieges mehrmals. Aufgenommen wurden zum Beispiel Franzosen, die deportiert worden waren, geflüchtete Kriegsgefangene, Deserteure oder ehemalige, mit Deutschen verheiratete Schweizerinnen mit ihren Kindern. Zurückgewiesen wurden zum Beispiel Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen aus Russland, Polen und der Ukraine, und dann vor allem die Juden, die schon vor dem Krieg, ab 1938, prinzipiell zurückgestellt wurden – eine Katastrophe! Als dann gar noch der «J-Stempel» kam, den wir auch noch propagiert haben, damit man die Juden schneller erkenne, wurde jeder, der mit einem «J-Stempel» in die Passkontrolle kam, an Ort und Stelle zurückgewiesen. Wir haben die Flüchtlinge nie am Zollamt direkt den Deutschen übergeben, sondern sie in einem ruhigen Abschnitt der Grünen Grenze zurückgeschoben, damit sie doch wenigstens noch eine Chance hatten, irgendwo unterzutauchen.

Es war nicht immer leicht, den Grenzwächtern diese Weisungen des EJPD beizubringen – es war ja auch für uns nicht leicht, und oft hat man sich gefragt, ob dieses oder jenes recht sei, aber es war nicht an uns, dies zu beurteilen.

Zu meinen Aufgaben als Grenzwachtoffizier-Anwärter gehörte es, die einzelnen Grenzwächter im Gelände zu kontrollieren. So war ich auch in einer bitterkalten Nacht im November 1939 auf dem Kontrollgang. Vom Posten Weilstrasse her ging ich der Wiese entlang bis zur Grenze gegen Lörrach und dann auf dem Grenzweg gegen den Grenzwachtposten Riehen. Dort wo der Mühleteich über die Grenze fliesst, war ein Grenzwacht-Rekrut im Einsatz. Als ich mich der Stelle näherte – es war morgens gegen ein Uhr – hörte ich, dass er mit jemandem sprach. «Was ist da los?», fragte ich mich, und sah beim Näherkommen eine junge Frau neben dem Rekruten stehen, vielleicht 25 Jahre alt, mit einem kleinen Mädchen an der Hand und sichtbar in Erwartung. Sie weinte. Der Rekrut sagte zu ihr: «Jetzt haben Sie Glück – hier kommt der Abschnittoffizier. Grundsätzlich, wie ich Ihnen schon sagte, müssen Sie zurück.» Auf mein Befragen erklärte er: «Eine Jüdin, nach den Weisungen nicht aufnehmen, zurückweisen.»

Ich fragte die junge Frau, weshalb sie überhaupt hierhin gekommen sei. Man habe ihr in Lörrach diesen Weg gewiesen, sagte sie, sie solle dem Bächlein entlang gehen, dann komme sie an die Grenze, und wenn sie dort weitergehe, gelange sie in ein Dorf, und das sei Riehen. Ihren Mann habe

man verhaftet, und sie habe sich bei Nacht und Nebel absetzen können; wenn sie zurückmüsse, sei sie verloren. Sie bat inständig um Aufnahme in der Schweiz, sie bleibe aber nicht hier, sondern habe Verwandte in Amerika und reise weiter; sie falle der Schweiz sicher nicht zur Last.

Nun – wir hatten Weisungen, klare Weisungen, aber man hat neben dem Verstand auch noch ein Herz. Als nun die junge Frau niederkniete und weinte, und neben ihr das vierjährige Mädchen, da dachte ich – zurückschicken, was soll das? Zum Rekruten sagte ich: «Ihr Verhalten, Ihr Vorgehen war in Ordnung – grundsätzlich zurückweisen. Aber ich persönlich mute mir hier etwas mehr zu; ich nehme die Frau mit zur Abklärung auf den Posten». Auf dem Abschnittbüro informierte ich den Adjudanten; seine Frau kam sofort herbei, machte Kaffee und gab den beiden Flüchtlingen zu essen, richtete ein Bett für sie und liess sie schlafen. Am andern Morgen ging ich wieder auf das Abschnittbüro, machte eine kurze Einvernahme und benachrichtigte hierauf die Polizei, welche die Frau abholte. Ich erhielt später eine Verwarnung: «Auch für den Grenzwachtoffizier gelten die bestehenden Weisungen!» Aber im nachhinein weiss ich, dass ich die Frau und ihr Kind rettete; sie konn-

Grenztruppen auf Patrouille im Maienbühlwald. Während des Aktivdienstes unterstützten Grenztruppen das Grenzwachtkorps bei der Überwachung des Geländes.



ten hierbleiben und nachher weiterreisen – im Detail konnte ich das nicht mehr genau eruieren, und es ging mich auch nichts mehr an. Für mich war der Fall abgeschlossen, aber ich war froh, dass ich sie aufgenommen hatte.

Später, im Rheintal, wo ich von August 1940 bis Juli 1949 als Abschnittchef Dienst tat, gab es noch ungezählte Erlebnisse mit Flüchtlingen. Während des ganzen Krieges flüchteten Leute in die Schweiz, zum Beispiel mit Ruderbooten über den Bodensee oder über die Berge ins Fürstentum Liechtenstein, dessen Grenze ebenfalls von der Schweizerischen Grenzwache bewacht wurde. Natürlich gab es auch gefährliche Begegnungen, zum Beispiel mit Kriminellen, die versuchten, heimlich die Grenze zu überschreiten, und die vor Gewalt nicht zurückschreckten. Aber die meisten Flüchtlinge suchten Schutz. Manchmal konnte man helfen, konnte vielleicht bei einer Patrouille bewusst einen andern Weg einschlagen, wenn bekannt war, dass Flüchtlinge kamen. Oder es gelang, einen Flüchtling, zum Beispiel einen russischen oder polnischen Zwangsarbeiter, unter Hinweis auf seine Gefährdung an Leib und Leben hier zu behalten. Aber sehr viele Menschen mussten wir zurückweisen, Männer, Frauen, auch Kinder. Es war ein verdammt harter Beruf!

Es war nicht so, wie es manchmal heisst, dass wir absolut unvernünftig und unverantwortbar gehandelt hätten. Wir konnten einfach nicht alles aufnehmen. Aber der katastrophale Fehler, den man sicher gemacht hat, war die Behandlung der Juden. Mich hätte immer interessiert, persönlich, ob bei uns die obersten Führungskräfte – die Bundesräte und Parlamentarier – etwas von den Konzentrationslagern wussten, ob sie schon vor 1942 darüber orientiert waren, dass bei den Deutschen eine solche Vernichtungswut gegenüber den Juden vorhanden war.

Die letzten Tage des Krieges vor dem Zusammenbruch, im April 1945, waren in meinem Grenzabschnitt im Rheintal chaotisch. Viele Tausende von Flüchtlingen strömten beim Zollamt St. Margrethen an die Grenze, um sich in die Schweiz zu retten, darunter auch Nazis und SS-Offiziere in Zivil. Pierre Laval ersuchte mehrmals um Aufnahme und wurde von mir natürlich abgewiesen; Marschall Pétain fuhr bei uns vor und wurde auf Anweisung von Bern mit seiner Frau eingelassen, durch die Schweiz transportiert und bei Vallorbe den Franzosen übergeben. Ich erlebte Bestechungsversuche, menschliche Tragödien und tiefe Erschütterung beim Eintreffen der ersten Häftlinge aus den Konzentrationslagern. Es würde den Rahmen dieses Berichtes, der den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges in Riehen gewidmet ist, sprengen, jene bewegte, spannende und erschütternde Zeit nachzuzeichnen, in der im Rheintal Tausende von Menschen die Grenze überschritten.

Verweigerte Aufnahme

Diese Geschichte reicht weit zurück, ins Russland der Jahrhundertwende. Meine Eltern stammten aus Witebsk; dort wurde auch mein ältester Bruder geboren. Im Jahre 1904 brach der Russisch-Japanische Krieg aus, und mein Vater sollte eingezogen werden. Er war ein kleiner, feiner, sensibler Mann und wollte unter keinen Umständen in den Krieg. So wanderte er mit drei andern jüdischen Männern aus und emigrierte in die Schweiz, nach Basel. Die vier Männer integrierten sich gut in der Stadt, obwohl sie kein Wort deutsch sprachen; einer von ihnen wurde ein allseits beliebter und bekannter Uhrmacher, mit dem wir noch lange Kontakt hatten. Vater arbeitete bei verschiedenen Basler Firmen, unter anderen beim Eisenwarengeschäft Strahm. Ein oder zwei Jahre später konnte auch meine Mutter mit meinem ältesten Bruder auswandern. Sie kamen nach Lörrach; ich habe keine Ahnung, warum sie nicht bis in die Schweiz reisen konnten. Leider haben unsere Eltern uns nur wenig aus ihrer Vergangenheit erzählt. Obwohl mein Vater bereits die Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz erhalten hatte, siedelte er zu seiner Familie nach Lörrach über und fand dort wieder Arbeit. Mein zweiter Bruder, ich selber und meine jüngere Schwester wurden in den nächsten Jahren geboren – und zwar alle im Basler Frauenspital, welches meine Mutter bevorzugte. Im Ersten Weltkrieg sollte mein Vater im Auftrag der deutschen Behörden als Dolmetscher russische Kriegsgefangene aushorchen. Da er dies nicht wollte, setzte er sich wieder in die Schweiz ab und verbrachte einen Teil der Kriegsjahre dort. Ein paar Jahre später erwarb er für sich und die ganze Familie die deutsche Staatsbürgerschaft.

FRAU A.A.
Geboren 1910 in Basel,
aufgewachsen in Lörrach
Lebt seit 1938 in Bettingen und Riehen

Gespräch vom 9. Juli 1996

Wir waren in Lörrach gut integriert und völlig zu Hause. Ein Bruder war ein begeisterter Fussballer, den sie im Lörracher Fussballklub sehr gerne hatten, und ich selber war eine gute Sportlerin. Wir hatten viel Kontakt mit der Schweiz, sowohl durch den Sport als auch durch meine Ausbildung, da ich in Basel eine Schneiderinnenlehre machte und immer hin und her pendelte.

Doch ab 1933 begann sich vieles zu ändern. Als ich in Lörrach die Meisterprüfung ablegen wollte, hiess es: «Nein, für eine Jüdin kommt das nicht in Frage.» Bald darauf – es wird etwa 1934 gewesen sein – ging ich nichtsahnend zu einem Anlass der Turnerinnen Lörrach. Doch unter der Türe

wurde ich abgefangen: «Du hast nichts mehr mit uns zu tun», hiess es. Das war ein harter Schlag für mich, denn ich kannte alle Turnerinnen gut, war mit vielen von ihnen zur Schule gegangen und hatte voll dazugehört. Ich trainierte dann noch einige Zeit bei den OB (Old Boys) Basel, wurde sogar einmal Schweizermeisterin im Hochsprung. Aber meine Enttäuschung über das Verhalten meiner Sportkameradinnen war gross.

Unsere Lage wurde immer schwieriger. Mein Vater war 1934 verstorben, meine Mutter musste sich mit einer kleinen Rente durchschlagen und war auf den Verdienst von uns Kindern angewiesen. Ich fand in Lörrach nur wenig Arbeit als Schneiderin, aber wir schlugen uns recht und schlecht durch.

In dieser Zeit lernte ich meinen spätern Mann kennen, einen Schweizer aus Riehen, der in Bettingen arbeitete, und 1938 beschlossen wir, zu heiraten. Seine Familie hatte keine grosse Freude an einer jüdischen Schwiegertochter. Wie, so fragten sie, wollte ich unsere Kinder christlich erziehen? Würde ich mich taufen lassen? Ein Gespräch mit dem damaligen Riehener Pfarrer Karl Brefin brachte Klärung; nie werde ich vergessen, wie er zu mir sagte: «Bleiben Sie das, was Sie sind, recht; etwas anderes können sie nicht sein.»

Im Juni 1939 wurde unsere erste Tochter geboren. Die Grenze war schon zum Teil geschlossen, aber zu diesem Anlass durften meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester – der älteste Bruder lebte in Freiburg i.Br. – mich mit einer einmaligen Bewilligung besuchen. Ich beschwor sie: «Bleibt hier, geht nicht zurück! Lasst alles liegen und stehen und geht zur jüdischen Flüchtlingshilfe, die werden euch weiterhelfen.» Doch sie sagten: «Nein, das machen wir nicht. Wir sind in Lörrach daheim. Wir sind keine Verbrecher, sind unbescholten und anständige Bürger – uns wird nichts geschehen!» Das war das letztemal, dass ich meine Mutter und meine Geschwister zusammen sah. Zwar durfte ich gegen den Herbst meine Mutter nochmals in Lörrach besuchen, doch dann wurde die Grenze definitiv geschlossen. Später erfuhr ich, dass in dieser Zeit auch zweimal Gestapobeamte versucht hatten, meine Angehörigen zur Flucht in die Schweiz zu überreden und ihnen dabei zu helfen, doch sie wollten nicht fort.

In der nächsten Zeit war ich intensiv mit meiner schnell wachsenden Familie beschäftigt. So traf es mich völlig unvorbereitet, als ich am 22. Oktober 1940 die Nachricht vom Abtransport meiner Familienangehörigen erhielt. Ein Bekannter teilte mir telefonisch mit, dass alle Lörracher Juden auf dem Marktplatz zusammengetrieben und mit unbekanntem Ziel deportiert worden seien. «Schau, dass du dich für deine Angehörigen einsetzen kannst,» riet er mir.

Wochenlang wussten wir nicht, wo meine Familie war, doch dann kam ein erster Brief aus Gurs, dem grossen Lager in Südfrankreich, in welches alle Juden aus Baden und aus der Pfalz deportiert worden waren. Meine Mutter bat um Wolldecken, Wäsche, warme Kleider, denn sie hatten ja innert zwei Stunden abreisen und alles zurücklassen müssen.

Wir stellten sofort ein Gesuch bei der Fremdenpolizei in Basel, dass meine Angehörigen zu uns kommen könnten. Doch das Gesuch wurde vom Chef der kantonalen Fremdenpolizei abgelehnt. Ich konnte das nicht akzeptieren, da wir uns ja verpflichtet hatten, sie bei uns aufzunehmen, und reiste nach Bern auf die zuständige Behörde. Doch dort hiess es, das liege nicht an ihnen, sondern Basel habe das Gesuch abgelehnt, und wenn Basel ablehne, so sagten auch sie nein.

Es kamen viele Briefe aus Gurs, die die Not im Lager schilderten – ich habe alle aufbewahrt, aber nie mehr den Mut gefunden, sie nochmals zu lesen. Und eines Tages traf jene Karte meines Bruders ein, mit der er mir mitteilte, dass meine Schwester aus dem Lager abtransportiert worden sei, er wisse nicht, wohin. Das war das letzte Lebenszeichen; erst nach dem Ende des Krieges erhielten wir die Nachricht – ich kann es noch heute kaum aussprechen – dass mein Bruder 1945 in Dachau umgebracht worden war, und dass meine Schwester nach Theresienstadt deportiert worden sei, wo sich ihre Spur verlor.

Für meine Mutter gab es eine Rettung. Sie war inzwischen sechzig Jahre alt geworden, und es hiess, dass Leute über sechzig unter Umständen in die Schweiz geholt werden konnten. Wir stellten wiederum ein Gesuch und mussten zweitausend Franken deponieren als Sicherheit, falls sie ein Sozialfall würde. Daraufhin durfte sie im April 1941 von Gurs einreisen und wohnte dann bei uns, später in Riehen und schliesslich in der Charmille, wo sie bis zu ihrem 78. Jahr lebte. Aber sie war traurig und verbittert; die Jahre in Gurs und der Verlust ihrer Kinder hatten sie gezeichnet. Heute ruht sie auf dem Jüdischen Friedhof in Lörrach.

Auch mein älterer Bruder überlebte den Krieg. Er arbeitete bei Kriegsausbruch in Freiburg als Buchhalter. Eines Tages wollte ihn die Gestapo an seiner Arbeitsstelle verhaften. Doch sein Chef protestierte: er könne seinen Buchhalter die nächsten Tage unmöglich entbehren, sie stünden mitten im Jahresabschluss. Kaum waren die Männer aus dem Haus, rief er die jüdische Flüchtlingshilfe in Basel an und machte mit ihnen Zeit und Ort aus, wo mein Bruder über die Grenze gehen sollte. Und es klappte: Mein Bruder kam unbehelligt über die Grenze und wurde in Basel aufgenommen. Wir konnten uns einige Male sehen, aber er wollte so schnell wie möglich auswandern und erhielt durch Vermittlung der jüdischen Flüchtlingshilfe Auswanderungspapiere nach Uruguay. Nach einigen Stationen hat er sich in

Argentinien fest niedergelassen. Erst 25 Jahre später kam es zum Wiedersehen.

Nach Kriegsende ging ich öfters nach Lörrach, um die finanziellen Angelegenheiten und die Wiedergutmachungs-Ansprüche meiner Mutter zu regeln. Später traf ich auch meine Klassenkameraden wieder. Aber die Herzlichkeit, die einst da war, ist nicht mehr zustande gekommen. Ich fühlte mich fremd, nicht angenommen – ein Gefühl, das mich auch in meiner neuen Heimat immer wieder befällt. Oft denke ich, dass sich das Schicksal meiner Eltern bei mir wiederholt hat, dieses Wandern zwischen verschiedenen Welten, verschiedenen Kulturen.

Aber ich bin nicht verbittert. Ich habe versucht, mich anzupassen und das Beste daraus zu machen. Zu meinem achtzigsten Geburtstag haben mir meine Töchter eine Reise nach Israel geschenkt. Die tiefen Eindrücke, die ich dort erlebte, habe ich in einem gestickten Wandbehang festgehalten: den Felsendom über der Stadt Jerusalem und die russisch-orthodoxe Kirche mit ihren vergoldeten Kuppeln; die Klagemauer mit den betenden Juden und den Chagall'schen Fiedler aus Witebsk inmitten tanzender Kinder; die Gesetzestafeln am Sinai und Brot und Fische der Bergpredigt; und schliesslich das Grab Ben Gurions im neuen Staate Israel. Meine Hoffnung, dass die verschiedenen Religionen miteinander leben können, wenn Toleranz und weniger Missgunst herrschen, drückt sich darin aus. Viele, viele Fäden meines Lebens sind in diesem Wandteppich verwoben – und ich glaube, es ist ein Ganzes geworden.

Die Kriegsjahre an den einzelnen Grenzwachtposten

In Riehen gab es zur Zeit des Zweiten Weltkrieges fünf Grenzwachtposten, von denen einer (Bettingen) heute nicht mehr existiert. Je nach geographischer Lage und Verkehrsaufkommen war die Situation während der Kriegsjahre an diesen Posten verschieden.

In den folgenden Kapiteln erzählen Zeitzeugen, die an den einzelnen Grenzabschnitten wohnten oder arbeiteten, von ihren Erlebnissen. Die Chroniken der Grenzwachtposten liefern interessante Ergänzungen zu den persönlichen Erinnerungen.

Grenzwachtposten Riehen an der Lörracherstrasse: Offizielle Kontakte

Während die vier Grenzwachtposten Weilstrasse, Inzlingerstrasse, Bettingen und Grenzacherstrasse während des Krieges nur noch für den kleinen Grenzverkehr geöffnet waren, blieb die Grenzübergangsstelle Riehen-Lörrach/Stetten auch für den – freilich nur sehr spärlichen – Fernreisendenverkehr offen. Im Frühjahr 1940 wurde die schweizerisch-deutsche Grenze während etwa sechs Monaten sogar ganz gesperrt. Die in der Schweiz wohnenden Arbeiter waren gezwungen, über St. Margrethen auszureisen und in Deutschland zu bleiben, wenn sie in Lörrach ihrer Arbeit nachgehen wollten. Im November 1940 wurde die Grenze für den Verkehr wieder geöffnet.[1]

Am Grenzwachtposten Riehen fanden die meisten offiziellen Kontakte mit den deutschen Behörden statt. Hier wurden deutsche Kriegsgefangene und Särge abgeschossener Piloten den Deutschen übergeben, wie der Zeitzeuge Robert Tettamanti beobachtete. Die Postenchronik vermerkt einen ähnlichen Vorfall im Dezember 1942: «Am 22. erfolgte die Freigabe von zwei deutschen internierten Piloten. Sie wurden von einem schweiz. Oberst bis an die Grenze begleitet.»[2]

Im Bereich dieses Grenzwachtpostens, der bis zum Maienbühl hinauf reicht, wurden viele Flüchtlinge angehalten, wie die nachfolgenden Berichte von Grenzwächtern zeigen. Über die in diesem Grenzabschnitt liegenden neuralgischen Punkte Eisenbahnlinie und Eiserne Hand, welche auch in andern Kapiteln dieses Buches dargestellt sind, suchten viele Verfolgte den

Weg in die Schweiz. Schweizer Grenzwächter trachteten, zum Teil mit aller Härte, sie daran zu hindern. Zeitzeugen berichten, wie auf der andern Seite des Stacheldrahtes deutsche Fluchthelfer versuchten, verfolgte Menschen in die Schweiz zu bringen, vorbei an den deutschen und schweizerischen Grenzwächtern. Sie konnten an manchen Orten auf die Hilfe von Schweizer Fluchthelfern zählen.

Gelegentlich griff die Grenzwache auch Personen auf, welche die Grenze in der andern Richtung überqueren wollten. So berichtet die Chronik des Postens im Juni 1942: «Immer wieder werden im Zwischengelände Schweizer aufgegriffen, welche versuchten, illegal nach Deutschland auszureisen, um dem Nazi-System besser huldigen zu können.»[2]

Ein Thema, das bei vielen Zeitzeugen traurige Erinnerungen wachruft, ist das Schicksal der während des Krieges in Stetten und andern badischen Nachbargemeinden lebenden polnischen Zwangsarbeiter.[3] *Die Schweiz hatte sich bis gegen Ende des Krieges geweigert, Zwangsarbeiter aus Osteuropa als Flüchtlinge aufzunehmen; sie wurden an der Grenze meistens zurückgewiesen. Erst in den letzten Kriegstagen öffnete sich die Grenze; vom 21. bis 24. April 1945 konnten in Riehen 1'496 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter die Grenze überschreiten. Für die Stettener Polen aber kam diese Öffnung zu spät.*

Trotz der vielen Flüchtlinge, die vor und während des Krieges durch den Grenzwachtposten Riehen gingen, werden sie in der Chronik des Postens kaum erwähnt. Erst am Schluss, nach der Darstellung der Kriegsjahre, beschönigt der Chronist die Aufnahmepraxis wie folgt:

«Das Flüchtlingswesen: Ein ganz besonderes Problem für die Schweiz war das Flüchtlingswesen. Verschiedene amtliche Verfügungen regelten je nach Kriegslage und Umständen diese heikle Angelegenheit. Allen konnte es die Mutter Schweiz nicht recht machen; es gab Leute, die der Ansicht waren, man solle alle Flüchtlinge zulassen, wer es auch sein möge. Die wirklich Bedrängten fanden bei uns immer Aufnahme. Wo keine Notlage vorhanden war, konnte die Zurückweisung als gerechtfertigt betrachtet werden. Das schweizerische Asylrecht gibt dem Flüchtling noch lange nicht das Recht, auf eine Aufnahme zu pochen. Die Schweiz war jedoch in der Zulassung der Flüchtlinge äusserst grosszügig, vielleicht wird sie dafür einmal den Dank oder auch den Undank ernten.»[4]

Anmerkungen

1 Chronik Grenzwachtposten Riehen, Band 1, S. 138.
2 Chronik Grenzwachtposten Riehen, Band 2.
3 Siehe auch Berichte von D.D., S. 171; E.E., S. 141; V. Giese, S. 127.
4 Chronik Grenzwachtposten Riehen, Band 2.

Direkt an der Grenze

Zuoberst an der Lörracherstrasse, gegenüber dem Zollposten Lörrach-Stetten, stehen rechterhand drei aneinandergebaute Mietshäuser. Im letzten dieser Häuser, in der Nummer 174 – drei Meter von der Grenze entfernt – habe ich zusammen mit meinen Eltern und meinem Bruder von 1931 bis 1953 gewohnt. In meiner Jugendzeit gehörten nicht nur die Buben der oberen Lörracherstrasse, sondern auch diejenigen aus den grenznahen badischen Gebieten zu meinen Spielkameraden. Wir tummelten uns ungehindert auf beiden Seiten der Grenze. Als dann das Dritte Reich entstand, wurden unsere Freundschaften nach «Drüben» mehr und mehr politisch. Wir trafen uns trotzdem ab und zu zum Fussballspielen, das auch manchmal mit einer Rauferei endete. Sprüche und Neckereien flogen hin und her, und oftmals riefen die Kameraden auf der andern Seite zu uns hinüber: «Die Schweiz, das kleine Stachelschwein, die nehmen wir mit der Berliner Feuerwehr ein!»

ROBERT TETTAMANTI
Geboren 1926 in Riehen, gestorben 1996

Gespräch vom 24. Oktober 1995, Tonband, ergänzt durch Notizen von Robert Tettamanti

Bei Ausbruch des Krieges wurde der Grenzübergang sofort geschlossen, auf deutscher Seite zuerst mit einigen Stacheldrahtrollen, auf der Schweizerseite mit einer grossen Holzbarrikade, die bald durch rotweisse Eisenbarrieren ersetzt wurde. Die Deutschen hatten schon vor dem Krieg direkt vor unserem Haus eine Mauer errichtet. 1942 kam dann der grosse Stacheldrahthag dazu, der sich rund um Riehen zog. Der gute Kontakt zwischen den Schweizerzöllnern und den deutschen Zöllnern blieb aber immer bestehen; am Abend trafen sie sich jeweils beim Grenzstein (der eigentlich ein Kilometerstein ist), direkt unter dem Fenster unseres Schlafzimmers, und schwatzten und erzählten bis spät in die Nacht. Das Kolonialwarengeschäft von Fritz Burri, das sich im Parterre unseres Hauses befand, war ein eigentlicher Treffpunkt der deutschen Zöllner, die täglich in den Laden kamen, um ihre 100 Gramm Brot, 100 Gramm Leberwurst (äusserst begehrt!), Zucker und andere Dinge zu kaufen. Auch SS-Leute in schwarzer Uniform oder feldgraue Waffen-SS, verkehrten während des Krieges dort. Meine Mutter hielt sich viel im Laden auf; sie kannte alle deutschen Zöllner und erzählte uns oft, was da alles gesprochen wurde. Da die Familie Burri, im Gegensatz zu uns, einen Radioapparat besass, ver-

sammelte sich am Abend oft eine ganze Gruppe von Zöllnern und Nachbarn vor ihrem offenen Fenster, um die Nachrichten zu hören und das Kriegsgeschehen zu diskutieren.

Es ist viel passiert an diesem Grenzübergang; wir haben viel gesehen. Zweimal wurden hier Särge deutscher Militärpiloten, die von der Schweizerischen Luftwaffe über Schweizergebiet abgeschossen worden waren, den Deutschen übergeben. Das erste Mal war es beim Frankreichfeldzug, im Sommer 1940, als mindestens vier deutsche Flugzeuge im Jura abgeschossen worden waren. Ich erinnere mich noch gut, wie die deutschen Soldaten, Mitglieder der Luftwaffe in ihren dunkelblauen Uniformen, stramm an der Grenze standen, während die Mitglieder des Grenzwachtkorps, die auf der Schweizerseite die Ehrenwache bildeten, militärisch ein weniger gutes Bild boten. Später, vermutlich im Jahre 1943 oder 44, fand am Lörracherzoll nochmals eine Übergabe von Särgen deutscher Piloten statt; ich weiss aber nicht mehr, wo diese Flugzeuge abgeschossen wurden. Unvergesslich bleibt mir der Tag – etwa Ende Juni 1940 – als eine Gruppe von deutschen Kriegsgefangenen, Mitglieder der Panzertruppen, am Zoll den Deutschen übergeben wurde. Diese Soldaten waren beim Frankreichfeldzug in französische Kriegsgefangenschaft geraten und

Erst in den letzten Kriegstagen öffnete die Schweiz die Grenze für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus Deutschland. Flüchtlinge aus vielen Nationen am Grenzübergang Lörracherstrasse, April 1945.



dann mit den französischen Truppen in die Schweiz hineingeraten. Die Schweiz konnte diese Gefangenen nicht internieren, sondern musste sie nach internationalem Kriegsrecht wieder nach Deutschland überstellen. Die Soldaten, sechs oder sieben an der Zahl, wurden über die Grenze geführt und von den deutschen Behörden in Empfang genommen. Etwas weiter oben, hinter dem Stacheldraht, wartete eine grosse Zahl von Leuten, vor allem Frauen mit Blumensträussen in den Händen. Als sie nun die Soldaten sahen, durchbrachen sie die Abschrankung, rannten mit Jubelrufen herbei, stürzten sich auf die Männer und umarmten und küssten ihre heimgekehrten Helden – ein unvergesslicher Anblick.

Von Flüchtlingen haben wir in unserem Grenzbereich – bis April 1945 – nicht viel gesehen. Ein Fall allerdings bleibt mir für immer in schlimmer Erinnerung. Ein jüdischer Flüchtling, etwa sechzig Jahre alt, war, wie ich annehme, über die Grüne Grenze in die Schweiz gekommen und wurde von den Schweizer Grenzbeamten – wie es leider so oft passierte – beim Zoll Riehen-Stetten wieder über die Grenze geschoben. Der Mann schritt langsam zum deutschen Zollgebäude, das etwa vierzig Meter von der Grenze entfernt lag. Dort wurde er abgefangen von einem deutschen Zöllner und wieder zum Schweizer Beamten zurückgeschickt. Dies wiederholte sich drei oder viermal, bis der deutsche Zöllner den Mann am Arm packte, ihn zur Landesgrenze brachte und sagte: «Hier können Sie bleiben, bis Sie verhungern!» Ein beschämendes Ereignis.



«Was machen die armen Flüchtlinge?» war eigentlich kein Thema, über das gesprochen wurde. Wir wurden auch viel zu wenig konfrontiert mit den persönlichen Leiden und der Angst der Flüchtlinge und waren auch selbst im Ungewissen über unser eigenes Schicksal. Die Deutschen waren noch immer stark, und die alliierten Bombengeschwader dröhnten nachts über unseren Köpfen, was uns in Schrecken versetzte. Wenn ich mich mit den deutschen Jungen und Mädchen an der Grenzmauer bei unserem Haus traf, wurde mehr über den Kriegsverlauf gesprochen als über Flüchtlinge. Ich bin sicher, dass keiner der mir bekannten Zöllner, schon gar nicht meine deutschen Jugendfreunde, etwas wussten vom Vorhandensein der grausamen Konzentrationslager. Wir auf unserer Seite waren ebenfalls nicht orientiert; das kam erst später zutage.

In den letzten Kriegstagen, im April 1945, wälzte sich ein riesiger Strom von Flüchtlingen vom deutschen Zoll heran. Es handelte sich vor allem um russische und ukrainische Zwangsarbeiterinnen, die in Lörrach gearbeitet hatten und nun von der Schweiz eingelassen wurden. Ich sehe sie noch vor mir, mit ihren Kopftüchern, die für uns damals ganz ungewohnt waren. Am 24. April kamen dann die Franzosen, von uns mit grossem Interesse erwartet, und übernahmen die Herrschaft am deutschen Zoll. Aber es ging noch lange, bis die Grenze wieder aufging; erst am Hebeltag 1947 konnte ich erstmals wieder deutschen Boden betreten.

Wenn ich meine Klassenfoto aus der Primarschule anschaue – sie wurde 1937 im Erlensträsschen-Schulhaus aufgenommen – so wird mir bewusst, dass der Krieg im Le-



Die vierte Riehener Primarschulklasse im Jahre 1937. Der Krieg und die nahe Grenze sollte im Leben vieler dieser Kinder eine grosse Rolle spielen.

ben verschiedener meiner Klassenkameraden deutliche Spuren hinterlassen hat. Zwei meiner Freunde gingen schwarz über die Grenze, um in der deutschen Armee zu kämpfen. Der eine ging zur SS, überstand den Krieg wohlbehalten und kehrte nachher nach Riehen zurück, wo er mit Hilfe eines ehemaligen Lehrers rehabilitiert werden konnte. In den ersten Nachkriegsjahren zeigte er uns noch seine Uniform mit den Totenkopfabzeichen; heute mag er nicht mehr darüber sprechen. Der andere Kollege, dessen Begeisterung für Deutschland stets gross gewesen war, ging 1943 zur Wehrmacht; er bekam aber sehr schnell genug vom Krieg, kam in französische Kriegsgefangenschaft und wollte nach seiner Rückkehr nie von seinen Erlebnissen erzählen. Ein anderer Klassenkamerad, der Sohn einer jüdischen Familie aus Stetten, besuchte mit uns die Primarschule in Riehen; wir sind oft den langen Heimweg durch die Lörracherstrasse miteinander gegangen. Ich habe gehört, dass er nach Flucht und Emigration nach dem Krieg wieder nach Lörrach zurückgekehrt ist. Und ein anderer deutscher Mitschüler, der nur ein Jahr lang mit uns zur Schule ging, wurde zur Wehrmacht einberufen; er musste gehen, denn die Deutschen bedrohten alle, die nicht einrückten oder desertierten, mit Sippenhaft. Er ist in Russland umgekommen.

Harter Dienst

In den Kriegs- und Vorkriegsjahren war unser Dienst als Grenzwächter besonders streng. Die tägliche Arbeitszeit betrug im Winter acht, im Sommer neun bis zehn Stunden und war sehr unregelmässig; so konnte man zum Beispiel an einem Tag Dienst haben von 08.00 bis 12.00 Uhr, von 18.00 bis 20.00 Uhr und dann wieder von 04.00 bis 08.00 Uhr. Dazu kam die starke Belastung, zuerst durch die Schmuggler, und dann immer mehr durch die vielen Überläufer. Als ich meinen Dienst 1936 in Riehen antrat, war es hier relativ ruhig. Ich habe dann einen andern Wind hinein gebracht und angefangen, vermehrt Leute zu verhaften – sie haben mich nicht gerne gesehen, und manche Leute sagten mir nur «Schmugglerkönig».

HERR B. B.
Geboren 1911
Grenzwächter in Riehen 1936 bis 1971

Gespräch vom 10. Januar 1996,
Tonband

Vor und während des Krieges wurden viele Flüchtlinge im Gelände aufgegriffen. Sie kamen einzeln, zu zweit oder dritt, gelegentlich auch in grös-

seren Gruppen. Einmal, als ich vom Posten hinauf ins Maienbühl ging, sah ich dort zwischen dem Wald und dem Bauernhof viele Leute; es waren Männer und Frauen, etwa 25 Personen. Auf meinen Ruf: «Schweizer Grenzwache! Hände hoch!» gehorchten sie sofort; sie hatten offenbar keine Waffen bei sich und liessen sich widerstandslos abführen. In Zweierreihen mussten sie vor mir her gehen bis zum Posten.

So reibungslos ging es freilich nicht immer zu bei der Verhaftung von Überläufern, und manchmal wusste man nicht, ob man lebend davon kommen würde. Eine meiner gefährlichsten Begegnungen fand an einem Novemberabend statt, während der Verdunkelung. Ich war auf dem Heimweg von der Patrouille und überquerte den Bahndamm, wenige Meter von meiner Wohnung entfernt. Plötzlich hörte ich ein Geräusch und sah einen Mann, der offensichtlich dem Bahngeleise entlang über die Grenze gekommen war. Er trug eine Waffe in der Hand. Meine lauten Halt-Rufe wurden aber zum Glück drunten am Zollposten gehört, einige Kollegen eilten herbei, und der Mann liess sich verhaften.

Wir brachten die Leute immer auf den Posten, nachher hatten wir nichts mehr zu tun mit ihnen. Das machte die Verwaltung; wir wussten nicht, ob sie zurückgeschoben oder hineingelassen wurden, je nach Umständen. Es kam aber auch vor, dass man die Leute nachher wieder sah. So habe ich einmal im Maienbühl einen Mann gestellt, der kam ohne weiteres mit. Ich führte ihn auf Umwegen zum Posten und merkte, dass er sich offensichtlich in Riehen auskannte. Als wir zur Lörracherstrasse kamen, nahm er Reissaus, trotz meinem Befehl, stehenzubleiben, und trotz meiner Schüsse. Er rannte übers Feld, watete durch den Mühleteich und verschwand in den Gärten dahinter. Aber ich fand ihn in einem Gartenhäuschen, stellte ihn und brachte ihn zum Posten. Diesen Mann haben sie dann wenig später wieder hinausgeschafft; die Polizei brachte ihn mit einem Motorrad-Seitenwagen und führte ihn beim Zollposten hinaus.

Manchmal sind die Überläufer auch selber wieder gegangen, aus Versehen. So traf ich einmal im Gelände einen Mann mit einer Haue auf der Achsel, als ob er zur Arbeit gehe. Ich sah sofort, dass es ein Jude war, vermutlich war er weiter oben, beim Maienbühl oder noch weiter oben, über die Grenze gekommen. Ich grüsste ihn, aber er sagte kein Wort und ging geradeaus weiter. Er hatte aber offensichtlich die Orientierung verloren, denn er ging direkt auf die deutsche Grenze zu. Ich liess ihn laufen und dachte: «Geh du nur dort hinaus, das ist deine Sache.»

Gelegentlich traf man auch Kinder an, die heimlich über die Grenze gekommen waren. An einem Morgen früh um vier Uhr war ich im Dorf unterwegs. Da sah ich ein paar Kinder in der Nähe des Bahnübergangs an der Inzlingerstrasse. Sie sahen mich auch und verschwanden im Bahnwärter-

häuschen neben der Barriere. Als ich hineinschaute, lagen sie unter den Bänken versteckt. Aber Kinder haben wir laufen gelassen, die fanden immer wieder einen Weg über die Grenze.

Ich denke, wir hatten auf unserem Posten etwa dreihundert Überläufer pro Jahr, die aufgegriffen wurden. Daneben kamen vermutlich ebensoviele Flüchtlinge unbemerkt über die Grenze. Als dann der Stacheldrahthag gebaut wurde, waren es weniger, die durchkamen. Viele blieben im Stacheldraht hängen – die hingen dann da in den Drähten, beim Bahnübergang, oder weiter oben, bei der Hühnerburg, wo wir unsern Garten direkt an der Grenze hatten, oder auch im Schlipf drüben. Daran mussten wir uns gewöhnen.

Ich habe viele Sachen erlebt, – wir haben fast jeden Tag, manchmal wochenlang jeden Tag Leute angehalten – aber ich mag gar nicht alles erzählen, und vieles habe ich auch vergessen. Die einen waren dafür, dass die Flüchtlinge kamen, die andern dagegen, ich wollte mich da nicht in die Diskussion einlassen. In jener Zeit wollte ja alles in die Schweiz hinein, zuerst die Juden, und dann die Soldaten. Wir wussten nicht, was mit den Leuten geschah, die man zurückschickte, wir wussten überhaupt nichts. Wir hatten nur unsere Aufgabe, die Überläufer anzuhalten und auf den Posten zu bringen. Es gab schon auch Grenzwächter, die die Vorschriften in diesen Sachen nicht genau befolgten, aber die sind weggesiebt worden; solche Leute konnten wir nicht brauchen. Ich weiss, dass ich aufrichtig vor der Zollverwaltung stehen kann.



Barriere und Tanksperre am Zoll Lörracherstrasse. Aufnahme 1944.

«Er kann es nicht vergessen»

Im Dorfmuseum Riehen findet sich zum Thema Flüchtlinge der nachfolgende Text. Darin erzählt der Sohn eines Riehener Grenzwächters, der während des Zweiten Weltkrieges Dienst leistete, über seinen Vater:

«Nein, mein Vater möchte nicht über die Zeit des Zweiten Weltkrieges sprechen. Sehen Sie, wenn einer einmal hundertfünfzig jüdische Flüchtlinge – die meisten davon Frauen und Kinder – über die Grenze zurückschicken musste, und er weiss, die werden erschossen und vergast ... das kann man nicht vergessen. Das kommt dann jede Nacht wieder. Die Flüchtlinge waren an der Grenze aufgegriffen und auf den Posten gebracht worden – er war damals Postenchef. Er hat mit Bern telefoniert, und die sagten: ‹Zurückschicken!› und – ich weiss nicht – er war ein hundertprozentiger Grenzwächter, und er hat es getan. Aber es kommt immer wieder. Oder wenn eine Frau mit zwei weinenden Kindern an deinen Armen hängt und sagt: ‹Bitte, verstecken Sie uns!› und du machst es nicht und schickst sie zurück, weil du meinst, du müsstest der Behörde gehorchen – er kann kein weinendes Kind mehr sehen, ohne dass alles wieder in ihm hochkommt.

Ich weiss nicht, wie ich handeln würde – ob ich das könnte, zurückschicken. Aber die Herren Politiker in Bern, die hatten das ausgehandelt; wegen der Neutralität, wie man sagte. Einmal wurde er beinahe angeschossen, als deutsche Grenzwächter Flüchtenden hintennach schossen. Und einmal griff er einen Flüchtling auf dem Bahntrassee auf; dieser war bewaffnet, aber der Flüchtling schrie: ‹Schiessen Sie, bringen Sie mich um, ich will nicht mehr dorthin zurück!›

Sehen Sie, darum will er nicht mehr darüber sprechen. Er sagt, man muss einmal vergessen. Aber er kann es nicht vergessen.»

Ein tragischer Irrtum

Vereinzelt und in ganzen Gruppen passierten zeitweise französische Kriegsgefangene die Grenze im Abschnitt Riehen. Ein solcher Kriegsgefangener wurde an der Grenze bei der sogenannten Hühnerburg von einem Soldaten eines in Riehen stationierten Detachements aufgegriffen. Er führte diesen von der Grenze weg Richtung Dorf Riehen. Im Kantonnement wurde der Mann verpflegt. Sammelstelle war der Grenzwachtposten Riehen [Lörracherstrasse] und deshalb musste der Soldat den Gefangenen wieder vom Dorf dorthin begleiten. Als der Kriegsgefangene merkte, dass es wieder Richtung Grenze ging, riss er plötzlich aus und rannte davon. Der ihn begleitende Soldat schoss auf den Flüchtenden und rannte ihm nach. In der Nähe der Grenze hörte er auf deutscher Seite Haltrufe. Der flüchtende Franzose lief direkt in die Hände der deutschen Grenzwache. Diese brachte den Mann ihrerseits auf den deutschen Zollposten beim Zollamt.

EMIL FISCHER
1911–1988
Grenzwächter in Riehen 1935 bis 1943

Ausschnitt aus einem 1957 verfassten Bericht über Erlebnisse aus der Kriegszeit 1939–1945, enthalten in der Chronik des Grenzwachtpostens Riehen, Band 2

Punkt 04.00 betrat ich die Zollstrasse vor dem Zollamt Riehen, um meinen Dienst dort aufzunehmen. Auf dem deutschen Zollplatz brannte Licht und eben brachte man den eingefangenen Franzosen daher. Plötzlich riss dieser auch dort aus und rannte Richtung unserem Zollamt davon. Ein Schuss krachte auf deutscher Seite, der Mann war getroffen und fiel der Länge nach hin, um nie wieder aufzustehen. Zwei bis drei Meter von der rettenden Grenzlinie lag er – tot – Schicksal.

Fluchthilfe auf der anderen Seite der Grenze

Ich war in den Kriegsjahren noch ein kleines Kind. Aber ich erinnere mich genau, wie eines Nachts ein Freund meiner Eltern, der Bäcker H., zu uns kam. Er war aus der Armee desertiert, hatte sich bis nach Lörrach durchgeschlagen und fragte ganz verzweifelt meinen Vater: «Was soll ich tun?» Es wurde hin und her beratschlagt, und schliesslich sagte mein Vater: «Pack Deine Sachen in ein Gummituch, binde es Dir auf den Rücken und schwimme über den Rhein, so weit du kannst nach Basel hinunter. Und dort sprich mit keinem, geh immer weiter, möglichst weit von der Grenze weg.» Ich weiss nicht, wie die Flucht des Bäckers H. weiter verlief, aber er fand in der Schweiz Aufnahme und kam nach dem Krieg wieder nach Lörrach zurück. Heute, da ich mich an jene Zeit zurückerinnere, kann ich mich nur wundern über das grosse Vertrauen, das meine Eltern mir entgegenbrachten, indem sie vor einem so kleinen Kind solche Probleme besprachen.

GERTRUD HERBSTER
Geboren 1939 in Lörrach
Tochter des Sozialisten und Fluchthelfers
Paul Herbster (1906–1993)

Gespräch vom 20. Januar 1996

Dieser desertierte Soldat war nicht der einzige, der während des Krieges zu uns kam. Mein Vater, Paul Herbster, war schon früh der Sozialistischen Arbeiterjugend beigetreten. Er war etwas abenteuerlich veranlagt und liebte es, gefährliche Dinge zu organisieren. Sein Elternhaus stand an der Baslerstrasse in Stetten, ganz nahe der Schweizer Grenze. Bereits meine Grosseltern waren politisch aktiv als Mitglieder der Kommunistischen Partei Deutschlands. Sie benützten ihr Haus, das vier Ausgänge hatte, als Zentrale zur Verteilung von Flugschriften. Auf alle möglichen Arten wurden die Schriften aus der Schweiz nach Stetten geschmuggelt – im Kinderwagen, in Fahrradgestellen und -schläuchen, oder indem sie über den Grenzzaun geworfen wurden.

Mit diesem Propagandamaterial sollte der Widerstand gegen das Naziregime gestärkt und der Umsturz geplant werden. Daneben stand aber die praktische Not- und Fluchthilfe im Vordergrund. So half mein Vater zum Beispiel nach der Pogromnacht 1938 jüdischen Mitbürgern bei der illegalen Herstellung von Dokumenten, die sie für die damals noch mögliche Auswanderung benötigten.[1]

Während des Krieges tauchten immer wieder flüchtende Menschen bei uns auf. Manchmal mussten sie für einige Tage in unserm Haus an der Bas-

lerstrasse 32 im Keller oder in der Mansarde versteckt werden, bis der Zeitpunkt für die Flucht günstig war. Ich erinnere mich, dass ich mich zeitweise nicht mehr in den Keller hinunter wagte aus Angst, dort wieder fremde Menschen zu treffen. Man musste abklären, ob sich keine Spitzel darunter befanden. Mein Vater, der sehr geschickt in vielen Dingen war, reparierte auch Radios. Er hörte immer ausländische Sendungen ab, und so wusste er, wann ein guter Zeitpunkt für die Flucht war.

Vater besass einen riesigen Bekanntenkreis. Mit seinen Freunden und Parteigenossen hatte er ein Netzwerk aufgebaut. Oft fuhr er mit seinem Motorrad ins Wiesental, wo es auf Bauernhöfen Vertrauensleute gab und wo er Flüchtlinge kurzfristig verstecken konnte. Auch im Hotzenwald hatte er eine Hütte, wo Leute untergebracht wurden, bis sich eine Möglichkeit zur Weiterflucht ergab.

Der häufigste Fluchtweg in die Schweiz ging über die Eiserne Hand, die ja auch als Schmuggelpfad bekannt war. Oft führte unser Sonntagsspaziergang dort hinauf, zum Waldweg, der parallel zum Wald verläuft. Vater erkundete dann die Situation. Er erklärte den Flüchtenden den Weg, führte sie auch gelegentlich selber bis in die Nähe und zeigte ihnen die Trampelpfade, die im Wald über die Grüne Grenze führten. Es war gefährlich, hier die Grenze zu überschreiten, denn sie war stark bewacht, auch mit Hundepatrouillen.

Neben der Eisernen Hand war der Eisenbahntunnel der Bahnlinie gegen Weil am Rhein ein bekannter Fluchtweg: Über das Tunnelportal führte ein kleiner Trampelpfad durchs Gebüsch. Auch durch die Wiese oder den Mühleteich, unter dem Stacheldraht hindurch, gab es eine Fluchtmöglichkeit.

Mein Vater riet den Flüchtlingen immer, so weit als möglich von der Grenze weg zu gehen und mit niemandem zu sprechen. Man wusste, dass die Schweiz viele Flüchtlinge wieder auswies, sie hatte keine gute Presse. Er erzählte von einer jungen Frau, welcher er zur Flucht verhalf. Am nächsten Tag stand sie wieder vor ihm; sie hatte sich nach der geglückten Grenzüberschreitung an den nächsten Polizisten gewandt und war postwendend wieder über die Grenze zurückgestellt worden.[2]

Als gelernter Gärtner wurde Vater in den dreissiger Jahren arbeitslos; er fand dann Arbeit als Formermeister bei der Giesserei Trikes. Er wurde nicht zum Kriegsdienst einberufen, weil er unabkömmlich war für die Kriegswirtschaft. Erst 1944 wurde er für den Volkssturm eingezogen. In der Giesserei Trikes arbeiteten auch polnische und russische Kriegsgefangene. Sie hatten es relativ gut dort. Um so schlimmer war es, dass dann gegen Kriegsende mehrere Polen im Steinbruch an der Rheinfelderstrasse erschossen wurden, andere in Stetten und in Brombach. Viele Nazitäter

blieben nach Kriegsende ungeschoren, zum Beispiel einer, der in der Villa Aichele Menschen buchstäblich zu Tode geprügelt hatte. Ich habe nie verstanden, weshalb mein Vater nach dem Krieg weiter mit ihm verkehren konnte.

Ich war während des Krieges noch sehr klein und habe vieles nicht begriffen. Einzelne Ereignisse blieben mir aber in lebhafter Erinnerung. So erinnere ich mich, dass 1944 eine jüdische Familie aus unserer Nachbarschaft mitten in der Nacht abgeholt wurde. Ein Kind der Familie war mit mir in der Klasse. Am andern Morgen wurden das Mobiliar und alle Habseligkeiten an die Nachbarn verteilt. Nach dem Krieg konnte eine Tochter der Familie ausfindig gemacht werden, auf Grund der Dokumente, die mit allem andern in den Möbeln zurückgeblieben waren. Sie wollte nichts mehr zurück, nichts, das sie an die schwarze Zeit erinnerte.

Auch an den Tag, an dem die Franzosen kamen, erinnere ich mich genau. Wir fürchteten uns sehr, denn man hatte uns in der Schule die schlimmsten Sachen erzählt, welche diese «Barbaren» mit uns machen würden. Trotzdem standen wir neugierig auf der Strasse, und zu meinem grössten Schrecken nahm mich ein schwarzer Soldat auf den Arm. Meine Tante hat mir später erzählt, dass er weinte und sagte, zuhause in Marokko habe er auch so ein kleines Mädchen.

Dann war der Krieg zu Ende, und man hat kaum mehr darüber gesprochen. Auch in der Schule wurden diese Dinge nur gestreift. Nur einmal hatten wir einen Lehrer, der aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war. Er sprach voller Zorn und Verzweiflung von dieser Zeit, vom Naziregime, das ihn um so viele Lebensjahre gebracht hatte. Aber wir waren zwölf, dreizehn Jahre alt und fanden das nicht interessant. Und sehr bald wurde ihm von der Schulleitung verboten, darüber zu sprechen.

Und heute, nach so vielen Jahren, beschäftigen wir uns wieder mit der Frage, wie es damals war. Ich glaube, es ist gut zu zeigen, dass es in jenen Jahren nicht nur Feinde gab, sondern auch grenzüberschreitende Hilfe.

Anmerkungen

1 Vgl. Hubert Bernnat: 125 Jahre Arbeiterbewegung im Dreiländereck, S. 207.

2 Mitteilung von Paul Herbster an L. Seiler, 1991.

Fluchthelfer im Nebenamt

Als ich nach Beginn des Zweiten Weltkrieges dank meiner Freundschaft mit dem Basler Publizisten Ernst von Schenck in den Dunstkreis der «Aktion Nationaler Widerstand» treten durfte, eines zum Äussersten entschlossenen überparteilichen Freundeskreises, waren die grenzüberschreitenden Kontakte bereits hergestellt. Es gab gesicherte Verbindungen mit Oppositionellen im Dritten Reich, mit Gewährsleuten in Frankreich und mit Gleichgesinnten in Italien. Wir waren, ohne dass ich Genaueres über die Dispositive wusste, in der Lage, Flüchtlinge einzuschleusen, zum Beispiel über die Wiese bei Riehen. Doch diese Voraussetzung bot noch keine Gewähr für die erfolgreiche Tat. Die solcherart privatisierte Asylpolitik war vor allem deshalb brüchig, weil sie gegen die offizielle Schweiz und die grosse Mehrheit ihrer Bevölkerung durchgesetzt werden musste. Wir konnten sie nur mit gebotener Verschwiegenheit betreiben. Unser Patriotismus, den wir auf das Gewissen abstützten, war illegal. Er widersprach der Staatsraison.

OSKAR RECK
Geboren 1920 in Niederlenz AG
Gestorben 1996 in Basel
Publizist

Aufzeichnungen vom 10. Januar 1996

Was konnte einen jungen Schweizer, der eben erst seine Maturitätsprüfung bestanden hatte, dazu bewegen, zum heimlichen Fluchthelfer zu werden? In meinem Fall waren es drei Persönlichkeiten, die mir zu einer solchen Rolle verhalfen: erstens mein Vater, der die demokratische Gefährdung durch den Hitlerstaat sofort erkannte; zweitens mein Philosophielehrer Karl Ochsner am Aargauer Gymnasium, mit dem ich das Jaspers-Buch «Die geistige Situation der Zeit» durcharbeiten durfte; und drittens Ernst von Schenck, dessen politische Hellsicht mir am nachhaltigsten voranhalf. Er brachte mich auch sehr früh mit antifaschistischen Vorkämpfern wie Walther Bringolf in Verbindung.

Es war diese personelle Konstellation, die mich schon bald von meinen Altersgenossen ablöste, keine Eigenleistung also, sondern die zwingende Orientierung an übermächtigen Vorbildern. Sie verhalfen mir zur Ausbildung geistiger Eigenständigkeit und zur Distanznahme von der offiziellen, extrem opportunistischen Politik. Schon in jungen Jahren begann es mir leichtzufallen, einerseits den gesellschaftlichen Part mitzuspielen und anderseits an einem oppositionellen Kreis teilzuhaben. Ich erinnere mich nicht, je in einen Gewissenskonflikt geraten zu sein, als ich zur selben Zeit mein Studium absolvierte und Offizier wurde, daneben aber denen zu

Diensten stand, die in aller Heimlichkeit Flüchtlinge über die Grenze brachten. Es verschaffte mir vielmehr eine grosse Genugtuung, dem Vollmachtenstaat zwar Genüge zu tun, seine Raison aber zu unterlaufen.

Im Mai des Jahres 1945 nahm mir Ernst von Schenck das Versprechen ab, die Einzelheiten unserer Aktivitäten niemals publik zu machen, weil unsere Art des Widerstandes der Vergangenheit gehöre. In andern Zeiten hätten wir aus der Vollmacht unseres Gewissens andern Gesetzen zu gehorchen und mit andern Methoden zu operieren.

Der Spiegel

In den sechziger Jahren – ich war etwa zwanzig Jahre alt – räumte ich eines Tages im elterlichen Anwesen den Dachboden auf. Da fand ich einen rechteckigen Gegenstand, sorgfältig in alte Teppiche eingeschlagen, und als ich ihn neugierig auspackte, kam ein schöner, grosser Spiegel zum Vorschein. Ich eilte zur Mutter in die Küche und fragte sie, wo dieses wertvolle Stück herkomme. Aber sie sagte, fast ängstlich: «Behalte das für Dich!» und erzählte mir, dass mein Grossvater den Spiegel von einem Juden geschenkt erhalten habe, den er über die Grenze gelotst hatte.

HANS BROGLE
Geboren 1943 in Lörrach-Stetten
Enkel des Stettener Landwirts Markus Brogle (1880–1958)

Gespräch vom 29. November 1995, Tonband

Damals, im Krieg, bewirtschaftete meine Familie einen grossen Bauernbetrieb in Stetten. Mein Vater wurde als Landwirt erst 1942 zum Kriegsdienst eingezogen; er fiel in Russland im November 1943, elf Monate nach meiner Geburt. So musste mein Grossvater nach dem Tod seines einzigen Sohnes den Bauernhof allein bewirtschaften, zusammen mit einem polnischen Zwangsarbeiter, meiner Mutter und meinen ältern Geschwistern sowie zwei Schwestern meiner Mutter.

Sie habe oft grosse Ängste ausgestanden, erzählte meine Mutter, wenn sie mit dem Grossvater frühmorgens im Stall arbeitete und es plötzlich ans Stallfenster klopfte. Da stand dann so ein bedrängter Mensch da und bat um Hilfe, ob man ihn nicht über die Grenze lotsen könne. Grossvater hat das mehrmals gemacht; es muss sich wohl herumgesprochen haben bei den Leuten, die das Land verlassen wollten. Er versteckte den Flüchtling im Futtergang unter dem Heu, und wenn es dann Tag wurde, gab er ihm eine

Haue auf den Rücken und ging mit ihm hinunter auf das Gewann «Zehn Juchert». Dort hatten wir einen Acker, der genau bis an die Landesgrenze zur Schweiz reichte. Vom Deutschen Arbeitsdienst war da ein Mords-Stacheldraht gebaut worden, damit ja niemand aus dem Land kam. Die Schweizer haben das noch unterstützt, die wollten ja auch niemanden.

Auf dem Acker arbeiteten dann die beiden, was gerade so anfiel: Dickrüben hacken oder Kartoffeln häufeln oder ähnliches. Grossvater kannte die Löcher, die dieser grosse Stacheldraht hatte. Wenn dann ein günstiger Moment gekommen war, kein Angehöriger des Grenzschutzes weit und breit zu sehen und auch auf der Schweizerseite die Luft rein war, dann sagte Grossvater zu dem Flüchtling: «Loss d'Haue gheie!», und dieser schlüpfte durchs Loch und verschwand auf der andern Seite.

Wie der Spiegel zu uns kam, ob im Vorfeld der Flucht oder später als Dank, konnte meine Mutter mir nicht sagen. Sie erzählte nur, wie sie Grossvater immer wieder warnte und ihm sagte: «Du spielst mit dem Tod!» – er wäre standrechtlich erschossen worden, wenn alles herausgekommen wäre. Es hatte ja überall Aufpasser; das war das Schlimme an jener Zeit, keiner konnte dem andern trauen. Auf jeden Fall war es eine ganz gefährliche Sache, und ich muss eigentlich meinen Grossvater sehr bewundern.

Die Geschichte des Spiegels erfuhr ich also erst als Erwachsener aus der Erzählung meiner Mutter. Ein anderes, schreckliches Erlebnis aus der Kriegszeit aber war mir als Kind schon bekannt: die Ermordung unseres polnischen Arbeiters. In Stetten lebten vier polnische Zwangsarbeiter, die den Landwirten zugeteilt worden waren, nachdem die Bauern in den Krieg mussten. Es gab einen Erlass, dass die Polen als Kriegsgefangene zu behandeln seien; sie mussten im Futtergang schlafen und durften nicht am Tisch essen. Aber meine Mutter hat sich nicht daran gehalten; unser Pole, Leo Kakala, hat mit uns am Tisch gegessen und im gleichen Zimmer wie meine beiden älteren Brüder geschlafen.

Am 22. April 1945, zwei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen, kamen die drei andern Polen zu Leo auf Besuch. Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft, so dass es auf der Strasse gehört werden konnte. Ein politischer Leiter, der an unserem Haus vorbei ging, hörte dies und benachrichtigte die Gestapo. Kurz darauf erschienen zwei Gestapo-Männer und erschossen einen der Polen in unserem Haus. Die beiden andern mussten ihn auf einen Wagen legen und gegen die Schweizer Grenze ziehen. Dort wurden auch sie erschossen. Zwei Tage später wurde auch Leo auf unserem Hof verhaftet, in die Villa Aichele gebracht, dort erschossen und in einen der aufgeworfenen Schützengräben geworfen. Mein Grossvater musste ihn dort später identifizieren. Diese grausame Tat war bei uns jahrelang Gesprächsthema; warum musste so etwas kurz vor Kriegsende noch geschehen?

Grenzwachtposten Bettingen: «Ein Grenzverlauf von kaum zu übertreffender Unregelmässigkeit»

Bettingen ist durch keine Verkehrsstrasse mit Deutschland verbunden, mit Ausnahme des Waldweges von der Chrischona nach Rührberg. Dadurch wies das Zollamt Bettingen auch in der Vorkriegszeit nur einen geringen Handels- und Reisendenverkehr auf (der Posten wurde denn auch im Jahre 1971 aufgehoben). Um so grösser aber war die Bedeutung des Grenzwachtpostens während des Krieges, da die Landesgrenze zwischen Bettingen und den deutschen Nachbargemeinden sich über sechs Kilometer erstreckt und sehr verwinkelt ist. Der Chronist des Grenzwachtpostens schrieb dazu:

«In unserem Abschnitt ist der Grenzverlauf gekennzeichnet durch eine kaum zu übertreffende Unregelmässigkeit, und nur ein in der Gegend Kundiger ist mit ihm richtig vertraut. ... Im Allgemeinen kann gesagt werden, dass hiesiger Abschnitt seiner Geländeverhältnisse wegen schwer zu überwachen ist. So sind es vor allem die Waldgebiete einerseits, wie das stark coupierte Gelände andererseits, welche eine Überwachung erschweren.»[1]

Im nachfolgenden Bericht des Grenzwächters Alfred Schmocker wird deutlich, dass diese unübersichtliche Grenze nicht nur für die Bewacher, sondern auch für die Flüchtlinge grosse Probleme aufwarf, da sie oft nicht sicher sein konnten, auf welcher Seite der Grenze sie sich befanden. Für die Flüchtenden führte dies manchmal zu tragischen Irrtümern.

Die Bettinger Bevölkerung wurde recht häufig mit Flüchtlingen konfrontiert, wie die folgenden Berichte aufzeigen. Eine Zeitzeugin, die damals beim Schulhaus Bettingen wohnte, erinnert sich, dass sie oft beobachtete, wie die Grenzwächter Flüchtlinge zum Polizeiposten brachten.[2] Die Chronik des Grenzwachtpostens Bettingen ist die einzige im Bereich Riehen/Bettingen, die Zahlen[3] über aufgenommene Flüchtlinge enthält:

«Über das Ausmass des Flüchtingsstromes an der Nord- und Ostgrenze geben folgende Zahlen Auskunft:

Zollkreis Basel	5 301 angenommene Flüchtlinge
Zollkreis Schaffhausen	14 616 angenommene Flüchtlinge
Zollkreis Chur	11 390 angenommene Flüchtlinge
Total	31 307

Hievon fallen auf den Posten Bettingen:

Zivilflüchtlinge	106
Kriegsgefangene	133
Deserteure	20
Total	259»

Es fällt auf, dass die Zahl der Militärflüchtlinge (Kriegsgefangene und Deserteure) in diesem Grenzabschnitt grösser ist als jene der Zivilflüchtlinge. Die Zeitzeugen berichten denn auch von vielen, vor allem französischen Kriegsgefangenen, die eine ganze Fluchtorganisation mit Zielpunkt Chrischona aufgebaut hatten.

Zahlen über abgewiesene Flüchtlinge werden in der Chronik des Grenzwachtpostens Bettingen nicht genannt. Dass die Rückweisungen aber für die Grenzwächter ein grosses Problem darstellten, zeigt der nachfolgende Text aus der Chronik. Es ist interessant zu sehen, dass sich Bevölkerung, Politiker und Presse offenbar gegen die Praxis der Ausweisungen zur Wehr setzten, sehr zum Missfallen der Grenzwache:

«Das Verhältnis des Grenzwachtkorps zur Zivilbevölkerung: Die teilweise undankbaren Aufgaben, die dem Grenzwachtkorps übertragen sind, setzen es wiederholt der Kritik durch die Zivilbevölkerung aus. Bei der Rückweisung von Flüchtlingen, die auf Grund der geltenden Vorschriften in unserem Lande keine Aufnahme finden konnten, spielten sich oft Szenen ab, die die Grenzwächter auf eine harte Nervenprobe stellten. Die Grenzwächter hatten aber die Dienstanweisungen der Polizeiabteilung zu befolgen und durften, so gern sie dies getan hätten, sich nicht erweichen lassen, wenn unser Land nicht mit Flüchtlingen überschwemmt werden sollte. Es ist begreiflich, dass die Zivilbevölkerung, welcher die Vorschriften der Polizeiabteilung unbekannt waren, ganz gefühlsmässig für diese Flüchtlinge Partei ergriff. Weniger verständlich und besonders unangenehm wurde von der Grenzwachtmannschaft empfunden, dass Polizei-, Gemeinde- und Regierungsorgane wie auch die Presse, die von den in Frage kommenden Weisungen Kenntnis hatten, die Angriffe auf unser Personal unterstützten und so die Erfüllung der an sich nicht leichten Aufgabe sehr erschwerten.» [4]

Anmerkungen
1 Chronik Grenzwachtposten Bettingen, S. 13 und 73.
2 Mitteilung von Frau A.A., 9. Juli 1996.
3 Chronik Grenzwachtposten Bettingen, S. 85.
4 Ebenda, S. 85/86.

Fluchtziel Chrischonakirchlein

Ich bin im Jahre 1912 in Iseltwald, Kanton Bern, zur Welt gekommen. Nach einer arbeitsreichen Jugend, verschiedenen Gelegenheitsjobs, einer Kellnerlehre und einigen Saisons als Kellner trat ich im März 1933 in Genf meine Ausbildung als Grenzwächter an. Als ich meiner Mutter sagte, ich wolle Grenzwächter werden, war sie nicht gerade erbaut und sprach: «Ich weiss nicht, was das ist, aber es wird wohl so etwas wie Fremdenlegion sein.» Wenn ich diese Worte später meinen Berufskollegen erzählte, so sagten sie: «Deine Mutter hat nicht unrecht gehabt!»

ALFRED SCHMOCKER
Geboren 1912 in Iseltwald/BE
Grenzwächter von 1933 bis 1976, meist in Riehen und Bettingen

Gespräche vom 23. Mai (Tonband) und vom 15. August 1995, ergänzt durch Aufzeichnungen von A. Schmocker

Unsere Ausbildung war sehr hart und gründlich. Wir wurden einerseits in allen Zollfragen ausgebildet, daneben aber auch militärisch (die Rekrutenschule hatten wir schon hinter uns) im Gebrauch der verschiedensten Waffen: Faustfeuerwaffen, Karabiner, Maschinengewehre und andere. Dazu kam noch der Brieftaubendienst und der Fliegerbeobachtungsdienst.

Als erstes wurde ich auf dem Zollposten Riehen an der Lörracherstrasse eingesetzt, von Mai bis Dezember 1933 (Bild Seite 14). In dieser Zeit fanden die ersten Übergriffe von deutschen Grenztruppen statt: Im Schaffhausischen verschleppten deutsche SS- oder SA-Leute Schmuggler von Schweizergebiet aus nach Deutschland. Das wirbelte Staub auf; der Grenzwächter, der dort Dienst tat, hätte sich mit der Waffe zur Wehr setzen sollen, was er aber nicht tat. Er wurde dann nach Basel versetzt.

So fing es an. Bald darauf erschienen die ersten Autos an der Grenze mit Hitlerfähnchen dran. Es kam auch vor, dass die Braunen, SA-Leute mit dem Hakenkreuz am Ärmel, probierten, über Schweizergebiet zum Beispiel nach Grenzach zu gehen, was wir natürlich nicht erlaubten. So fing es an – und es wurde immer schlimmer. Die Nazis wurden immer frecher, und manchmal gab es Schlägereien, wobei wir Schweizer Grenzwächter auch nicht die Feinsten waren. In dieser Zeit wurden von der Grenzwacht vermehrt junge, kräftige Leute eingestellt.

1934 wurde ich nach Andermatt und hierauf nach Airolo versetzt, und später nach Rheinfelden und Schweizerhalle. Doch bei Ausbruch des Krieges, im September 1939, wurde ich für zwei Monate wieder nach Riehen beordert, an den Posten Weilstrasse. Es hat sich bis heute nicht viel verän-

dert: Das Zollamt steht noch am gleichen Ort bei der Wiesebrücke. Damals war aber auch der Grenzwachtposten in diesem Haus; vorne, am Grenzübergang, standen wir nur gelegentlich im Einsatz. Die ledigen Grenzwächter wohnten im sogenannten «Ledigenhaushalt» im Parterre des Zollhauses und mussten dort einen eigenen Haushalt führen und immer einer für alle andern kochen – ein ziemlich schwieriges Unterfangen, hatte doch keiner von uns kochen gelernt. Die Bewohner diesseits und jenseits der Grenze, in Riehen und Weil, waren noch vielfach Landwirte und Kleinhandwerker. Die Bauern bestellten ihre Felder und Äcker mit Pferden, und die Handwerker beförderten ihre Waren auf Handkarren.

Es war eine bewegte Zeit. Bei Kriegsausbruch mussten wir Barrikaden bauen. Die Franzosen feuerten gelegentlich Kanonensalven vom Elsass her, und es kam vor, dass auf Schweizergebiet Granaten explodierten, so im Schlipf und zwischen dem Zollamt und der Grenze Richtung Lörrach. Wir versahen unsern Dienst wie bisher, patrouillierten der Grenze entlang bei Tag und Nacht, nur mit dem Unterschied, dass wir den Karabiner mit sechs Patronen im Magazin, vier Patronentaschen, den Revolver mit Munition, das Seitengewehr mit Säge sowie den Helm und die Gasmaske mittragen mussten. Wenn wir mit dieser Ausrüstung vier bis fünf Stunden der Grenze entlang marschierten, waren sogar wir Jungen müde.

Bereits im November 1939 wurden wir Ledigen wieder versetzt, und zwar in den Jura, ins abgelegene Tal des Doubs. Als die Deutschen in Frankreich einmarschierten, flüchteten sich des öftern Grenzanwohner in die Schweiz, und bald kamen auch französische Soldaten mit ihren Pferden, Wagen und Waffen. Sie wurden von uns entwaffnet und dann ins Innere des Landes verlegt.

Im April 1941 erhielt ich den nächsten Dislokationsbefehl, und zwar nach Bettingen, wo ich wieder ein Jahr verbrachte und im damaligen Zollhaus im Ledigenhaushalt wohnte. Der Dienst in Bettingen war interessant. Landschaftlich liegt das Dorf ja sehr schön, in eine Mulde eingebettet und ringsum von Wald und von der Landesgrenze umgeben – ein ideales Gelände für Grenzwächter, Schmuggler und Überläufer. Damals, mitten im Krieg, hatte das Gelände einen besondern Wert. In Badisch-Rheinfelden hatten die Deutschen viele französische Soldaten in Kriegsgefangenenlagern untergebracht, die dort in den Fabriken arbeiten mussten. Da gab es dann einzelne oder auch Gruppen, die versuchten, zu flüchten und in die Schweiz zu kommen. Die Gefahr, auf der Flucht von deutschen Wachtposten aufgegriffen zu werden, war gross; im Nassen Grund, in der Nähe des Chrischonatals, wurde einmal ein Franzose von den Deutschen erschossen. Bei diesen Aktionen spielte das Chrischonakirchlein eine grosse Rolle: seine Uhr schlug – und schlägt auch heute noch – jede Viertelstunde mit hel-

lem Klang. Die flüchtenden Kriegsgefangenen orientierten sich an diesem Ton, und wenn sie es fertig brachten, bis zum Kirchlein zu kommen, wussten sie, dass sie in der Schweiz waren. Wenn sie klug waren, warteten sie dort, bis es Tag wurde, damit sie nicht wieder auf deutsches Gebiet kamen.

Die kriegsgefangenen Franzosen in Badisch-Rheinfelden hatten eine Fluchtorganisation aufgebaut. Von einem Elsässer erhielten sie ein Stück Landkarte von diesem Gelände, und aus einer Rasierklinge bastelten sie einen Kompass. Mit Hilfe dieser Dinge kam jeweils eine Gruppe von fünf bis sechs Mann über die Chrischona nach Bettingen, wo wir sie im Zollposten mit Tee, Käse und Brot verpflegten. Damals, als der Süden Frankreichs noch frei war, wurden sie von den Schweizer Behörden in Genf wieder an die Grenze gebracht und konnten von dort in ihr Heimatland zurückkehren. Als nun in gewissen Zeitabständen immer wieder eine Gruppe Kriegsgefangener kam, fragten wir sie, wie denn das funktioniere. Und da erzählten sie uns, dass Karte und Kompass jeweils in Südfrankreich in eine Büchse Konfitüre mit doppeltem Boden versteckt und dann als Kriegsgefangenenpost wieder nach Rheinfelden geschickt werde, so dass sich dann wieder eine neue Gruppe auf den Weg machen könne. Dieser Fluchtweg wurde sehr häufig benützt; ich erinnere mich, wie einmal der Fuhrhalter Emil Baier, der dort oben Wege ausbesserte, einen ganzen Schnappkarren voll Franzosen aus dem Wyhlengraben herauf brachte.

Aber nicht alle Flüchtlinge fanden den Weg in die Schweiz. Die Grenzverhältnisse rund um die Chrischona sind sehr kompliziert, und vor 1942 gab es keinerlei Stacheldrahthag an der Grenze. Als zusätzliche Grenzmarkierung waren bei den Grenzsteinen nur Tafeln mit dem Schweizerkreuz aufgestellt worden. Als ich eines Tages auf dem Lenzen Dienst tat und das Gelände im Versteckten überwachte, sah ich eine Gruppe Flüchtlinge, die im Junkholz, bei Grenzstein 118, aus dem Wald kamen. Sie entdeckten die Tafel mit dem Schweizerkreuz, warfen die Arme in die Luft vor Freude, in der Schweiz zu sein, und schritten zügig auf dem Weg, der der Krete entlang führt, gegen Westen. Nach etwa zweihundert Metern stösst dieser Weg aber bereits wieder an die Grenze, die dort einen grossen Bogen macht. Die Flüchtlinge beratschlagten, betrachteten die Schweizertafel beim Grenzstein 125 intensiv, und verloren ganz offensichtlich die Orientierung – sie gingen geradeaus weiter, gegen Grenzach hinab, und ziemlich sicher ins Verderben.

Wir mussten jeden Unbekannten anhalten, der im Grenzgebiet auftauchte. Normalerweise brachten wir ihn dann zum Posten, wo er von der Polizei abgeholt wurde; die mussten dann entscheiden, was mit ihm geschah. Ob wir auch jüdische Flüchtlinge anhielten, weiss ich nicht, wir sahen den Leuten ja nicht an, woher sie kamen. Eine Begegnung, bei der es sich wohl

um einen jüdischen Flüchtling handelte, ist mir in starker Erinnerung geblieben. Es war an einem eiskalten Wintermorgen – die Kriegswinter waren ausserordentlich kalt, und man hat oft sehr gefroren auf den Patrouillen. Ich trat um vier Uhr morgens meinen Dienst an beim Zollhaus Bettingen, es lag Schnee überall. Als ich vor das Zollhaus trat, sah ich auf der Strasse vom Dorf her einen Mann kommen. Ich nahm an, es sei der Rossknecht von der Chrischona, der gelegentlich so spät aus der Stadt heimkehrte, und rief ihm zu: «Zeit, dass Du ins Bett kommst!» Doch als ich keine Antwort erhielt, rief ich sofort: «Halt! Schweizer Grenzwache! Woher kommen Sie?» «Aus Wien», lautete die Antwort. «Sie sind in der Schweiz», rief ich, aber der Mann rannte schon davon, bergauf, gegen den Wald. Ich schoss ihm hinterher, traf ihn nicht und rannte ihm nach, gegen die Chrischona hinauf. An seinen Spuren sah ich, dass er unterhalb der Chrischona auf deutsches Gebiet geraten war. Dort, wo heute der Fernsehturm steht, begegnete ich ihm wieder, wollte ihn stellen, aber er rannte weiter, wieder auf deutsches Gebiet. Mein Kollege suchte dann weiter und fand später am Tag Spuren im Schnee; vermutlich hatte er weiter unten die Grenze wieder überquert und war durch den Wald gegen Riehen hinunter gelaufen.

Solche Begegnungen gab es immer wieder, und man durfte gar nicht zu viel darüber nachdenken – arme Kerle waren sie doch alle. Aber einmal sagte ich: «Wenn ihr dieses Mädchen wieder zurückschickt, dann gehe ich fort!» Das war nach



Grenzwächter auf Patrouille auf dem Lenzen bei Bettingen. Aufnahme 1945.

1942: Ich war von Bettingen nach Riehen versetzt worden, an den Posten Lörrach-Stetten, und rund um die Grenze war in der Zwischenzeit von den Deutschen der mächtige Stacheldrahthag gebaut worden. Hinten beim Stettenlochweg, in der Nähe der Hühnerburg, gab es direkt an der Grenze einen Pflanzgarten und Schopf, der Hans Ruprecht gehörte, einem bekannten Kommunisten. Ich bin gut mit ihm ausgekommen, wir plauderten manchmal miteinander, wenn ich auf Patrouille war. An einem Abend merkte ich, dass irgend etwas los war, konnte aber nichts herausfinden. So verabschiedete ich mich von Ruprecht, versteckte mich aber ganz in der Nähe. Und wirklich, kurz darauf erschien er mit einem jungen Mädchen. Ich hielt die beiden an; heute kann ich gut verstehen, dass er als Kommunist das Russenmädchen in die Schweiz hineinbringen wollte. Ich werde das Mädchen auf den Posten bringen, sagte ich ihm, aber es müsse sich unbedingt als unter 16jährig ausgeben, dann werde ihm wohl nichts geschehen. Und er musste mir versprechen, dass er keinem Menschen sage, dass ich das mit ihm besprochen hätte. Ich führte das Mädchen dann auf den Posten; die Kollegen wollten es sofort zurückschicken und direkt den Deutschen übergeben. Ich war so wütend: «Das könnt ihr doch nicht machen! Wenn ihr das Mädchen zurückschickt, geht es doch direkt in den Tod.» Es wurde dann wirklich von der Polizei nach Basel gebracht, und soviel ich weiss, wurde es nicht mehr ausgeschafft. Am andern Morgen hatte ich Dienst auf der Strasse, da kam einer und fragte nach mir. Es war ein kommunistischer Grossrat aus Basel, der mit mir die Sache nochmals besprechen wollte. Ich war wütend, dass Ruprecht nicht geschwiegen hatte; doch zum Glück drang nichts durch zu meinen Vorgesetzten, denn sonst hätte es einen Rapport gegeben, wegen Nicht-Einhalten der Vorschriften.

Der Stacheldrahtverhau, der 1942 vom Deutschen Arbeitsdienst gebaut wurde, reichte von Kleinhüningen bis zum Grenzacher Horn. Es gab aber schon Mittel und Wege, ihn zu überwinden. So war zum Beispiel einmal ein Bauer aus Stetten, dessen Land in der Nähe der Hühnerburg direkt an die Grenze reichte, mit seinen Leuten am Kirschenpflücken. Als auf beiden Seiten die Luft rein war, wurde eine Leiter auf den Hag geworfen, und ein paar Leute flüchteten über den Hag in die Schweiz.

Nur um die Eiserne Hand herum gab es keinen Stacheldraht, und dort war auch eine Möglichkeit für Flüchtlinge, hereinzukommen. Aber selbst wenn sie gute Karten oder Pläne hatten, war es doch sehr schwierig, den Weg nicht zu verlieren und nicht plötzlich wieder auf deutschem Gebiet zu landen. Zudem kam es vermutlich auch vor, dass die Deutschen dort Flüchtlinge vom Schweizerboden weg holten. Wir machten nicht sehr oft Patrouillen um die Eiserne Hand; der Weg dauerte eine ganze Stunde, und

wenn sich dort Leute im Wald versteckt und einen angegriffen hätten, wäre man wohl verloren gewesen.

Nicht nur Kriegsgefangene, Juden oder andere Verfolgte versuchten in die Schweiz zu flüchten, sondern auch Deutsche, sogar Parteimitglieder. So kam eines Tages ein Lörracher Geschäftsmann mit seinem jüngsten Sohn, nette Leute, die wir kannten, über das Maienbühl und wurden zum Posten gebracht. Die Familie hatte schon zwei Söhne im Krieg verloren, und nun sollte der letzte, vielleicht 15 oder 16 Jahre alt, auch noch in den Krieg. Der Vater wollte ihn heimlich zu seinem Paten nach Basel bringen. Wir konnten die beiden natürlich nicht einlassen, aber wir wollten sie möglichst unbemerkt wieder über die Grenze zurückbringen. Das Los fiel – wieder einmal – auf mich. In der Nacht führte ich die beiden zum Maienbühl hinauf. Dort, wo der Stacheldraht aufhörte, beim Grenzstein Nr. 51, gab es einen Wildwechsel, wo wir Überläufer relativ sicher zurückschicken konnten. Als ich annehmen konnte, dass die Luft rein sei, schickte ich die beiden Deutschen zurück; ich habe nach dem Krieg gehört, dass sie durchgekommen sind und beide den Krieg überlebt haben.

Wir mussten an der Grenze nicht nur Personen, sondern auch Fahrzeuge und Waren kontrollieren. Gegen Ende des Krieges fiel mir ein Möbelwagen auf, der des öftern beim Zollposten an der Lörracherstrasse ein- und ausreiste. Waren hatte er nie geladen, mit Ausnahme der Decken, um allfällige Möbel zuzudecken. Bei der nächsten Einreise verlangte ich vom Chauffeur, einem Basler, dass er die grosse Werkzeugkiste öffne. Und wirklich, in dieser Kiste kamen grosse Mengen Banknoten, auch Dollarnoten zum Vorschein. Ich lieferte diese Ware in Begleitung des Möbelwagen-Chauffeurs im Zollamt ab. Was mit dem vielen Geld passierte, weiss ich nicht; die Zollfahnder und die Polizei haben sich sicher für den Fall interessiert! Mir erklärte der Chauffeur, er müsse Möbel, die aus den zerbombten deutschen Städten per Bahn nach Lörrach gebracht würden, von dort mit dem Möbelwagen im Wiesental und im Schwarzwald in Sicherheit bringen. Da Devisenausfuhr in grösseren Mengen von den Deutschen damals streng verboten war, ja sogar die Todesstrafe auf Devisenvergehen stand, machte ich den Chauffeur auf die Gefahr aufmerksam, die ihm von deutscher Seite drohen könnte. Doch er tat dies mit einer Handbewegung ab; er habe noch eine Menge Aufträge, sagte er. Heute frage ich mich, ob die Gelder von diesem Möbelwagen-Chauffeur mit Wissen der Deutschen ausser Landes geschafft wurden – wer kann das wissen, nach fünfzig Jahren!

Was mich in diesem Krieg am meisten geschockt hat, war die Tatsache, dass man den eigenen Landsleuten nicht mehr trauen konnte. Es gab deutsche Nazifreunde, die nach dem Krieg ausgewiesen wurden, aber es gab auch etwelche Schweizer, die mindestens so schlimm waren.

Signal mit der Schweizerflagge

Die Kriegsjahre waren eine unruhige Zeit hier in Bettingen. Immer wieder kamen Flüchtlinge von der Grenze her. Ich kann heute nicht mehr sagen, in welchen Jahren der grösste Zustrom stattfand. Aber an eine Begebenheit kann ich mich noch gut erinnern.

PAULA SENN-KREBS
Geboren 1906 in Bettingen

Gespräch vom 8. Januar 1996, Tonband

Es war in einem der ersten Kriegssommer, anfangs der Sommerferien. Mein Vater und ich waren in den Biräckern droben am Kirschenpflücken. Plötzlich hörten wir eine Schiesserei jenseits der Grenze, und bald tauchten drei Männer auf, die hin und her rannten, von Schüssen verfolgt. Der Grenzverlauf ist dort unübersichtlich und war damals nur mit Grenzsteinen markiert. Sofort stieg mein Vater auf den Kirschbaum, zuoberst auf die Leiter, und schwenkte eine Schweizerfahne, die er in jenen Jahren immer bei sich trug, wenn er sich in der Nähe der Grenze aufhielt. Durch sein lautes Rufen und die Fahne aufmerksam gemacht, konnten sich die Flüchtenden orientieren und auf Schweizerboden retten. Sie wiesen sich als griechische Offiziere aus – ob sie aus einem Kriegsgefangenenlager geflüchtet waren, kann ich nicht mehr sicher sagen – und waren sehr erleichtert, die Schweiz erreicht zu haben.

Mein Vater, ehemaliger Polizist, Gemeindeschreiber und Basler Grossrat, brachte die Männer auf den Zollposten Bettingen, von wo sie auf den Polizeiposten Riehen und dann nach Basel abtransportiert wurden, um, wie wir glaubten, in ein Internierungslager gebracht zu werden. Doch kurz darauf vernahmen wir, dass sie auf Befehl des Polizeiinspektorats umgehend wieder an die Grenze gestellt und beim Zollposten Riehen (Lörracherstrasse) den Deutschen übergeben worden waren. Wir waren entsetzt, und mit uns die politischen Kreise, in denen wir verkehrten. Unsere Bekannten machten den Fall publik und protestierten in Bern gegen die Ausschaffung. Ich glaube, dass als Folge dieses Protestes die Flüchtlinge später nicht mehr so häufig ausgeschafft wurden.

Viele Menschen versuchten in jenen Jahren, die Grenze rund um Bettingen zu überschreiten. Wir wussten nicht, ob es Juden waren, Polen, Franzosen oder Deutsche, die nicht in den Krieg wollten, – es waren einfach Flüchtlinge. Viele hatten Plänchen oder Karten, auf denen der Grenzverlauf eingezeichnet war, aber es geschah doch immer wieder, dass sie den Weg verfehlten. Besonders schlimm war es im Wyhlengraben, dort wo heute die Chrischonaklinik steht. Den Flüchtlingen wurde immer gesagt, dass

sie sich nach der Chrischonakirche orientieren sollten. Aber der Grenzzipfel ist dort so schmal, dass viele nicht merkten, dass sie in der Schweiz waren, und wieder auf deutsches Gebiet übertraten. Der Wyhlengraben wurde sehr stark überwacht von den Deutschen mit ihren Hunden, dort wurden viele Flüchtlinge erschossen.

Man wusste es im Dorf, wenn wieder Flüchtlinge kamen; es gab junge Leute, vor allem aus Turnerkreisen, die sich spontan zusammentaten, und im Wald, an entlegener Stelle, vor allem Im Winkel, auf die Flüchtlinge warteten und ihnen den Weg zeigten durch den Wald. Sie wiesen sie gegen den Bierkeller und den Wenkenhof hinab und warnten sie, dass sie im Horngraben nicht versehentlich wieder auf deutsches Gebiet kamen. Ich weiss nicht, wer da alles beteiligt war und von wem sie Informationen erhielten.

Als 1942 der grosse Stacheldrahthag gebaut wurde, kamen die Flüchtlinge nicht mehr in so grosser Zahl, aber einzelne tauchten immer wieder auf. Es gab Schlupflöcher im Hag. Oberhalb des Zollhauses war ja alles Sperrzone, nur jene Leute, die Land an der Grenze hatten, bekamen einen Ausweis, womit sie die Sperrzone betreten durften. Da fand man dann gelegentlich Drahtscheren, die hinter grossen Bäumen versteckt waren, und mit denen der



Das Zollhaus Bettingen. Im Hintergrund das Chrischonakirchlein.

Stacheldraht aufgeschnitten wurde von solchen, die Flüchtlinge hindurchschmuggelten. Natürlich wurden die Löcher jeweils bald entdeckt und wieder zugemacht, doch bei nächster Gelegenheit wurden wieder neue geöffnet.

Die Bevölkerung von Bettingen war sicher im grossen und ganzen gegen die Hitlerei, aber es gab auch Nazis. Auf St. Chrischona zum Beispiel betrieb eine entsprechende Gruppe einen eigenen Radiosender, mit dem sie Nachrichten nach Deutschland übermittelte. Die zumeist aus Deutschland stammenden Seminaristen, die in der Landwirtschaft helfen mussten, zogen jeweils mit geschulterten Rechen und Heugabeln auf die Felder und sangen das Horst-Wessel-Lied – da hat mancher Bauer, der daneben auf seinem Acker arbeitete, eine Wut bekommen. Auch im Dorf gab es Nazis, aber man wusste nicht, wer alles dazu gehörte und wie die Leute dachten. Darum wurde die Hilfe an die Überläufer möglichst geheim ausgeführt, man sprach nicht darüber, und keiner wusste, wer dabei war und wer nicht. Wenn alles aufgeflogen wäre, hätten sich die einzelnen sicher dazu bekannt; aber man wusste ja damals nicht, ob man bestraft worden wäre und wie sich der Krieg weiter entwickelte.

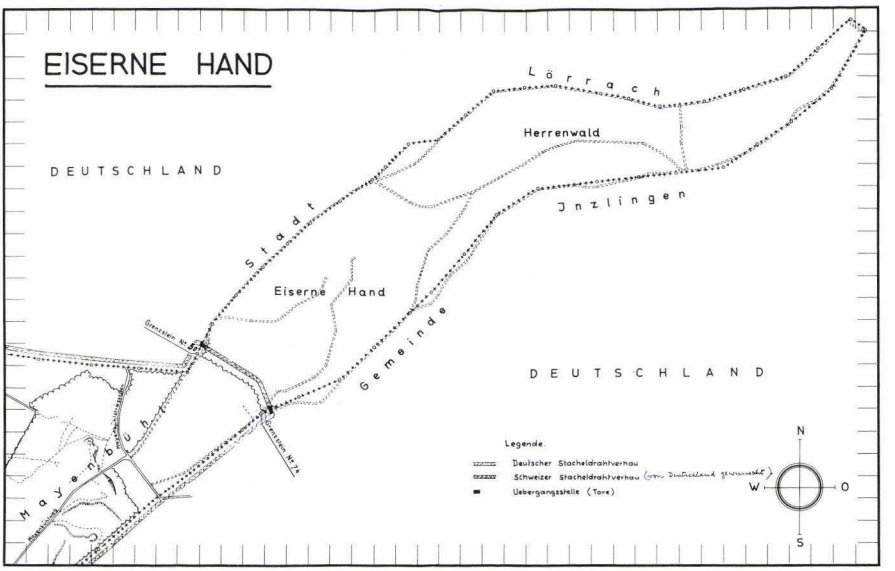
Angst hatten wir in Bettingen eigentlich nicht im Krieg, obwohl wir ja rundum von Deutschland eingehagt waren. Aber das Verhältnis zu unsern deutschen Nachbarn, zu den Grenzachern, war schon immer sehr gut gewesen. Während des Krieges konnten wir nicht mehr über die Grenze, um unser Land auf deutschem Boden zu bebauen; wir hatten dort im Lenzen, wie viele Bettinger, Reben und Obstbäume, die in den Kriegsjahren verwilderten. So waren wir sehr glücklich, als wir nach Kriegsende vorerst auf unser Land und schliesslich auch wieder nach Grenzach hinunter gehen und unsere alten Bekannten wieder sehen konnten. Sie erzählten uns, dass in Grenzach verschiedene Leute versucht hatten, den Flüchtlingen zu helfen, ihnen den Weg in die Schweiz zu weisen. So versteckte zum Beispiel eine Grenzacher Familie während Wochen eine jüdische Familie auf dem Estrich ihres grossen Hauses. Als das Versteck schliesslich verraten wurde, erklärten sie ihnen den genauen Weg in die Schweiz, doch die Leute verirrten sich, wurden von den Deutschen aufgegriffen, und nur ein Sohn kam durch und überlebte den Krieg.

Nein, vor unsern deutschen Nachbarn hatten wir keine Angst, höchstens davor, dass Deutschland den Krieg gewinnen und wir unter die Hitlerei geraten würden. Denn wir alle wussten ja, dass Riehen und Bettingen nicht verteidigt worden wären und die Armee sich ins Réduit zurückgezogen hätte. Das grosse Schweizerkreuz, das zu Beginn des Krieges in der Hinteren Riesi auf ausgelegte Bretter gemalt worden war, hätte da wohl auch nicht viel genützt.

Der grosse Stacheldrahtverhau und seine Lücke in der Eisernen Hand

Im Rahmen der «Endlösung», der furchtbaren Entscheidung des Naziregimes, die europäischen Juden zu ermorden, wurde im Jahre 1942 vom «Deutschen Reichsarbeitsdienst» rund um Riehen und Bettingen ein mächtiger Stacheldrahthag errichtet, dessen Bau im September fertiggestellt war. Er sollte die Flucht von Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern, aber auch von Juden, die sich noch irgendwie bis zur Grenze durchgeschlagen hatten, verhindern. Es ist beschämend und traurig, dass genau in dieser Zeit die Schweizerische Flüchtlingspolitik dahin zielte, jüdische Flüchtlinge wieder rigoros auszuschaffen, wie der nachfolgende Augenzeugenbericht von Albert Schudel aufzeigt.

Dieser Stacheldrahtverhau, der nach den vorhandenen Plänen an der Basis acht Meter breit und in der Mitte drei Meter hoch war, ist der Grenzbevölkerung in sehr starker Erinnerung geblieben und in beinahe jedem Gespräch mit Zeitzeugen erwähnt worden. Ja, die Erzählungen teilen



Plan der Eisernen Hand. Auf deutschen Wunsch sollte 1942 der Stacheldrahtverhau oberhalb des Maienbühlhofs quer über Schweizergebiet gelegt werden – ein Ansinnen, das von den Bundesbehörden abgelehnt wurde. In der Folge blieb die Eiserne Hand ohne Umzäunung.

sich auf in Erinnerungen vor dem Bau des Hages, als Flüchtlinge noch relativ leicht die Grenze überschreiten konnten, und solche nach dem Bau, als die Überwindung des Stacheldrahtverhaus grosse Probleme mit sich brachte.

Wenn man den Aufwand betrachtet, mit dem dieses Hindernis erstellt wurde, scheint es fast unglaublich, dass die Deutschen oberhalb des Maienbühlhofes eine Lücke offen liessen und den schmalen Grenzzipfel der Eisernen Hand, der wie ein Finger weit in deutsches Gebiet hineinragt, nicht umzäunten. Und doch belegen viele Zeitzeugen und Dokumente diese Tatsache. Der Grund war folgender: Die deutschen Behörden wollten sich den Bau von 3600 Metern des Hags rund um die Eiserne Hand ersparen und schlugen deshalb im August 1942 vor, den Stacheldraht oberhalb des Maienbühlhofs, von Grenzstein 50 bis Grenzstein 74, über Schweizergebiet zu legen und so die Eiserne Hand abzutrennen.[1] Dieses Ansinnen wurde aber vom Eidgenössischen Militärdepartement im Februar 1943 zurückgewiesen. In der Folge blieb die Eiserne Hand für den Rest des Krieges ohne Stacheldrahtumgrenzung und bildete dadurch ein weit herum bekanntes Einfallstor für Flüchtlinge.[2] «Dieser Grenzzipfel ist fast ganz im Walde und bildete schon während des Ersten Weltkrieges das Loch, wo die meisten Deserteure und Flüchtlinge hereinkamen, was während des jetzigen Krieges auch wieder der Fall ist», schrieb der Chronist des Grenzwachtpostens Inzlingerstrasse im Jahre 1944. Hier war auch einer der Orte, wo die Schweizer Grenzwächter unerwünschte Flüchtlinge möglichst unauffällig über die Grenze zurückstellten. Erst im Januar 1945 errichtete die Schweiz einen Polizeihag um die Eiserne Hand, um dem befürchteten Flüchtlingsstrom bei Zusammenbruch des Dritten Reiches entgegenzuwirken.[3]

Trotz des fehlenden Stacheldrahtes war es für Flüchtlinge aber gefährlich, die Grenze an dieser Stelle zu überschreiten. Auf deutscher Seite wurde die Eiserne Hand sehr stark überwacht, auch mit Hundepatrouillen, und auf der Schweizerseite waren die Grenzwächter und die ihnen zugeteilten Soldaten hier besonders aktiv. Viele Begegnungen fanden in diesem Waldstück statt: Grenzwächter, Waldhüter, Riehener, die dort Holz holen durften, vor allem aber die Bewohnerinnen und Bewohner des Maienbühlhofes wurden immer wieder mit dem Schicksal der flüchtenden Menschen konfrontiert. Sie alle, und auch eine Zeitzeugin, die als kleines Kind mit ihren Eltern über die Eiserne Hand in die Schweiz floh, erzählen in den folgenden Berichten von ihren Erinnerungen.

Anmerkungen

1 Dies war im Ersten Weltkrieg so gemacht worden. Dabei wurde die Eiserne Hand exterritorialisiert. Siehe Chronik Grenzwachtposten Inzlingerstrasse, S. 14/15.

2 Vgl. N. Jaquet: Riehen im Zweiten Weltkrieg, S. 84–86.

3 Chronik Grenzwachtposten Riehen, Band 2.

Nie wieder!

Ich leistete im Zweiten Weltkrieg viel Aktivdienst, in den ersten Kriegsjahren vor allem als Telefonsoldat im Stadtkommando Basel. Da ich für mein Geschäft und für das regelmässige Erscheinen der «Riehener-Zeitung» verantwortlich war und zudem drei kleine, mutterlose Kinder zu Hause hatte, wurde mir durch einsichtige Vorgesetzte immer wieder ermöglicht, für einige Stunden oder Tage Urlaub zu nehmen, nach Riehen hinaus zu fahren und in Geschäft und Familie das Notwendigste zu erledigen.

ALBERT SCHUDEL
Geboren 1910 in Riehen
Buckdrucker,
Redaktor der «Riehener-Zeitung»

Gespräch vom 8. November 1995 (Tonband) und Artikel in der «Riehener-Zeitung» vom 12. August 1994

So war ich auch im Herbst 1942 für einen kurzen Urlaub in Riehen.[1] Sehr früh morgens ging ich von der Schmiedgasse her gegen den Ochsenbrunnen, der damals noch auf der linken Seite der Ochsengasse (heute Erlensträsschen) stand, und sah eine aufgeregt diskutierende Gruppe Menschen, und gleichzeitig kam von Basel her ein Gefangenenwagen. Beim Näherkommen erkannte ich, dass vor dem Polizeiposten eine fünfköpfige jüdische Familie stand – ich erinnere mich an zwei Frauen, vielleicht Mutter und Grossmutter, und drei Kinder im Schulalter, die abtransportiert und an die Grenze zurückgeführt werden sollten. Sie waren nach ihrer Aussage wochenlang nachts durch die Wälder vor den Nazi-Schergen geflüchtet, hatten sich am Tag versteckt und ab und zu bei einem Bauern eine Kleinigkeit erhalten. Sie sahen furchtbar elend und erschöpft aus. Und jetzt seien sie endlich, endlich über die Grenze in die Schweiz gekommen, ans Ziel ihrer Flucht, und hätten geglaubt, jetzt könne ihnen nichts mehr passieren. Und da: wieder Polizei und Verhaftung!

Die beiden Frauen und die Kinder heulten, die Mutter warf sich auf die Knie, sie bettelten um ihr Leben. Kühl und sachlich aber erklärten die Polizeibeamten, sie hätten Befehl aus Bern, jüdische Flüchtlinge sofort wieder an die Grenze zu stellen – Befehl sei Befehl.

Energisch versuchte ich zu intervenieren: «Ihr könnt doch unmöglich diese Leute zurückschaffen, das ist doch undenkbar – ihr wisst doch, was passiert!» Ich bettelte meinerseits um Erbarmen für diese Flüchtlinge, es fielen schliesslich auch harsche Töne. Doch alles war umsonst. Ich wurde zur Seite und die ganze Familie von hinten in den Kastenwagen mit den vergitterten Fenstern geschoben. Der Wagen führte diese Menschen zurück in den sicheren Tod.

Noch heute krampft sich mein Herz zusammen, wenn ich das Heulen der Kinder, das flehentliche Bitten um Erbarmen und die Tränen der Frauen vor Augen habe. Nie wieder darf solch schreckliche Schuld in unserem Land geschehen!

Ich versuchte später, als Folge jenes schrecklichen Erlebnisses, mich so gut als möglich für Flüchtlinge und Asylanten einzusetzen. Damals aber, im Krieg, hatte man praktisch kaum Möglichkeiten, sich irgendwie gegen die Flüchtlingspolitik der Schweiz zu wehren. Jeder diesbezügliche Artikel oder auch nur schon eine Andeutung in der «Riehener-Zeitung» hatte jeweils sofort einen Verweis der Presseprüfungsstelle oder eine sofortige Beschlagnahmung der Zeitung nach sich gezogen.

Manchen war schon damals klar, was in Deutschland mit den Juden geschah – vielleicht wussten wir in der Schweiz mehr als in Deutschland. Wie breit das Wissen bei uns verteilt war, kann ich freilich nicht sagen. Es gab verschiedene Informationsdienste, die ich zum Teil abonniert hatte, die aber, ausser den linksstehenden, nur wenig über diese Dinge berichteten. Zuverlässige Informationen über die Judenverfolgung erhielt ich von evangelisch-kirchlicher Seite, vor allem aus den Kreisen um Pfarrer Paul Vogt, der in der Schweiz mit Flüchtlingsmutter Gertrud Kurz den Christlichen Friedensdienst aufbaute, der in Riehen zahlreiche Anhänger hatte.

Man sprach während des Krieges bei uns nicht öffentlich über die Flüchtlinge, leider oft nur hinter vorgehaltener Hand. Gewiss gab es auch bei uns Leute, die sich für Flüchtlinge engagierten, aber es gab auch Nazis und Sympathisanten, ja eigentliche Nazinester in Riehen. Man konnte oft den Leuten auch nicht trauen, nicht weil sie unbedingt Nazi gewesen wären, aber weil sie eventuell konspirierten. So konnte man nie sicher sein, wem man sich anvertrauen durfte.

Anmerkung

1 Laut Dienstbüchlein von A. Schudel fand dieser Urlaub zwischen dem 28. August und 30. September 1942 statt.

Leben in der Sperrzone

Sommer 1939 – es waren sehr unruhige Tage. Man spürte, dass etwas in der Luft lag. Dann plötzlich, mitten im Sommer, brach der Zweite Weltkrieg aus. Ich war damals gerade neunzehn Jahre alt und seit drei Jahren hier im Maienbühl, auf dem Bauernhof meiner Verwandten, angestellt. Meine Tante, Rosa Kauer-Schmutz, war sehr krank und hatte drei noch schulpflichtige Kinder. Auch der Grossvater, Gottfried Schmutz, der den Maienbühlhof im Jahre 1923 käuflich erworben hatte, lebte auf dem Hof. Ich half überall mit, im Haushalt und auf dem Bauernhof. Da ich in Solothurn aufgewachsen war, wo mein Vater als Chauffeur arbeitete, hatte ich zur Landwirtschaft noch keine grosse Beziehung. Aber bis zum Jahre 1939 hatte ich mich schon an vieles gewöhnt und auch viele Erfahrungen gesammelt. Im Jahre 1940 starb meine Tante, und elf Wochen später auch mein Onkel. Somit wurden die drei Kinder zu Waisen. Zusammen mit Grossvater Schmutz stand ich nun ganz allein auf dem Hof. Es war gut, dass die Kinder sich schon an mich gewöhnt hatten, und sie haben mich auch voll akzeptiert. Der Krieg, die Kinder, die viele Arbeit und die grosse Verantwortung stürzten förmlich auf mich herein. Ich werde immer wieder gefragt, wie es denn während dem Krieg mit der Angst war. Ich staune heute noch – Angst hatte ich gar nicht. Ich hatte ja gar keine Zeit dazu.

MARIE SCHMUTZ-RÜEGSEGGER
Geboren 1920 in Solothurn
Lebt seit 1936 im Maienbühlhof

Aufzeichnungen von Marie Schmutz vom Februar 1992, ergänzt durch Gespräch vom Januar 1992 (Tonband, zum Teil im Dorfmuseum Riehen) und Gespräch vom 14. Februar 1996

Da der Maienbühlhof nur etwa fünfzig Meter von der deutschen Grenze entfernt ist, waren wir sofort von sämtlichem Verkehr abgeschnitten; die Strasse, die an unserm Haus vorbei von Stetten nach Inzlingen führt, blieb während des ganzen Krieges geschlossen. Die Deutschen hatten ein Wachthäuschen an der Grenze gegen Inzlingen, das ständig besetzt war. Auf der Schweizerseite war das Detachement von Riehen für die Grenzbesetzung verantwortlich. Auch Dragoner und Soldaten einer Solothurnerkompagnie waren lange Zeit hier. Wir hatten zu allen ein sehr gutes Verhältnis, gaben sie uns doch die nötige Sicherheit. Es war ein gegenseitiges Helfen. Man war so fest aufeinander angewiesen, es kam nie zu Streitereien. Im Winter waren die Soldaten froh, sich im Stall wärmen zu dürfen, und immer gab es etwas Warmes zu trinken und zu essen. Und als unsere Pferde eingezogen wurden, halfen uns die Soldaten manchmal mit ihren Pferden aus.

In all den Kriegsjahren waren wir sehr isoliert. Unser Hof lag ja in der Sperrzone. Um uns zu besuchen, mussten die Leute immer zuerst einen Ausweis auf der Gemeinde oder dem Polizeiposten holen. Die Besuche waren somit spärlich, eben wegen diesen Schwierigkeiten. Die Sperrzone hatte aber auch ihre guten Seiten: Im Frühling war der Wald voller Schlüsselblumen – ein gelber Teppich. Und Pilze gabs in Hülle und Fülle.

Die Deutschen, die an der Grenze standen, waren immer sehr korrekt, nie hätte einer auch nur einen Schritt über die Grenze gemacht. Sie gehörten zur «Higa», einer Art Hilfstruppen, und waren meist ältere Männer, viele davon aus Inzlin-



Die Bewohner des Maienbühlhofes waren auf die gute Zusammenarbeit mit Soldaten und Grenzwächtern angewiesen. Marie (Schmutz-)Rüegsegger (links), Rosa Kauer-Schmutz und Soldaten des Detachements Riehen. Aufnahme 1939.

gen. Es gab natürlich auch andere, die Leute aus der SS, denen gingen wir aus dem Weg. Wir bewirtschafteten immer Wiesen und Äcker auf deutschem Boden, auch während den Kriegsjahren. Nur einen Sommer konnten wir nicht auf unser Land gehen, weil die Bauern von Weil nach Inzlingen evakuiert worden waren und das Futter nahmen. Wir hatten spezielle Ausweise, um über die Grüne Grenze zu gehen. Wenn aber die Gestapo in der Nähe war, warnte uns die deutsche Wache, und wir verzogen uns auf Schweizerboden, bis die Luft wieder rein war.

Etwas sehr Wichtiges war das Radio. Selten haben wir die Nachrichten verpasst. Am Mittag mussten wir das Radio ganz laut anstellen und das Fenster öffnen – die deutsche Wache wollte immer die Nachrichten hören. Sie gingen dann jeweils ganz unauffällig der Grenze entlang, auf und ab. Für sie waren diese Sendungen sehr wichtig, da sie ja keine Ausländersendungen hören durften.

Es war wichtig, dass wir ein gutes Verhältnis zu den Deutschen hatten; da wir auch den Strom von Deutschland bezogen, waren wir ganz von ihnen abhängig. Die Deutschen ersetzten die Kupferdrähte der Leitungen durch andere Drähte, dadurch wurde die Stromzufuhr sehr schlecht. Wenn am Abend das Licht im Stall brannte, reichte es nicht mehr für das Radio, geschweige denn zum Bügeln. Das ging am besten um Mitternacht, wenn die grösseren Betriebe in Inzlingen keinen Strom mehr brauchten. Es wurde vorgeschrieben, wie viel Strom man brauchen durfte, und oftmals wurde er auch abgestellt. In den Kriegsjahren benutzten wir auch noch sehr oft die Petrollampen. Im Stall und in der Küche standen sie immer griffbereit. Auch die Wasserversorgung war äusserst knapp. Im Garten hatten wir einen Sodbrunnen, von dem das Wasser in einen Kessel im Keller gepumpt wurde. Wenn es lange nicht regnete, hatten wir nie genug Wasser.

1942 wurde der Grenze entlang gegen Stetten ein breiter Stacheldrahthag gebaut. Es war im Heuet. Ich traute meinen Augen nicht, das waren ja etwa vierzehnjährige Buben, die den Wald roden mussten. Die Buben gingen fast verloren in ihren Uniformen, alles war zu gross; sie taten mir leid.

Die Tage und Wochen gingen im Flug vorbei. Immer war etwas los. Die Fenster zitterten, als die Flugzeuggeschwader in der Luft waren, um irgendwo zu bombardieren. Das waren die einzigen Momente, in denen ich Angst hatte. Es war sehr wichtig, dass man des Nachts gut verdunkelt hatte. Kein Lichtschein durfte nach aussen fallen. Die Polizei machte sogar Kontrollen.

Fast täglich kamen Flüchtlinge. Man hat immer wieder gestaunt, wie gut sie den Weg in die Schweiz gefunden haben. Aber sie hatten sehr gute Karten, auf denen jeder auffällige Baum und jedes Weglein eingezeichnet waren. Der Weg über die Eiserne Hand war nicht leicht zu finden, weil das

Schweizer Gebiet dort nur sehr schmal ist. Es passierte öfters, dass Flüchtlinge zwar auf Schweizer Gebiet kamen, dann aber wieder gegen Inzlingen oder Stetten hinunter liefen. Es gab ja keinen Hag um die Eiserne Hand.

Die Flüchtlinge kamen vom Wald herunter, meistens am frühen Morgen oder am Abend, beim Eindunkeln. Damals, im alten Bauernhaus, trat man von aussen direkt in die Küche. Als erstes habe ich die Flüchtlinge immer verpflegt mit Milch und Brot, das war ja wohl das Nötigste. Sie waren enorm dankbar, und die Freude, sich in Sicherheit zu fühlen, war gross. Oft wollten sie mir alles, was sie hatten, geben – Schmuck, Uhren, Goldstücklein. Aber ich hätte nie etwas nehmen können; ich dachte, das brauchen sie doch noch, wenn sie nach Hause kommen und dort vielleicht gar nichts mehr haben. Es kamen Überläufer aus verschiedenen Ländern: viele Franzosen, besonders aus dem Elsass, und viele Polen. Die meisten waren allein und ohne Gepäck. Gelegentlich waren aber auch ganze Familien auf der Flucht; ich erinnere mich noch gut an eine Familie mit zwei kleinen Kindern, die an einem St. Nikolaustag zu uns kam. Das eine Kind war noch ganz klein, und wir legten es auf die Ofenbank, um es zu wärmen.

Gezwungenermassen musste ich dann jeweils der Polizei oder dem Zoll telefonieren, welche die Flüchtlinge hier abholten. Auch die Grenzwächter brachten Überläufer, die sie im Wald aufgegriffen hatten, zu uns ins Haus, um von hier aus auf den Posten zu telefonieren. Aber – es ist furchtbar – am Abend wurden viele Flüchtlinge wieder an die Grenze gestellt. Das habe ich lange nicht gewusst. Ich nahm an, dass sie in der Schweiz in Internierungslager kämen. Später haben uns die Grenzwächter und Soldaten aber erzählt, dass sie die Leute bei Dunkelheit wieder über die Grenze zurückbrachten, zum Beispiel oben am Waldrand, dort wo der Stacheldrahthag aufhörte.

Heute kann ich es kaum mehr begreifen – aber man hatte sich so daran gewöhnt. Im Krieg war es einfach alltäglich, dass Flüchtlinge kamen und zum Teil wieder hinausgestellt wurden. Man hat nicht mehr viel darüber nachgedacht. Der Alltag mit seinen riesigen Anforderungen beschäftigte mich so sehr. Aber später, als man all das Schreckliche aus den Konzentrationslagern wusste – das war furchtbar. Die Schweiz hat sich ein sehr schlechtes Zeugnis ausgestellt. Ich hätte nie geglaubt, damals, dass die Schweizer Behörden so handeln und Menschen bewusst in den Tod schicken könnten; man hatte ein so grosses Vertrauen in den Bundesrat. Es war eine ganz grosse Enttäuschung, als man alles erfuhr.

Flucht über die Eiserne Hand

Frau C.C., die heute in Basel wohnt, ist als kleines Kind 1944 mit ihrer Familie über die Eiserne Hand in die Schweiz geflüchtet. Vor drei Jahren suchte sie den Ort der damaligen Flucht auf und besuchte den Maienbühlhof und Frau Marie Schmutz, die damals die Flüchtlingsfamilie aufnahm. Sie erzählt:

FRAU C.C.
Geboren 1941 in Berlin

Gespräch vom 21. Februar 1996

In meiner Erinnerung habe ich durch all die Jahre ein Bild getragen – ein Bild von Dunkelheit, grosser Angst, und dann ein Haus, Licht, Wärme. Aber erst seit drei Jahren, seit ich Frau Schmutz im Maienbühl aufsuchte und sie mir dieses Bild bestätigte, erst seither weiss ich, dass meine Erinnerung kein Traum, sondern die Wirklichkeit unserer Flucht in die Schweiz war. Ich empfand eine grosse Freude, Frau Schmutz wieder zu begegnen und sogar Details von damals zu erfahren, die ich teilweise völlig vergessen hatte.

Meine Familie – Mutter, Stiefvater, mein kleiner Bruder und ich – war von Berlin nach Freiburg im Breisgau gekommen, um in die



Der Maienbühlhof, erste Zufluchtsstätte für viele Flüchtlinge, die über die Eiserne Hand kamen. Aufnahme um 1935.

Schweiz zu flüchten. Ich war damals dreieinhalb Jahre alt. In Freiburg erlebten wir das furchtbare Bombardement – ich erinnere mich, wie wir im Keller sassen und wie ich unbedingt meine Puppe haben musste und sie mir jemand aus der Wohnung holte. Mein kleiner Bruder, der im Mai 1944 geboren worden war und mit einer schweren Keuchhustenerkrankung im Spital lag, überlebte nur durch ein Wunder das Bombardement – meine Mutter fand ihn ausserhalb des brennenden Spitals in seinem Bettchen.

Und dann meine Erinnerung an jene Nacht der Flucht im Dezember 1944: Die gefühlsmässige Stimmung ist mir heute noch gegenwärtig – die finstere Nacht, ein Grenzweg durch den dunkeln Wald. Wir wussten, dass überall in der Dunkelheit Wachtposten und Schäferhunde waren. Meine Mutter, in ihren Pelzmantel eingehüllt, trug meinen kleinen Bruder im Arm, ich selber wurde auf den Schultern des Stiefvaters getragen, und wir durften beide keinen Laut von uns geben.

Mein Stiefvater ging auf die Suche nach Hilfe und traf auf einen Bauern, der mit ihm zurückkam, um uns sicher zu seinem Haus zu geleiten. Und auch hier wieder Bilder in meiner Erinnerung – eine steile Treppe, Licht, die Wärme. Wie Frau Schmutz erzählte, legte sie meinen Bruder auf die warme Ofenbank, gab mir Milch zu trinken.

Wie wir dann nach Basel kamen und wie die ersten Stunden, Tage und Wochen hier verliefen, weiss ich nicht mehr. – Die nächsten Jahre waren sehr unruhig und schwer für uns alle. Die Familien konnten nicht zusammenbleiben, sondern wurden in verschiedene Flüchtlingslager verbracht, die Männer in Männerlager und Frauen in Frauenlager. In dieser ersten Zeit arbeitete meine Mutter dann auch als Dienstmädchen in einigen Haushalten. Mein Bruder und ich waren überwiegend getrennt an verschiedenen Pflegeplätzen untergebracht. – Bis zu meinem zehnten Lebensjahr habe ich praktisch keine kontinuierlichen Erinnerungen mehr. Doch langsam fand meine Mutter in ihren angestammten Beruf auf die Bühne zurück und es kam auch erst 1950 zu unserem definitiven, gemeinsamen Wohnsitz in Basel. Meine Mutter liebte Basel über alles, und es gelang ihr, je länger je mehr ein trotz allem erfülltes, vielseitiges Leben zu leben, auch mit viel Humor.

Auch für mich ist Basel und seine Region ein neues Zuhause geworden, insbesondere auch in der Beziehung zu der Landschaft zwischen Chrischona, Tüllinger Hügel und dem Sundgau.

Der Reisighaufen

Die folgende Begebenheit fand im Jahre 1944 oder 1945 statt, in einer Zeit, als die Alliierten sich schon langsam dem Rhein näherten. Mein Vater hatte, wie jedes Jahr, an der Holzgant der Gemeinde einen Reisighaufen gekauft, um daraus Wellen zum Heizen zu machen. Diesmal war uns ein Haufen in der Eisernen Hand zugeteilt worden. An einem Spätwintertag fuhr Vater mit mir und meinem Bruder ins Maienbühl, um das Holz zu holen. Grossvater Karlin hatte uns zu diesem Zweck einen zweispännigen Wagen aus seiner Fuhrhalterei ausgeliehen.

WALTER PRACK
Geboren 1933 in Riehen

Gespräch
vom 1. Juli 1996

Oberhalb des Maienbühlhofes begegneten wir einer deutschen Patrouille, die auf der andern Seite des Stacheldrahthages vorbeimarschierte. Die beiden bewaffneten Soldaten, die uns zackig grüssten und nach dem Woher und Wohin fragten, machten auf mich kleinen Buben einen grossen Eindruck. Aber wir kamen unbehelligt in die Eiserne Hand und fanden nach einigem Suchen auch den uns zugeteilten Reisighaufen. Als wir anfingen, die Äste auf das Fuhrwerk zu verladen, standen plötzlich zwei Männer auf, die sich hinter dem Haufen versteckt hatten. Sie flüsterten: «Suisse? Suisse?», und obwohl ich noch kaum und mein Vater gar nicht Französisch konnten, deuteten wir ihnen mit Zeichen und Gebärden, dass sie wirklich in der Schweiz seien. Es handelte sich um Franzosen, die vermutlich aus einem Lager geflüchtet waren. Mein Vater gab ihnen einen Arbeitskittel und deutete ihnen, sie sollten mit anpacken. Als der Wagen etwa zur Hälfte gefüllt war, setzten wir die Franzosen hinein und bauten die weitern Äste um und über sie auf, dass sie wie in einem Nest sassen. Sie hatten natürlich Angst, aber wir versuchten, sie zu beruhigen. So fuhren wir aus dem Wald und kamen ohne Zwischenfall ins Dorf hinunter.

Zuerst nahmen wir sie mit nach Hause in die Kirchgasse, wo unsere Mutter ihnen etwas zu essen gab. Nachher brachte Vater die beiden Franzosen auf den Polizeiposten; sie hatten zuerst Angst, aber Mutter erklärte ihnen, dass ihnen nichts geschehen werde. In jenen Jahren wurden häufig Flüchtlinge auf den Polizeiposten gebracht, in gewissen Zeiten fast täglich. Da wir in der Nähe des Postens wohnten, beobachtete ich oft, wie Grenzwächter oder Polizisten Flüchtlinge zu Fuss oder in Dienstfahrzeugen herbeibrachten. Was nachher mit ihnen geschah, wussten wir Kinder nicht.

Nach Monaten meldeten sich die beiden Flüchtlinge aus Frankreich; sie waren glücklich heimgekehrt und bedankten sich sehr für die Hilfe.

Kontakt verboten

In meiner Eigenschaft als Waldhüter musste ich auch während der Kriegsjahre wöchentlich mehrmals die Waldungen im Maienbühl begehen. Ich hatte eine Spezialbewilligung zum Betreten der Sperrgebiete. Am Montag war zudem Holztag im Maienbühl, das heisst an diesem Tag durften jene Leute, die eine «Holzkarte» besassen, in diesem Gebiet Fallholz sammeln.

WALTER SCHMID
Geboren 1901 in Riehen
Waldhüter und Förster
der Gemeinde Riehen von 1937 bis 1967

Gespräch vom 7. Juni 1996

Im hintersten Zipfel des Maienbühls, in der Eisernen Hand, gab es keinen Stacheldrahthag. Dort traf ich oft Flüchtlinge an. Sie tauchten plötzlich im Walde auf, meist allein, gelegentlich auch zu zweit. Manchmal sass einer auch auf seinem Koffer und wartete. Während des ganzen Krieges kamen viele Flüchtlinge auf diesem Weg in die Schweiz; oft erzählten sie, dass ihnen der Weg auf der deutschen Seite gezeigt worden war.

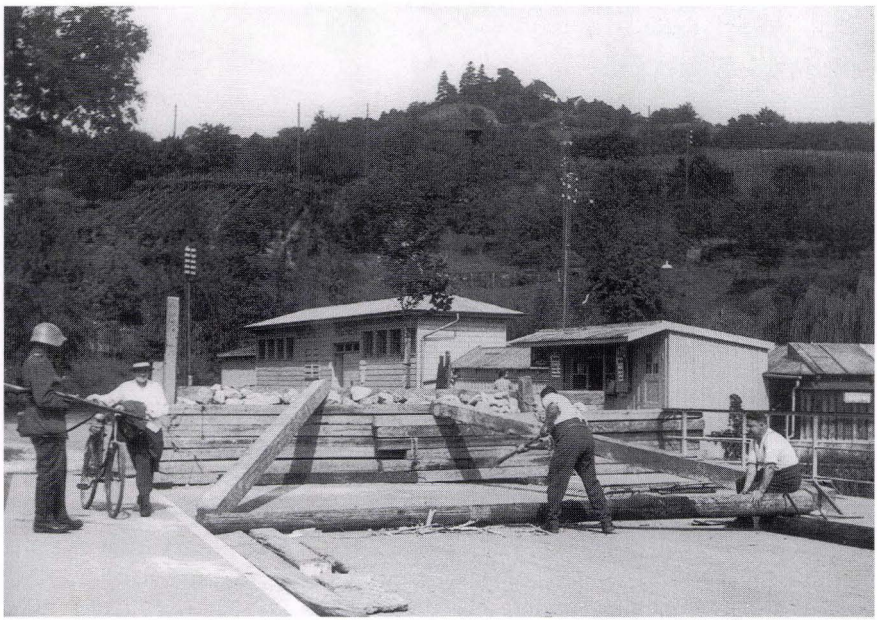
Wenn ich Flüchtlinge antraf, sprach ich ein paar Worte mit ihnen. Ich durfte ihnen aber nicht raten oder einen Weg weisen, sondern musste nach kurzem Gespräch wieder weiter gehen. Wir hatten den strengen Auftrag von der Gemeinde, uns nicht einzulassen mit Flüchtlingen.

Auch mit den deutschen Grenzwächtern, die wir ja von den täglichen Kontrollgängen recht gut kannten, durften wir uns nicht in ein Gespräch einlassen. Die Gefahr, unbeabsichtigt wichtige Informationen preiszugeben, war zu gross.

So kann ich, trotz meiner häufigen Begegnungen mit Flüchtlingen, zu diesem Thema nur wenig Konkretes sagen.

Grenzwachtposten Weilstrasse: Isoliert im Schlipf

Wenn die Riehener Bevölkerung sich während des Zweiten Weltkrieges von der übrigen Schweiz abgetrennt fühlte, so war die Lage für die Bewohner der Weilstrasse und des Schlipf noch viel exponierter. Das Nebenzollamt Weilstrasse befindet sich auch heute noch in dem grossen, 1913 erstellten Zollhaus neben der Brücke über die Wiese. Während der Kriegszeit war auch der Grenzwachtposten in diesem Gebäude untergebracht; vorne, am eigentlichen Grenzübergang, standen die Grenzwächter nur unregelmässig im Einsatz. Wie die Anwohner erzählen, wurde die Brücke in brenzligen Situationen geschlossen, und dann konnten die Leute vom Schlipf nicht einmal mehr nach Riehen. Bei Angriffen auf Tüllingen und Haltingen waren sie auch mehrmals dem Beschuss von Granaten ausgesetzt. In diesem Abschnitt der Grenze kamen vor und während des Krieges viele Flüchtlinge in die Schweiz. Gele-



Sogar von Riehen abgeschnitten waren die Bewohner des Schlipf, weil sich der Grenzwachtposten Weilstrasse bei der Wiesebrücke befand. Barrikadenbau im Oktober 1939. Im Hintergrund der Tüllingerberg und Ober-Tüllingen.

gentlich halfen ihnen Schlepper bei der Flucht. Nach dem Überwinden des Grenzhages mussten sie aber auch noch die Wiese überqueren, was mit Gefahren verbunden war, besonders wenn der Fluss Hochwasser führte. In Erinnerungsberichten aus den Kriegsjahren wird erzählt, dass dort Flüchtlinge ertranken.[1]

Die Chronik des Grenzwachtpostens Weilstrasse ist nicht mehr gefunden worden, und so wissen wir nicht, wie die Grenzwächter die Situation in diesem Abschnitt beurteilten. Die folgenden Berichte erzählen aber vom dramatischen Geschehen in dieser exponierten Ecke der Riehener Grenze.

Anmerkung
1 Simone Chiquet: «Es war halt Krieg», S. 81.

Der Schlüssel zum Stacheldrahtverhau

Ich bin im März 1943 vom Baselbiet in den Schlipf nach Riehen gekommen. Wir haben einen kleinen Bauernbetrieb der Eltern übernommen, wo einige Parzellen über der sogenannten Grünen Grenze waren. Der Schlipf befindet sich auf der andern Seite der Wiese, in Richtung Deutschland.

Der ganzen Grenze entlang war ein hoher Stacheldrahtzaun. An den Durchgangsstellen waren «Spanische Reiter» aufgestellt. Das waren schwere Holzblöcke, mit Stacheldraht umwickelt. Neben dem Grenzstein Nr. 40, der sich direkt neben unserm Nachbarhaus, dem Eglingergut, befindet, war sogar eine Türe, versehen mit einem Malschloss. Dort konnten wir mit oder ohne Fahrzeug auf unser Feld gehen. Den Schlüssel zum Malschloss haben wir samt einer Sonderbewilligung vom Zollamt erhalten. Beim Überschreiten der Grenze in der einen oder andern Richtung musste man jedesmal sorgfältig schliessen, und – falls wir mit Pferden und Wagen auf unser Land fuhren – auch die schweren Blöcke vom Weg entfernen und wieder zurückstellen. Die Ausweise durften nie fehlen, denn die Wachsoldaten machten Kontrolle. Die Arbeit auf dem Feld musste man ruhig verrichten, keine politischen Gespräche durften geführt werden, das hätte zum Verhängnis werden können. Ich konnte mich recht gut an diese Anordnung halten, aber meinem Mann fiel es schwerer, aufs

FRIEDA RINKLIN-THOMMEN
Geboren 1918 in Höllstein/BL
Bauernfrau im Schlipf

Aufzeichnungen von Frieda Rinklin, ergänzt durch Gespräch vom 25. Oktober 1995

Maul zu sitzen. Wie oft machte ich mir Sorgen, wenn er verspätet von der Arbeit zurückkam, dass er nach Lörrach abgeführt worden sein könnte.

Die Grenze war rund um die Uhr bewacht. Es kam auch vor, dass Schüsse fielen. Einmal kam ein Mann abends mit einer Schusswunde am Arm. Wir verbanden diese Wunde und führten ihn auf den Zollposten, wo er versorgt wurde. Natürlich versuchten einige, in die Schweiz zu kommen; unten bei der Wiese glaubten sie durchzukommen. Aber die Schweizergrenze war ja auch gut bewacht.

Nicht weit entfernt vom Hof führt die deutsche Eisenbahn aus dem Tunnel von Weil am Rhein heraus und über eine Brücke der Wiese Richtung Lörrach. Das war natürlich ein neuralgischer Punkt, der gut bewacht wurde. In diesem Gelände war unser Feld, wo wir Gras und Heu für das Vieh einbrachten. Auch Kartoffeln, Obst und sogar einen Pflanzgarten konnten wir bewirtschaften. Reben hatten wir zu dieser Zeit nicht viel. Der Tüllinger Rebberg wurde erst nach der Kriegszeit angepflanzt. Ohne Probleme konnten wir bei der Ernte alle Produkte über die Grenze nehmen, aber wir mussten alles auf dem Zollposten angeben. Das ist aber heute noch der Fall: Im Frühling muss man einen Freipass ausfüllen und alles deklarieren, was man ernten kann.



Frieda Rinklin-Thommen, Bäuerin im Schlipf, auf ihrem Land auf Lörracher Boden. Die Bauernfamilie besass einen Schlüssel zum Stacheldrahtverhau, um jederzeit ihre Felder auf der deutschen Seite betreten zu können.

Im April 1945 wurde uns vom Schweizer Zoll mitgeteilt, dass die Eisenbahnbrücke gesprengt werde. Wir sollten doch das Haus verlassen, denn es könnten Splitter bis zu uns kommen. Mutter Rinklin, die sich anfangs Krieg entschieden hatte, im Schlipf zu bleiben und sich standhaft weigerte, das Haus zu verlassen, kam mit mir und unserem ersten Kind für eine Nacht nach Basel. Und wirklich, am nächsten Morgen in aller Frühe fand die Sprengung statt, und Teile des Sprengkörpers flogen bis zu unserem Haus, aber zum Glück entstand kein schlimmer Schaden.

Ich werde oft gefragt, ob ich nicht Angst hatte während des Krieges, so nahe bei der Grenze. Aber da kann ich ehrlich sagen: Angst hatte ich nie. Wir hatten ja so viel Arbeit. Und dann waren wir ja zu Hause, auf unserem Land – wir wären nie fortgegangen.

Mitleid durfte man nicht haben

Mein Elternhaus steht an der Weilstrasse 90; es ist das letzte Haus gegen Weil am Rhein, direkt am deutschen Zoll. Dort bin ich, als mittlerer von drei Brüdern, aufgewachsen. Die Grenze ging durch unseren Garten, mitten durchs Hühnerhaus. Im Zweiten Weltkrieg war ich oft im Aktivdienst, aber auch längere Zeit zu Hause.

KURT BEHRET
Geboren 1920 in Riehen
Bildhauer, Steinrestaurator

Gespräch
vom 18. April 1996

Im Schlipf waren wir oft völlig abgeschnitten. Der Schweizer Zollposten befand sich während der Kriegsjahre auf der Brücke über die Wiese, neben dem alten Zollhaus. Wenn es brenzlig wurde, schloss der Zöllner die Brücke, und wir konnten nicht einmal mehr nach Riehen. Oft schlugen Granaten im Schlipf ein, aber zum Glück wurde niemand getroffen; es hatte viele Blindgänger dabei.

Rings um den Schlipf, wie ja auch rings um ganz Riehen und Bettingen, hatten die Deutschen diesen drei Meter hohen Hag errichtet. Wenn wir unser Land auf der Weiler Seite betreten wollten, mussten wir stets den offiziellen Grenzübergang beim deutschen Zoll an der Weilstrasse benützen. Weiter oben, gegen Ober-Tüllingen, gab es ein Tor im Hag. Verschiedene Leute, die dort oben Land hatten, besassen einen Schlüssel zu diesem Tor.

Dort ist viel gegangen – dort wurden die Leute hineingeschleust. Ich möchte mich nicht äussern zu der Frage, *wer* Leute über die Grenze brach-

te – es waren Schlepper, man machte das ja nur wegen dem Profit. Auf jeden Fall waren es Leute aus der Gegend, welche mit allen Wegen ganz genau vertraut waren. Man kannte ja auch alle Zöllner; im Volkssturm waren viele Alt-Weiler, die selber mithalfen und an der richtigen Stelle standen. Flüchtlinge kamen da über die Grenze, aber auch Leute, die ihre Verwandten in der Schweiz dringend sehen wollten; diese mussten dann auch wieder zurückgebracht werden.

Auch weiter unten, am Weilteich, dort wo die Gärtnerei Dahler war, gab es ein Loch im Stacheldrahthag; man hatte es mit Drahtscheren geöffnet. Das Loch wurde immer wieder sorgfältig zugedeckt und blieb lange Zeit unentdeckt.

Natürlich brauchte es auch auf der Schweizer Seite Schlepper. Da der Schweizer Zollposten sich auf der Wiesebrücke befand, mussten die Flüchtlinge, die durch den Stacheldrahthag hindurchgekommen waren, zuerst die Wiese durchqueren, um in die Langen Erlen und von dort nach Basel zu gelangen. Die Langen Erlen waren gut bewacht, dort wurde mancher geschnappt. Und wenn die Wiese Hochwasser führte, kam es auch vor, dass Leute ertranken.

Grenzstein im Schlipf. Nach Kriegsausbruch wurde die Grenze zusätzlich mit Schweizerkreuztafeln markiert und alle Wegweiser übermalt. Aufnahme 1943.



Man hat die Leute nicht durch die Wiese begleitet – man hat ihnen nur den Weg gezeigt, sie auf den Weg geschickt und gesagt: «Schaut selber, wie ihr weiterkommt.» Auch den Namen nannte man nie – falls sie aufgegriffen und bei der Polizei befragt wurden, durften sie keinen Namen wissen, sonst wäre man verraten gewesen. Jeder arbeitete für sich allein, man konnte niemandem trauen, wusste nicht, wer einen verraten hätte. Keiner schaute auf den andern, jeder war froh, heil hinüberzukommen. Vor allem für die Deutschen war es äusserst gefährlich, sie wären zum Tode verurteilt worden. Aber auch in der

Schweiz war es illegal, man wäre mit Gefängnis bestraft worden, wenn es herausgekommen wäre. Das war ein heisses Eisen – das macht man nicht gratis!

Die Schweizer Zöllner waren natürlich auch aktiv und bewachten die Grenze genau. Aber man wusste, welchen Weg die Zöllner gingen und wann die Ablösung war. Die meisten Zöllner waren auch Menschen, sie halfen, wenn sie konnten, und wenn es ihnen nicht schadete.

Grenzbewohner schrecken nicht so bald vor etwas zurück. Man sah das Elend so manches Jahr, sah die vielen, die fliehen wollten. Manche trugen ganze Koffer voll Geld oder Wertsachen mit sich. Andere hatten nichts. Natürlich war es eine Tragik, aber man hat sich keine Gedanken gemacht – es war einfach Krieg. Es ging nicht um Helfen, man betrachtete das aus einer ganz andern Warte: Man sprach nie von Barmherzigkeit. Jeder versuchte einfach zu profitieren – so ist doch das Leben. Mitleid durfte man nicht haben, sonst wäre man nicht mehr aus all dem herausgekommen. Wenn man all das Elend sah – man wäre ja selber noch verrückt geworden.

Man wusste vieles nicht im Krieg, über die Konzentrationslager wusste man gar nichts. Natürlich wusste man, dass die Juden verfolgt wurden, aber was wirklich geschah, wusste man nicht. Man nahm an, dass die Leute in Auffanglager kamen. Einmal sahen wir, wie Leute, die bei uns hereingekommen waren, zwei Wochen später von der Polizei wieder an die Grenze gebracht und den Deutschen übergeben wurden. Rückstellungen sahen wir aber selten – vielleicht machten sie das in der Nacht, wenn alles schlief.

Nein, die Schweiz war nicht so wunderbar und human, wie sie sich dann nach dem Krieg immer wieder darstellte!

Auch auf der andern Seite des Schlipf, gegen Lörrach zu, ist viel gegangen. Dort wurden die Flüchtlinge eingeschleust, die zu Fuss durch den Eisenbahntunnel von Weil her gebracht worden waren; es fuhren nur wenige Züge damals. Man brachte sie durch den schmalen Weg der Wiese entlang und zeigte ihnen, wo sie die Wiese überqueren konnten.

Diese Grenzecke war schon immer eine schlimme Ecke, und sie ist es auch heute wieder. Alles wiederholt sich! Und darum kann man vieles von damals nicht erzählen.

Man hat diese Tätigkeit nie als positiv empfunden; man spricht nicht mehr davon, es geht keinen etwas an. Gewiss, es bleibt ein gutes Gefühl beim Gedanken, dass der eine oder andere vielleicht gerettet wurde – aber man wusste ja auch nie, wie es weiter ging, wer wieder geschnappt wurde, wer durchkam. An Barmherzigkeit durfte man nie denken.

Es war eine verrückte Zeit!

Jaroslaw

Auf der Suche nach einem geeigneten Ort mit viel Aussicht und weitem Himmel für sein Atelierhaus in Basels Umgebung, bot sich Ende 1940 meinem späteren Mann Ernst Giese die Gelegenheit, ein Grundstück im Schlipf zu erwerben, und zwar direkt an der deutschen Grenze, für das zu jener Kriegszeit kaum jemand Interesse zeigte. Ich muss hier einfügen, dass es sich bei meinem Bericht nicht um meine eigenen Erlebnisse handelt, sondern um Begebenheiten, wie sie mein Mann erfuhr und erlebte.

VERENA GIESE-KLAUSER
Geboren 1914
Gattin des Kunstmalers Ernst Giese (1908–1992)

Gespräch vom 29. Januar 1996

Das Atelierhaus entstand und erhielt als Schutz und zur Freude der wenigen Nachbarn ein Schweizerkreuz aufs Dach gemalt. Zeitweise wurde Militär einquartiert und ein Beobachtungsposten eingerichtet. Bei Schiessereien war es manchmal sehr ungemütlich. So schlug einmal eine Granate im Nachbargrundstück ein Loch in den Boden; das Wasser, das hervortrat, konnte später als Quelle genutzt werden.

Als die Deutschen der Grenze entlang einen hohen und dichten Stacheldrahthag bauten, wurde der Kontakt mit den deutschen Nachbarn natürlich erschwert. Aber es gab ein Tor im Hag, das von einem Wachtposten besetzt war. In der Besatzungszeit war dies ein Elsässer; mit seiner Hilfe konnten die verschiedensten Dinge den Hag passieren: Liebesgabenpakete, Wolle zum Socken stricken, dringend benötigte Medikamente und manch anderes. Einmal gelang es meinem Mann sogar, eine Frau, die zur Rekonvaleszenz zu ihrer in Basel lebenden Schwester reisen sollte, durch dieses Tor zu schmuggeln, und sie einige Wochen später auf dieselbe Weise wohlbehalten und gestärkt wieder zurückzubringen.

Eine tragische Geschichte geschah an diesem Grenzhag wenige Wochen vor Kriegsende. Eine Gruppe von neunzehn polnischen Zwangsarbeitern flüchtete in einer Februarnacht aus dem Lager in Tumringen in Richtung Schlipf und versuchte, den Stacheldraht zu überwinden. Da sie keine Drahtscheren hatten, schlug der etwas kleinere, aber kräftige Lagerkoch Jaroslaw vor, dass jeder einzelne auf seine Schultern steigen möge, um sich über den obern Rand des Hindernisses zu schwingen. Dies gelang den Männern; Jaroslaw selber, dem dieser Weg verwehrt war, versuchte mit letzten Kräften, unten die Drähte auseinander zu zerren, um sich mit Hilfe seiner Kameraden einen Durchschlupf zu bahnen. Doch da begann es zu

tagen, eine deutsche Patrouille tauchte auf und veranlasste seine Freunde zur eiligen Flucht in Richtung Wiese. Der Pole, gefangen im Drahtgewirr, wurde erschossen und später auf dem Tüllinger Friedhof begraben. Sein Grabstein trägt die verwitterte Inschrift: «Jaroslaw ... Februar 1945».[1]

Erst ein paar Jahre nach dem Krieg lernte ich den Schlipf kennen. Der Stacheldrahtverhau stand noch da. Wie atmeten wir auf, als er endlich entfernt wurde. Seine Spuren hinterliess er allerdings noch lange in Form von groben, stachligen Drahtstücken, die bei Gartenarbeiten immer wieder zum Vorschein kamen. Wir sind dankbar, dass der Kontakt mit den Nachbarn ennet der Grenze wieder normal möglich ist.

Anmerkung

1 Siehe auch Niggi Basler (Ernst Giese): Das Opfer, in: z'Rieche 1967, S. 80 ff.

Grenzwachtposten Inzlingerstrasse: Im Niemandsland

Der direkte Weg von Inzlingen nach Lörrach führte bis vor wenigen Jahrzehnten über Riehen. Deshalb besass die Inzlingerstrasse stets eine gewisse Bedeutung als Transitstrasse. Vor dem Zweiten Weltkrieg benützten täglich etwa 200 Grenzgänger diesen Weg, sei es im Transit oder sei es zu ihrer Arbeit in der Schweiz. Während der Kriegsjahre waren es bedeutend weniger. Wie eine Zeitzeugin berichtet, durfte diese Transitstrasse gegen Ende des Krieges auch von der gefährdeten Weiler Bevölkerung benutzt werden, die vor den vorrückenden Franzosen mit Vieh und Fuhrwerken nach Inzlingen flüchtete.

Der Grenzwachtposten befand sich bis 1940 in einem Privathaus an der Inzlingerstrasse 204, ziemlich weit von der Grenze entfernt. Deshalb lebten die Bewohner oberhalb des Postens in einer Art Niemandsland. Im Dezember 1940 wurde dann das neuerbaute Nebenzollamt direkt am Grenzübergang eröffnet. Die Anwohner begegneten des öftern Flüchtlingen, und sie wurden auch Zeugen, wie diese wieder ausgeschafft wurden, selbst in den letzten Kriegsjahren.

Die Chronik des Grenzwachtpostens Inzlingerstrasse, verfasst im Januar 1944, berichtet von Flüchtlingen «aus fast allen europäischen Ländern», die über die Grenze kommen, zum Teil aber zurückgewiesen werden müssen:

«Die Ausübung der Passkontrolle, die Überwachung der Ausfuhrverbote und die Flüchtlingsübernahme oder Rückweisung an der Grenze nehmen gegenwärtig nebst dem eigentlichen Zolldienst die meiste Zeit in Anspruch. Deutschland hat ganz scharfe Passvorschriften erlassen, so dass es für Personen, die keinen ganz triftigen Grund zum Grenzübertritt haben, fast unmöglich ist, nach Deutschland zu kommen. Daselbst besorgen die sogenannten ‹Higa› (Hilfsgrenzangestellte) die Grenzbewachung. Die Passkontrolle wird meistenorts von SS oder von Gestapobeamten ausgeübt. Diesen ‹Higa› ist bei drei Tagen scharfem Arrest verboten, mit uns an der Grenze zu sprechen, wird aber natürlich doch gemacht in den Nachttouren, da sie über das Weltgeschehen doch einigermassen auf dem Laufenden sein wollen.»

Wie an allen Riehener Grenzübergängen (ausser Bettingen) spielte auch an der Inzlingerstrasse der Grenzladen eine wichtige Rolle, einerseits zum Austausch von Informationen, andererseits für den Kauf der wenigen Waren, die nach Deutschland ausgeführt werden durften. Wie die Grenz-

wachtpostenchronik ausführt, florierte 1944 vor allem die Ausfuhr von Tabakwaren in Kleinmengen von 50 Gramm. Jeden Monat wurden etwa sechzig Kilogramm solcher Waren ausgeführt, die alle in persönliche Raucherkarten eingetragen werden mussten.

In den folgenden Berichten erzählen zwei Zeitzeugen, die ihre Jugendzeit an der Inzlingerstrasse verbrachten, von ihren Erinnerungen an jene Jahre.

Anmerkung
Angaben und Zitate aus der Chronik des Grenzwachtpostens Inzlingerstrasse.

Abgeschnitten!

GEORGES BLESSING
Geboren 1933 in Riehen

Gespräch vom 3. Januar 1996, Tonband

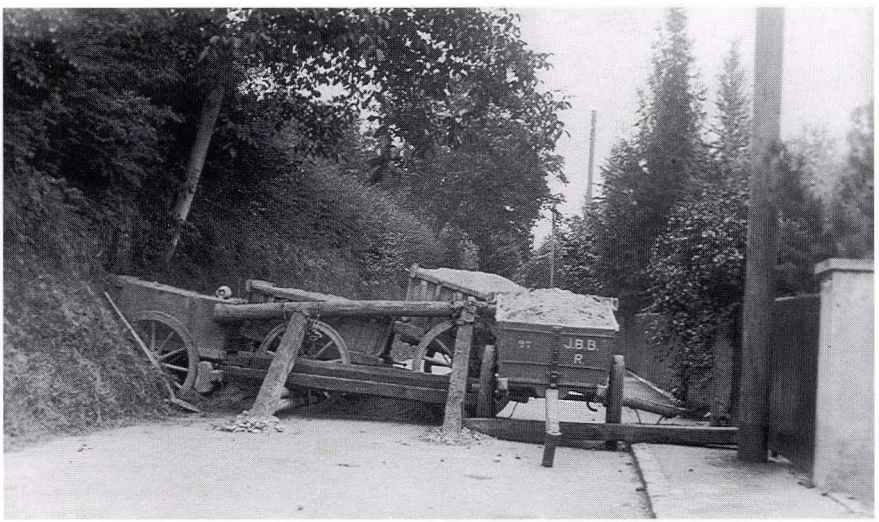
Ich erinnere mich noch gut an den Tag der Generalmobilmachung: Mein Vater war, wie jeden Tag, frühmorgens von unserem Haus, das ganz oben an der Inzlingerstrasse liegt, zur Arbeit gegangen. Doch wenig später kam er wieder heim und sagte: «Ich muss einrücken!» Drunten im Dorf hatte er den Mobilmachungsbefehl gelesen, und wenig später rückte er mit Sack und Pack ein. Zur gleichen Zeit errichtete Fuhrhalter Baier beim Zollposten Inzlingerstrasse eine Strassensperre aus Schnappkarren, Sand und Balken, die wenig später durch eine stabile Barrikade ersetzt wurde. Wir waren abgeschnitten! Damals befand sich der Zollposten viel weiter unten als heute, im Haus Inzlingerstrasse 204, und auch der deutsche Zollposten war weit von der Grenze entfernt, in Unter-Inzlingen beim grossen Kastanienbaum. So stand unser Haus in einer Art Niemandsland, zusammen mit dem Bauernhof Karth mit dem Grenzladen und der Gärtnerei Zumstein. Alle andern waren ausgezogen.

Meine Mutter, allein im Haus mit vier Kindern, hatte in dieser Situation wohl mehr Angst als wir, aber auch auf uns machte die Nähe des Krieges grossen Eindruck. Ich erinnere mich an eine Nacht im Jahre 1940, als die Franzosen Tüllingen und Haltingen mit Artillerie beschossen – ab Mitternacht fiel Schuss auf Schuss. Wir standen mit der Mutter auf unserer Terrasse und schauten zu, wie überall Brände aufflammten.

In den ersten Kriegsjahren wurden an der Grenze immer wieder Flüchtlinge aufgegriffen. Sie wurden auf den Zollposten gebracht, der ab Dezem-

ber 1940 oben an der Grenze lag, und von der Polizei dort abgeholt. Sehr oft, manchmal zwei- bis dreimal am Tag, haben wir gesehen, wie der Polizeiwagen – damals ein offener DKW – leer hinauffuhr und voll mit Flüchtlingen wieder hinunterfuhr auf den Polizeiposten. Dort wurden sie registriert, und leider hat man viele wieder an die Grenze gestellt. Ein Kollege, der damals bei der Polizei auf dem Posten Riehen arbeitete, hat mir später erzählt, das sei furchtbar gewesen. Er habe die Flüchtlinge jeweils zum Stettenfeld gebracht und ihnen gesagt: «Lauft zu!» – er hätte es nicht über sich gebracht, sie selber bis zur Grenze zu bringen.

An einem Abend in den ersten Kriegsjahren begegnete mein Vater zwei Flüchtlingen. Er war auf dem Heimweg von der Arbeit und stiess sein Velo die Inzlingerstrasse hinauf. Ein paar hundert Meter unterhalb unseres Hauses befand sich neben der Strasse ein grosses Betonrohr als Wassersammler. Dort hörte er ein Rascheln; er schaute nach und sah zwei Männer, die verängstigt im Rohr drin lagen. Es waren Polen, vermutlich aus einem Gefangenenlager in Deutschland geflüchtet. Mein Vater sagte ihnen, sie sollten herauskommen, sie seien in der Schweiz. Er brachte die beiden völlig erschöpften Männer nach Hause; sie waren dreckig und abgerissen und hatten Lumpen um die Füsse gewickelt. Mutter kochte ihnen ein Nachtessen, und nachher telefonierte Vater der Polizei. Die beiden Polen wurden bald darauf abgeholt und später interniert.

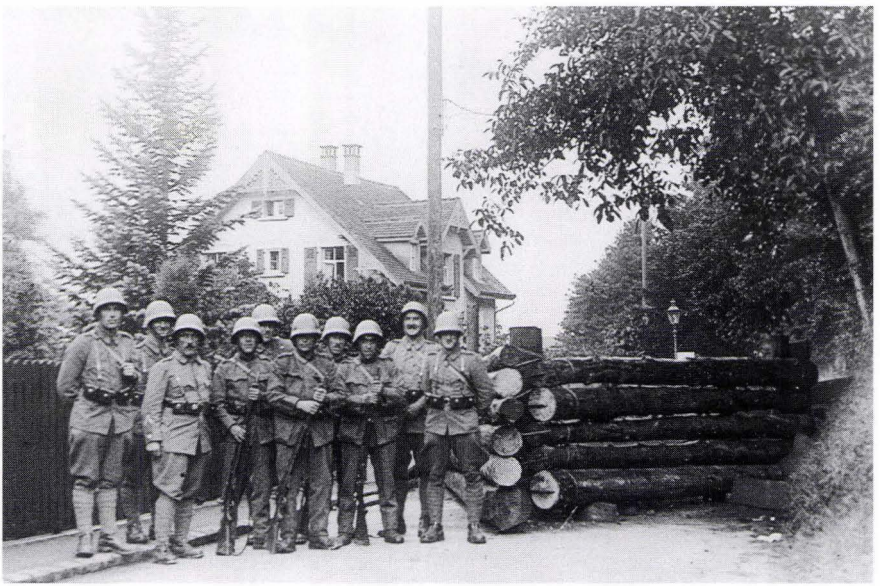


Provisorische Strassensperre aus Schnappkarren und Balken, errichtet bei Kriegsausbruch beim Grenzwachtposten Inzlingerstrasse.

1942 bauten dann die Deutschen den grossen Stacheldrahthag rund um Riehen. Wir besassen eine Sperrzonenkarte und konnten uns damit überall im Wald bewegen. Auf Sonntagsspaziergängen wanderten wir oft der Grenze entlang; wir entdeckten manchmal Löcher im Zaun, zum Beispiel auf der Nordhalde, auf dem Weg zur Chrischona. Oft hörte man, dass Flüchtlinge sich mit Drahtscheren einen Weg durch den Stacheldraht bahnten.

Ich kann mich nicht erinnern, im weitern Verlauf des Krieges nochmals Flüchtlingen begegnet zu sein. Andere Probleme standen im Vordergrund, vor allem die Lebensmittelknappheit. Wir waren fast Selbstversorger, hielten Hühner und Kaninchen, pflanzten Kartoffeln, Weizen, Mohn zur Ölgewinnung, und wir Kinder mussten viel helfen.

Aber bald nach Kriegsende hatten wir nochmals eine seltsame Begegnung: Wir sassen an einem Sonntagnachmittag auf dem Bänklein vor unserem Haus, als zwei Herren mit Velos die Strasse hinaufkamen. Sie fragten uns, ob sie da wohl in der Schweiz seien. Und als wir bejahten, erklärten sie, dass sie aus Litauen kämen – sie stellten sich als Staatskassier und Aussenminister von Litauen vor – und in Basel Professor Joseph Ehret aufsuchen wollten. Sie wurden von meiner Mutter bewirtet. Unterdessen erreichte mein Vater Professor



Grenzwächter und Grenzsoldaten vor der Barrikade beim Zollamt Inzlingerstrasse, das sich bis 1940 weit unterhalb des Grenzübergangs befand. Aufnahme 1939.

Ehret telefonisch, der sich hocherfreut zeigte und ein Rendezvous beim Badischen Bahnhof vorschlug, wohin mein Vater denn die beiden auch brachte.[1] Wir haben nie mehr etwas von ihnen gehört.

Obwohl ich so nahe der Grenze aufgewachsen bin, kam ich erst 1947 oder 1948 zum ersten Mal nach Deutschland. Das war an einem Hebeltag, als die Leute von überall her nach Lörrach reisten, um Verwandte und Freunde zu treffen. Vor dem Krieg gingen wir nämlich nie nach Deutschland, und zwar aus folgendem Grund: Mein Vater fuhr täglich mit dem Velo zur Arbeit, und sehr viele Inzlinger fuhren den gleichen Weg. Auf dem Heimweg ergab sich manches Gespräch. So diskutierte mein Vater einmal mit einem Inzlinger, der ein überzeugter Nazi war. Der Inzlinger fragte schliesslich voller Empörung: «Ja glauben Sie denn den Schweizer Zeitungen mehr als unsern Zeitungen?» Und mein Vater antwortete: «Ja, natürlich, denn bei uns haben wir Pressefreiheit.» Wenig später sagte ein Kollege zu meinem Vater: «An deiner Stelle würde ich in nächster Zeit nicht mehr nach Inzlingen kommen; du hast da offenbar etwas mit dem X. gehabt.» «Das war doch nur eine Diskussion!» warf mein Vater ein. Doch sein Kollege antwortete: «Der X. erzählt wilde Dinge über dich. Du bist auf der Schwarzen Liste und könntest verhaftet werden, falls du nach Inzlingen kommst. Pass auf!» Von diesem Zeitpunkt an ging mein Vater nicht mehr nach Deutschland, und so kam es, dass ich mit fünfzehn Jahren zum ersten Mal die Grenze, neben der ich von Kind auf wohnte, überschritt.

Anmerkung

1 Der Basler Dr. Joseph Ehret (1896–1984) lebte von 1919 bis 1940 in Litauen, wo er Professor der Germanistik an der Universität Kaunas und langjähriges Mitglied des litauischen Parlaments war.

Flüchtlinge in unserem Haus

Ich habe meine ersten Kinderjahre in Basel erlebt, am St. Alban-Rheinweg. Mitten im Krieg, im November 1942, zog meine Mutter mit meinem Bruder und mir nach Riehen, in das Bauernhaus, das mein Grossvater 1893 zuoberst an der Inzlingerstrasse erbaut hatte. Unsere Nachbarn und Bekannten waren entsetzt, dass wir in das «gefährliche» Riehen übersiedelten, so nahe bei der Grenze. Die Rheinbrücken waren damals schon vermint und zum Teil gesperrt, und jedermann wusste, dass Kleinbasel und Riehen bei einem Angriff der Deutschen aufgegeben worden wären. Doch unsere Mutter war eine tapfere Frau und sagte, dass wir in Basel genauso gefährdet wären wie in Riehen, wenn die Deutschen kämen. Ihre Sicherheit übertrug sich auf uns, und wir fühlten uns wohl und geborgen in dem grossen alten Haus mit seinem Umschwung, der Scheune und dem kleinen Grenzladen.

MAGDALENA HÜRLIMANN-STURM
Geboren 1936 in Basel
Wohnt seit 1942 an der Inzlingerstrasse

Gespräch vom 31. Oktober 1995

Auch ich selbst hatte eigentlich nie Angst, so nahe der Grenze zu wohnen. Nur der furchtbare, hohe Stacheldrahthag, der sich rings um Riehen zog, war schrecklich, und die Tatsache, dass wir unsere Verwandten in Efringen-Kirchen nicht mehr besuchen konnten. Noch heute mag ich Grenzen nicht!

Etwas war mir unheimlich: Wenn ich am Morgen in die Küche zum Frühstück hinunter kam, wusste ich nie, ob nicht wieder fremde Menschen dasitzen würden. Es kam nämlich öfters vor, dass Flüchtlinge, denen es in der Nacht gelungen war, die Grenze zu überschreiten, am Morgen in unserem Haus Zuflucht suchten. Ich erinnere mich gut, wie sie erzählten, auf welche gefahrvolle Art sie den gewaltigen Stacheldrahthag überwunden hatten. Einer war zum Beispiel mit einem Brett, das er auf den Hag legte, darüber gestiegen, andere hatten mit Drahtscheren oder mit den Händen ein Loch gemacht und waren hindurchgekrochen. Das schien mir mit meinen acht, neun Jahren fast unmöglich.

Die Erzählungen dieser Flüchtlinge machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich erinnere mich an ein Ehepaar, das die Nacht im Hühnerstall hinter unserem Haus verbracht hatte und sich dann an der Hintertüre meldete, als die ersten Lichter im Haus aufleuchteten. Ein anderer Flüchtling erzählte, dass er sich im Walde die längste Zeit stocksteif wie ein Baumstamm verhalten habe, als Grenzwächter in der Nähe waren. Es kam auch

öfters vor, dass Flüchtlinge auf unserer Heubühne übernachteten. Da unser Haus, wie die meisten Bauernhäuser, nie geschlossen war, konnten sie die Scheune ungehindert betreten und vor Tagesanbruch wieder verlassen, was man nur an den Spuren im Heu merkte.

Meine Mutter liess die erschöpften, ängstlichen Menschen sich in unserer Küche etwas ausruhen und gab ihnen ein Morgenessen. Dann musste sie dem Polizeiposten telefonieren und die Flüchtlinge auffordern, ins Dorf hinunter zu gehen und sich bei der Polizei zu melden.

Die Inzlingerstrasse war in den Kriegsjahren eine sehr stille, dunkle Strasse. Nur wenige Grenzgänger kamen noch über den Inzlinger Grenzübergang, und höchst selten fuhr ein Auto vorbei. Zudem lag die ganze Strasse in der Sperrzone, niemand durfte uns besuchen, und sogar der Schneepflug fuhr nicht mehr bis zu uns hinauf. Für uns Kinder war darum die Strasse der beste Spielplatz.

Eines Tages spielten wir mit den Nachbarskindern Völkerball auf der Strasse. Plötzlich fuhr ein Polizeiauto vom Dorf herauf und an uns vorbei. Es war ein kleines, offenes Auto, und darin sassen die gleichen Flüchtlinge, die an jenem Morgen bei uns in der Küche gesessen hatten. Die Polizei brachte sie hinauf an den deutschen Zoll, um sie den deutschen Zöllnern zu übergeben. Ich war entsetzt und empört, dass die Menschen, die unter so grossen Strapazen geflüchtet waren, nun wieder zurückgeschickt wurden.

Andere Flüchtlinge wurden gerettet. So erinnere ich mich an einen Polen, der zu uns kam und von dem wir später hörten, dass er in der Schweiz interniert worden sei. Er kehrte später nach Riehen zurück und lebte noch viele Jahre hier.

Unser Kontakt über die Grenze brach auch während des Krieges nicht ganz ab. Wir besassen Land in Inzlingen, und meine Mutter hatte einen Ausweis, mit dem sie, zusammen mit uns Kindern, die Grenze überschreiten konnte, um auf unserem Land Kirschen und Äpfel zu ernten. Wir kannten die meisten deutschen Zöllner, es hatte sehr freundliche darunter, aber auch sehr harte. Einer, ein notorischer Nazi, begrüsste uns immer mit «Heil Hitler!», und da meine Mutter den Gruss nicht erwiderte, beschimpfte er sie aufs übelste. Ich hatte immer ein unheimliches Gefühl, wenn wir über die Grenze gingen, und fürchtete, dass meine Mutter abgeführt und eingesperrt werden könnte. Dieser Zöllner verschwand übrigens nach dem Kriegsende.

Auch die Inzlinger Bauern, die Land in Riehen besassen, durften ihre Felder in der Schweiz bestellen. Meist waren es Frauen, die in Handarbeit mit Hacken ihre Felder bearbeiteten. Oft sassen sie nach der Arbeit in unserm Laden. Zwei andere Inzlinger kamen regelmässig bei uns vorbei. Sie sassen

in unserer Stube, hörten Beromünster-Nachrichten – was wir aber keinem Menschen erzählen durften – und lasen Schweizer Zeitungen. «In unsern Zeitungen steht ja nichts!» brummten sie, und ich konnte das kaum begreifen.

Die wenigen Arbeiter, die während des Krieges nach Lörrach zur Arbeit gingen, durften nur die Achse Inzlingerstrasse/Lörracherstrasse benützen und nur in den Grenzläden einkaufen. Waren durften in ganz kleinen Mengen über die Grenze genommen werden, unter anderem auch einige wenige Zigaretten pro Tag. Da die Leute, die häufig in Schicht arbeiteten, zum Teil sehr früh oder sehr spät bei uns vorbeigingen, mussten wir jeden Abend «Zigaretten legen». Jeder Kunde wusste, wo er seine drei Zigaretten, Stumpen oder sein Päcklein Tabak finden konnte: auf einem Fenstersims, in einer Mauerritze, hinter dem Scheunentor und so weiter. Das funktionierte sehr gut.

Gegen Ende des Krieges wurde die Bevölkerung von Weil am Rhein zum Teil evakuiert. Ich erinnere mich an den langen Zug von Menschen, Kühen und hochbepackten Wagen, der an unserem Haus vorbei gegen Inzlingen zog.

Und dann war der Krieg zu Ende. Die Franzosen kamen, die Zahl der Grenzgänger nahm zu, und wir hatten viel Arbeit mit dem Abpacken von Kleinstmengen Kaffee und Zucker und mit dem Ausliefern von Liebesgabenpaketen. Vom Krieg und von Flüchtlingen sprach man kaum mehr. Erst viele Jahre später, als ich selber Kinder hatte und diese bereits ins Gymnasium gingen, kam eine unserer Töchter eines Tages ganz empört aus der Schule: Sie hatte im Geschichtsunterricht gehört, dass die Schweiz während des Zweiten Weltkrieges viele Flüchtlinge zurückgewiesen und ausgeschafft hatte. Da sprachen wir zum ersten Mal wieder vom Krieg, von den Flüchtlingen, die bei uns Aufnahme gesucht hatten, und von unserer Hilflosigkeit, wenn sie wieder ausgeschafft wurden. Wir alle hatten geglaubt, dass so etwas nie mehr geschehen würde – und müssen heute mitansehen, dass es noch immer Kriege gibt, dass noch immer Menschen in der Schweiz Aufnahme suchen und viele von ihnen zurückgewiesen werden.

Grenzwachtposten Grenzacherstrasse: Der Flüchtlingszustrom wächst

In Grenzach waren während des Krieges sieben grössere Industriebetriebe ansässig, grösstenteils Zweigniederlassungen schweizerischer Fabriken. Dadurch kam der Warenverkehr am Grenzübergang Riehen-Grenzach nie ganz zum Erliegen, und eine grössere Anzahl Arbeiter, Angestellte und Verwaltungspersonal dieser Firmen konnte auch während des Krieges mit speziellen Grenzkarten ihrer Arbeit in Deutschland nachgehen.

Auch an diesem Grenzübergang spielte der Grenzladen eine Rolle. Als interessantes Detail vermerkt die Postenchronik, dass sich die deutschen SS, Polizei- und Zollbeamten täglich zum Grenzladen begaben, um dort die ausfuhrfreie Menge Tabakwaren aufgrund der schweizerischen Raucherkarte einzukaufen.

Der Grenzabschnitt von Bettingen bis zum Rhein war zu Beginn des Krieges recht schwierig zu überwachen, verläuft doch die Landesgrenze durch coupiertes, unübersichtliches Wald- und Wiesengelände. Durch den Bau des Stacheldrahthages im Jahre 1942 vom Bahndamm bis zum Horngraben wurde ein Überschreiten der Grenze fast unmöglich. «Bis heute sind uns keine Fälle bekannt, wo in unserem Abschnitt dieser Drahtverhau überklettert worden wäre», schreibt die Chronik anfangs 1944.

Oberhalb des Hornfelsens aber scheint es, ähnlich wie in der Eisernen Hand, eine Lücke oder doch eine weniger gesicherte Stelle im Stacheldrahtverhau gegeben zu haben. Die Postenchronik schreibt dazu:

«Dagegen haben die Deutschen vom Horngraben bis hinauf zum Lenzen nur einen einfachen Stacheldraht gezogen, der ein Passieren überhaupt nicht verhindern kann. Dieses Gelände ist aber von der deutschen Seite nicht leicht zugänglich, durch die steilabfallenden Osthänge des Ausserberges in das Autal oder Talmatten. Das beweist auch, dass die Grenze in diesem Abschnitt von Schwarzgängern oder Überläufern nur selten überschritten wird. Im weiteren bietet dieses Waldgelände ungezählte Versteckmöglichkeiten für Grenzwächter, welche das Unsicherheitsgefühl noch steigern.»

An genau dieser Stelle wurden in den letzten Kriegsjahren öfters jüdische Flüchtlinge durch Schweizer Fluchthelfer in die Schweiz gerettet, wie aus dem nachfolgenden Bericht hervorgeht. Es ist dies eines der wenigen Beispiele, die zeigen, wie private Fluchthelfer aus Riehen sich der unmenschlichen offiziellen Flüchtlingspolitik der Schweiz entgegenstellten und nach ihrem Gewissen handelten.

In den letzten Kriegsjahren erhielt der Grenzwachtposten Grenzacherstrasse einen neuen Chronisten. Dieser berichtet 1943, dass die Flüchtlinge aus Deutschland in vermehrtem Masse versuchten, in die Schweiz zu gelangen, und dass Menschen aus den verschiedensten europäischen Staaten von den Grenzwächtern aufgegriffen («eingefangen», wie es im Jargon der Grenzwache hiess) und je nach den bestehenden Vorschriften sofort wieder über die Grenze zurückgeschoben oder aber der Polizei übergeben wurden. 1944 vermerkte der Chronist, dass der Flüchtlingszustrom an der Grenze immer mehr zunehme und die Grenzwächter fast täglich Franzosen, Russen, Deutsche, Holländer und Angehörige anderer Nationen vom äusseren Dienst auf den Posten brachten.

Diese Angaben gehören zu den ganz wenigen in den Riehener Grenzwachtpostenchroniken, die vom wirklichen Ausmass des Flüchtlingselendes an der Riehener und Bettinger Grenze erzählen und die auch die gnadenlose Rückweisungspraxis belegen, von welcher nach dem Krieg auch an offiziellen Stellen nicht mehr gerne gesprochen wurde.

Anmerkung
Angaben und Zitate aus der Chronik des Grenzwachtpostens Grenzacherstrasse.

Fluchthilfe beim Hörnli

Wir verbrachten unsere Kinderzeit in Italien, wo unser Vater eine Schweizer Fabrik leitete. Unsere Mutter, auch sie Auslandschweizerin, war in Italien aufgewachsen und sprach nur italienisch.

In den dreissiger Jahren verlor Vater seine Existenz in Italien und trat 1937 oder 38 eine neue Stelle in Grenzach, ebenfalls in einer Schweizer Firma, an. Er wohnte in Grenzach, im heute noch bestehenden Hotel Eckert, und besuchte uns an den Wochenenden in Italien. Doch die Zeit wurde immer verrückter: Als der Krieg ausbrach, durfte er als Schweizer, der in Deutschland wohnte, nicht mehr durch die Schweiz fahren, um uns in Italien zu besuchen. Unsere Eltern mussten sich auf dem Brenner treffen, wenn sie sich sehen wollten. So beschlossen sie, die Familie in die Schweiz zu nehmen, und Ende 1940 übersiedelten wir nach Riehen. Es war eine riesige Umstellung; wir beiden Mädchen waren acht und zwölfeinhalb Jahre alt, sprachen fast nur italienisch und kamen uns in der Schule sehr fremd vor. Von manchen Leuten wurden wir sehr freundlich aufgenommen, von andern aber als «Mussolini» betitelt, wie es halt damals so war.

GESCHWISTER E.E.
Geboren 1928 und 1932
Wohnhaft in Riehen ab 1940

Gespräch vom 14. November 1995,
Tonband

Unser Vater ging während des ganzen Krieges seiner Tätigkeit in Grenzach nach und fuhr zweimal täglich mit dem Velo über die Grenze. Das Hauptquartier der SS in Grenzach war im Hotel Eckert, und da er täglich dort verkehrte, hörte er vieles. Er verfolgte das Zeitgeschehen mit grossem Interesse, und war vermutlich in einer uns nicht näher bekannten Weise aktiv. Zu seinem Bekanntenkreis gehörte auch ein Schweizer Zöllner vom Zollposten Grenzacherweg, dessen Namen er oft nannte, ferner der Besitzer des Grenzlädelis, bei dem Vater in prekären Situationen jederzeit belastendes Material deponieren konnte. Die Truppenbewegungen in Deutschland interessierten ihn sehr. Er erzählte uns nur wenig von alledem, er wollte uns nicht zu sehr belasten.

Doch gegen Ende des Krieges, in den Jahren 1943/44, wurden wir aktiv miteinbezogen in das Geschehen: Wir halfen, jüdische Flüchtlinge zu retten. Ein neuer Name tauchte in den Gesprächen auf, «Schwester Elisabeth» aus Freiburg, vermutlich ein Deckname. Von Schwester Elisabeth kamen Auskünfte und Dokumente. An einem schönen Tag brachte Vater dann plötzlich einen Koffer oder sonst ein Gepäckstück auf seinem Velo aus

Grenzach nach Hause. Das stand dann so in der Wohnung herum, und dann wussten wir, dass wir an einem der nächsten Tage in den Wald hinauf gehen mussten.

Wir spazierten also zu einer bestimmten Zeit durch den Hörnlifriedhof. Beim obern Ausgang beginnt ein schöner Spazierweg durch den Wald, der ausserhalb der Sperrzone lag und während des ganzen Krieges benützt werden durfte. Oben auf der Anhöhe, an einem ganz bestimmten Platz, suchten wir Blumen – es hatte so schöne blaue Blümchen dort im Frühling – oder Pilze, oder schauten Käfer an, bis ein Grenzwächter auftauchte, den wir ansprechen mussten. Die ältere von uns beiden sah mit fünfzehn, sechzehn Jahren schon sehr erwachsen aus, war auch immer elegant angezogen und konnte als Frau die Aufmerksamkeit der jungen Männer auf sich ziehen. Unsere Aufgabe war es nun, mit dem Grenzwächter zu plaudern und zu scherzen und ihn von seiner Aufgabe abzulenken. Während dieser Zeit tauchte dann Vater mit einer oder mehreren Personen aus dem Wald auf, aus der Richtung der Sperrzone; sie wanderten als unauffällige Spaziergänger ohne Gepäck an uns vorbei und weiter durch den Wald gegen Riehen hinunter. Wenn sie vorbei waren, was wir wohl sahen oder hörten, verabschiedeten wir uns von dem Grenzwächter und gingen auf einem andern Weg wieder ins Dorf zurück.

So waren wir viele Male im Wald, und es war immer ein spannender Augenblick, denn wir wussten, dass wir auch erwischt werden konnten. Und wirklich, eines Tages trafen wir auf einen jungen, sehr eifrigen Grenzwächter, der nichts wusste – wir nehmen an, dass Vater mit seinem Vertrauensmann auf dem Zollposten jeweils die Zeit vereinbarte und dieser die richtigen Leute auf den Platz stellte. Nun, der junge Kerl ging sofort auf uns los und führte uns alle ab – Vater, uns Mädchen und den Mann, der hinübergelotst werden sollte. Wir mussten vor ihm hergehen, den ganzen Weg dem Hörnli entlang, wo viele Leute waren, und er ging mit dem Gewehr im Anschlag hinter uns her. Wenn wir etwas sagen wollten, rief er: «Seien Sie still und laufen Sie!» und stiess uns das Gewehr in den Rücken. So brachte er uns auf den Grenzposten. Und dort, eigenartigerweise, löste sich alles in Minne auf: Wir wurden nicht eingesperrt, sondern vom diensthabenden Postenchef in Schutz genommen, und der junge Grenzwächter erhielt einen Rüffel: «Was verlieren Sie auch so viel Zeit mit unsern Schweizern da? Sie haben doch Gescheiteres zu tun!»

Aber es war schon eine sehr unangenehme halbe Stunde für uns junge Mädchen. Der Gedanke, Schulkameraden oder andere Bekannte könnten uns sehen, plagte uns sehr. Wir hatten natürlich nie jemandem erzählt von unserer Tätigkeit. Vater hatte absolutes Vertrauen in uns, er behandelte uns als Erwachsene und wusste, dass wir nie darüber gesprochen hätten.

So haben wir sicher zwanzig Leute, vielleicht auch mehr, hinübergelotst. Zum Teil kamen die Leute nachher kurz zu uns, zum Teil aber waren sie plötzlich verschwunden, wie wenn jemand anders sie nachher in Empfang genommen hätte. Das wussten wir nicht. Aber wir wussten, dass alles Juden waren. Und es war uns klar, dass diese Menschen gerettet werden mussten, dass sie sonst deportiert und das Leben verlieren würden. Das hat man einfach gewusst.

Gegen Kriegsende geschah in Grenzach eine Geschichte, die unsern Vater zutiefst aufwühlte. Er hatte in seiner Fabrik auch polnische Zwangsarbeiter, die ihm zugeteilt worden waren. Zwei dieser Polen liessen sich mit einer deutschen Arbeiterin ein, die auch dort arbeitete, und wurden dafür zum Tode verurteilt. Vater, der genau wusste, dass die als unseriös bekannte Frau schuld war, versuchte alles, um die beiden Polen zu retten. Er eilte in Basel von einem Amt zum andern, bis zu den höchsten Stellen, um eine Möglichkeit zu finden, dass die beiden von der Schweiz aufgenommen würden. Er hatte auf der deutschen Seite schon alles eingefädelt, um sie über die Grenze zu bringen. Aber er stiess auf eiserne Ablehnung; es wurde ihm erklärt, dass dies total unmöglich sei.

Die beiden Polen wurden dann auf dem Grenzacher Horn, ganz na-



Zollposten Grenzacherstrasse im Jahre 1939. Da verschiedene Schweizerfirmen in Grenzach Zweigniederlassungen betrieben, wurde dieser Grenzübergang auch während des Krieges täglich von Pendlern benutzt.

he der Schweizergrenze, an zwei Buchen erhängt. Die ganze Belegschaft der Fabrik musste dort hinauf, um zuzuschauen. Unser Vater war an jenem Tag krank, er, der noch nie krank gewesen war.

Als der Krieg zu Ende ging und die französische Besatzungsmacht an der Grenze stand, gehörte Vater zu den wenigen Schweizern, die weiterhin täglich über die Grenze hin und her gehen konnten. Er reiste schon bald in Baden herum als Vertreter der schweizerischen Textilindustrie. Einmal, es muss um Weihnachten 1945 gewesen sein, nahm er mich nach Freiburg mit. Die Trümmerfelder, die sich stundenlang in alle Richtungen erstreckten, bleiben mir unvergesslich.

Nach dem Krieg war die Not in Deutschland sehr gross, und die Leute litten Hunger. Vater hatte immer ein sehr gutes Verhältnis zu seinen Arbeitern, und so versuchte er, Nahrung zu organisieren. Im Hotzenwald liess er Kartoffeln anpflanzen, und wir mussten zum Pflanzen und Ernten immer mitfahren. Vermutlich sah es mehr nach Familienausflug aus, wenn wir dabei waren. Auf abenteuerliche Weise brachte er dann die Kartoffeln verbotenerweise an der französischen Besatzung vorbei nach Grenzach. Ebenso abenteuerlich ging es jeweils zu, wenn er seinen Arbeitern den Lohn auszahlen wollte: Da der Zahlungsverkehr vom Schweizer Hauptsitz seiner Firma nach Deutschland äusserst schlecht funktionierte, brachte er das Geld bar, in seinem Mantel versteckt hinüber. Wenn dann nicht der richtige Zöllner auf dem Posten stand, deponierte er den Mantel samt Inhalt im Grenzlädeli. Einmal aber, er hatte wohl nicht aufgepasst, geriet er in eine Leibesvisitation. Er hängte seinen Mantel an einen Haken, liess sich von Kopf bis Fuss durchsuchen, und zog dann aufatmend den nicht kontrollierten Mantel wieder an. Natürlich gingen auch manche andere Dinge auf diesem Weg über den Zoll.

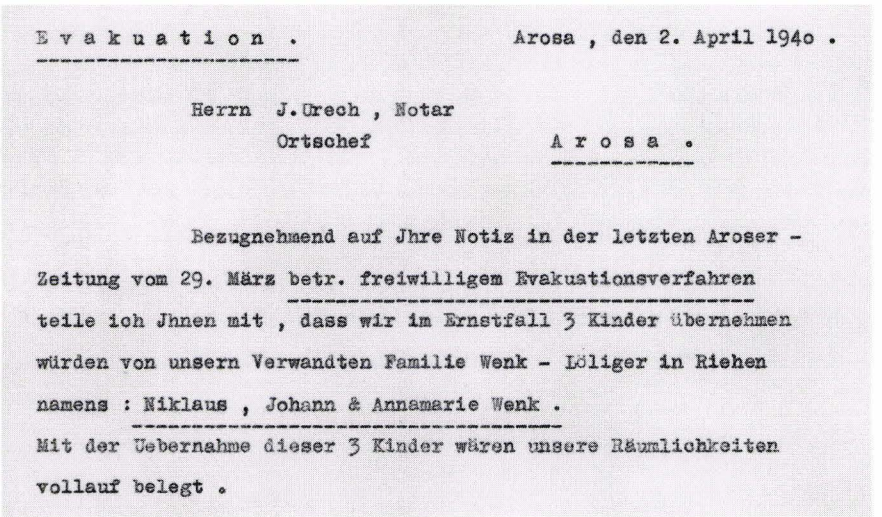
Das Engagement für andere Menschen gehörte zum Wesen unserer Eltern. Auch unsere Mutter arbeitete viel mit dem Roten Kreuz in Genf zusammen für die Weiterleitung von Gefangenenkorrespondenzen in alle Welt, und ihre Familie in Italien brachte auch Flüchtlinge über die Grenze und versteckte Juden während des Krieges. Vater war keiner Partei zugehörig, auch keiner Kirche, und liess sich in keine Organisation einspannen. Aber er war ein tiefgläubiger Mensch, der an seine Verantwortung für andere Menschen glaubte.

Das Dorf und die Flüchtlinge

Für die beiden Grenzdörfer Riehen und Bettingen waren die Kriegsjahre eine angespannte Zeit. Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg, als während des ganzen Krieges grössere Truppenbestände die Grenze bewachten, blieben Riehen und Bettingen während des Zweiten Weltkrieges oft ohne militärischen Schutz. Nach dem Juli 1940, als das Gros der Armee in die Alpenstellung, das sogenannte Réduit, zurückgenommen wurde, war eine Verteidigung des Gebietes nicht mehr vorgesehen; erst gegen Ende des Krieges befanden sich wieder Truppen in Riehen.[1] *Die Bevölkerung war sich dieser Tatsache voll bewusst. Jedem war klar, dass bei einem deutschen Angriff Riehen und Bettingen kampflos aufgegeben und die Basler Rheinbrücken sofort gesprengt worden wären; eine Flucht ins Innere des Landes wäre nicht mehr möglich gewesen.*

Im Kanton Basel-Stadt war zu Beginn des Krieges für den Ernstfall eine Evakuation der Zivilbevölkerung geplant. Soweit dies heute feststellbar ist, wurden jedoch für die beiden Landgemeinden, im Gegensatz zu Kleinbasel, keine offiziellen Evakuationslisten erstellt.[2] *Viele Zeitzeugen, die damals noch Kinder waren, erzählen aber, dass ihre Mütter stets den*

1 Für die Bevölkerung war im Fall eines deutschen Angriffs keine Evakuation geplant; viele Familien bereiteten aber eine private Evakuation wenigstens für ihre Kinder vor.



E v a k u a t i o n .

Arosa , den 2. April 1940 .

Herrn J. Urech , Notar
Ortschef

A r o s a .

Bezugnehmend auf Jhre Notiz in der letzten Aroser - Zeitung vom 29. März betr. freiwilligem Evakuationsverfahren teile ich Jhnen mit , dass wir im Ernstfall 3 Kinder übernehmen würden von unsern Verwandten Familie Wenk - Löliger in Riehen namens : Niklaus , Johann & Annamarie Wenk .

Mit der Uebernahme dieser 3 Kinder wären unsere Räumlichkeiten vollauf belegt .

gepackten Rucksack für sie bereithielten; im Notfall wären sie zu Verwandten nach Basel oder ins Baselbiet oder auch in entferntere Gegenden der Schweiz geschickt worden.

Zusätzlich zu den Gefahren, welche die Grenznähe mit sich brachte, wurde die Bevölkerung auch durch den Kriegsalltag stark beansprucht: Rationierung, Lebensmittelknappheit und Anbauschlacht und die häufige Abwesenheit der Männer im Aktivdienst stellten grosse Anforderungen, vor allem an die Frauen. Neben diesen Problemen trat die Flüchtlingsfrage in den Hintergrund. Während die Bettinger und die Bewohner der Sperrzonen häufig mit Flüchtlingen und deren Nöten konfrontiert wurden, wie die Zeitzeugenberichte belegen, begegneten die Riehener, die im Innern des Dorfes wohnten, Flüchtlingen nur selten. Manche der damaligen Dorfbewohner antworteten auf die entsprechende Frage: «Von Flüchtlingen haben wir eigentlich nie etwas gesehen!» Andere, die in der Nähe des Polizeipostens wohnten, wohin die in Grenznähe aufgegriffenen Flüchtlinge gebracht wurden, erinnern sich, häufig solche Transporte gesehen zu haben.

Der zu Beginn des Krieges veröffentlichte Beschluss des Bundesrates, dass alle Ausländer sich sofort nach ihrer Einreise bei der Ortspolizei zu melden hatten, war allgemein bekannt. Man wusste, dass Fremde nicht beherbergt werden durften, sondern sofort zur Polizei gebracht werden mussten, und die meisten, die Flüchtlingen begegneten, hielten sich an diese Weisungen. Nur wenige waren sich der Gefahr bewusst, welche den Flüchtlingen daraus erwuchs – dass viele von ihnen nämlich nicht in Internierungslager, sondern umgehend an die Grenze zurückgebracht wurden.

Die direkten Bedürfnisse der verfolgten Menschen, die angetroffen wurden, weckten viel spontane Hilfsbereitschaft: Flüchtlinge wurden aus der unmittelbaren Gefahrenzone herausgebracht, sie wurden in die warme Stube genommen, man gab ihnen zu essen und zu trinken und oft auch warme Kleider. Wir kennen aber nur einige wenige Beispiele von Riehener Fluchthelfern, welche – entgegen der unmenschlichen Flüchtlingspolitik des Bundesrates – versuchten, Flüchtlinge heimlich von Riehen weg und womöglich in Sicherheit zu bringen.

Anmerkungen

1 Vgl. N. Jaquet, S. 78 ff.

2 Gemeindearchiv Riehen: Evacuation der Zivilbevölkerung (freiwillige) (ZEB).

Geprägt durch die Grenze

Die Grenze hat für Riehen immer eine grosse Rolle gespielt und die Geschichte der Gemeinde mitgeprägt. In vielen Kriegen und Konflikten erlebte Riehen Grenzbesetzungen, Plünderungen und Grenzverletzungen durch fremde Truppen, und immer wieder suchten Flüchtlinge hier Schutz. So flüchteten zum Beispiel im Badischen Aufstand 1848/49 je nach Kriegsglück Angehörige der einen oder andern Partei, Republikaner oder Grossherzogliche, nach Riehen.

MICHAEL RAITH
Geboren 1944 in Riehen
Historiker, Pfarrer

Gespräch vom 3. Februar 1996, Tonband

In Friedenszeiten war die Beziehung Riehens zu seinen deutschen Nachbarn gut. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war der Nachbar stets Baden, und mit den Badenern war man vertraut. Die Badischen Markgrafen waren Bürger von Basel und hatten dort ihren Palast, den Markgräflerhof an der Hebelstrasse. Erst 1871, mit dem neuen Deutschen Reich, kam ein neues Bewusstsein auf. Plötzlich war da nebenan ein Riesenland; die Preussen regierten, welche auch von den Badenern nicht besonders geschätzt wurden.

Doch bis zum Ersten Weltkrieg pflegten die Riehener weiterhin intensive Beziehungen zu den umliegenden Dörfern. Man kannte sich, war miteinander verwandt – es hatte doch jeder seine deutsche Grossmutter –, man ging häufig über die Grenze, wofür man damals noch keine Ausweispapiere benötigte, hatte auch Land da und dort. Es leben heute nur noch wenige Riehener und Riehenerinnen, die sich an die Zeit erinnern, als man so völlig selbstverständlich und ungehindert mit den badischen Nachbarn verkehrte, aber vor zwanzig Jahren war dies noch allgemein bewusst.

1914, der Erste Weltkrieg, war dann eine ganz bedeutende Zäsur. Plötzlich war da drüben Krieg, Weltkrieg. Leute, die in Riehen geboren und aufgewachsen waren, sich aber nicht hatten einbürgern lassen, mussten in den Krieg, mussten das Leben lassen oder wurden erschossen, wenn sie desertierten. Da ging etwas kaputt, das später nie mehr gekommen ist. Zwar lebten in den zwanziger Jahren die Beziehungen nochmals auf, einerseits im kleinen Grenzverkehr mit dem Markgräflerland, anderseits in vielen Verbindungen zu Deutschland und dessen geistiger Welt. So fing also 1933 oder 1939 nicht etwas völlig Neues an, es war vielmehr so, dass der vorhandene Riss sich verbreiterte. Viele Leute gingen nach 1933 kaum mehr nach Deutschland, andere besuchten ihre Verwandten im Badischen wei-

terhin. Doch in manchen Familien gab es schwere Konflikte zwischen Nazis und Nicht-Nazis.

1939 wurde dann die Grenze vollständig geschlossen. Es gab noch einige Grenzgänger, besonders Mitarbeiter von Schweizer Firmen in Deutschland oder von deutschen Firmen in der Schweiz. Aber für private Besuche wurden keine Genehmigungen mehr erteilt. Viele Familien wurden für Jahre getrennt; ausser gelegentlichen kurzen Treffen am Grenzübergang sah und sprach man seine Verwandten fast zehn Jahre lang nicht mehr. Man schrieb sich oft, aber man wusste genau, dass die Briefe geöffnet wurden. In Nachlässen fanden sich Briefe, die meine Mutter unsern Verwandten in Deutschland schrieb und die alle die deutschen Zensurstempel tragen. Einige aber sind in Inzlingen aufgegeben worden – es schien also doch auch Mittel und Wege zu geben, die hermetisch geschlossene Grenze zu überwinden.

Ich selber habe die Kriegszeit noch nicht bewusst erlebt, aber in meiner Familie wurde viel und intensiv darüber gesprochen. Es gab verschiedene Themenkreise, zum Beispiel die mehr humorvolle Seite mit all den Witzen über Nazibonzen oder mit den ungezählten Schmuggelgeschichten, bei denen es darum ging, den Behörden hüben und drüben ein Schnippchen zu schlagen. Ein anderes, viel diskutiertes Thema waren die Nazis. Bei dem grossen Ausländeranteil, besonders von Deutschen, im Kanton Basel-Stadt gab es natürlich auch viele Sympathisanten des Nationalsozialismus. In Basel existierten die verschiedensten Nazi-Organisationen, und in Riehen kannte man viele aktive und passive Mitläufer. Bekannt war, dass verschiedene junge Leute heimlich das Land verlassen hatten, um zur SS zu gehen. Nach dem Krieg wurde viel über dieses Thema gesprochen und geschrieben, die ärgsten Nazis ausgewiesen, ihre Namen publiziert.[1] Es gab daneben auch allseits beliebte und geachtete Mahner vor dem Ungeist des Nationalsozialismus, wie etwa den Redaktor Albert Oeri und den katholischen Pfarrer von Riehen, Paul Hänggi.

Demgegenüber stand das Thema Flüchtlinge weniger im Zentrum des Interesses. Man erzählte von Flüchtlingen, vor allem von Juden, denen auf abenteuerliche Weise die Flucht in die Schweiz gelungen war, von solchen, die zurückgeschickt wurden und von andern, die hierbleiben konnten. Es waren aber wenig konkrete, sondern meist recht diffuse Geschichten, so dass ich vermute, dass die Zahl der Fälle nicht sehr gross gewesen sein kann. Die Auffassungen über den Verbleib der Flüchtlinge waren sehr verschieden: Es gab die «Boot-ist-voll»-Theorie, die antisemitische und die philosemitische Haltung.

Meine Familie erlebte keine konkrete Begegnung mit Flüchtlingen, obwohl wir am Grenzacherweg 255 wohnten, im damals letzten Haus vor der

Grenze. Ich kann mir aber auch schlichtweg nicht vorstellen, wie sich ein Flüchtling bis zu unserem Haus hätte durchschlagen können. Der Grenze entlang war der mächtige Stacheldrahthag, der noch viele Jahre nach dem Krieg dort stand. Dann folgte die Sperrzone, die etwa vierhundert Meter tief bis zum Horngrabenweg reichte. Dort stand noch in meiner Kindergartenzeit ein kleines Wachthaus, von welchem aus die Sperrzone überwacht wurde. Aber auch weiter innen gab es Posten; so versteckte sich in dem kleinen Wäldchen, das sich zwischen unserm Haus und dem damals ungeteerten Grenzacherweg befand, oft ein Grenzwächter oder Soldat. Es geht die Geschichte, dass eines Morgens, als mein Vater sehr früh das Haus verliess und den Milchkessel hinausstellte, dies den Wachhabenden so sehr erschreckte, dass er gegen das verdächtige Geräusch hin schoss. Zum Glück wurde niemand getroffen, doch die Einschüsse am Haus zeigte man noch lange.

Während ich also von keiner Begegnung mit Flüchtlingen weiss, so kenne ich eher Geschichten von Leuten, die aus der Schweiz illegal nach Deutschland gingen. So besuchte ein Onkel von mir jeweils seine Freundin in Grenzach-Wyhlen, indem er über den Rhein schwamm; er war ein sehr sportlicher Mann. Tragisch war das Schicksal eines Mannes, der eines Tages bei meiner Mutter erschien mit einer Empfehlung von Pfarrer Hans Nidecker (1885–1965), Pfarrer an der Theodorskirche, der mit der Bekennenden Kirche in Verbindung stand. Er hatte meine Mutter konfirmiert. Dieser Mann sollte mit einem geheimen Auftrag nach Deutschland gehen – so viel wir verstanden, handelte es sich um einen Sabotageakt oder um ein Attentat auf Hitler. Er übernachtete bei uns und ging dann frühmorgens über die Grenze. Doch es gelang ihm nicht, seinen Auftrag auszuführen: Kurze Zeit später hörten wir, dass er tot den Rhein hinuntergeschwemmt worden war.

Nach dem Krieg gab es noch jahrelang Leute, die illegal über die Grenze kamen – Schmuggler, Landstreicher, heimatlose Jugendliche, Bettler. Sie läuteten an der Haustüre, baten um einen Teller Suppe. Ich erinnere mich noch gut an einen «Kunden», der bei uns zu Mittag ass und uns dafür Lieder vorsang – das hat mich als kleinen Knirps sehr beeindruckt! Oder man sah sie im Dorf, zum Beispiel in ganzen Gruppen vor dem Polizeiposten, wo sie auf den Abtransport warteten.

Die Frage, ob in Riehen während des Krieges aktive Fluchthilfe geleistet wurde, ist schwer zu beantworten. Ich habe nie konkret davon gehört, dass hier Flüchtlinge versteckt oder heimlich weiterbegleitet wurden, höchstens aus linken Kreisen. Aber man muss auch ganz klar sehen, dass es in Riehen während des Krieges gefährlich war. Nicht umsonst war die einzige Bevölkerungsabnahme dieses Jahrhunderts in jenen Jahren, und dies be-

traf ja nur die eigentlichen Abmeldungen. Daneben wohnten viele Riehener einfach nicht hier, auch wenn sie sich nicht abgemeldet hatten. Wer es vermochte, setzte sich ab – im harmloseren Fall nach Grossbasel, wo man sich vielleicht ein Zimmer mietete, im «bessern» Fall ins Berner Oberland oder in die Innerschweiz. Diese Evakuierung wurde zum Teil auch behördlicherseits befürwortet. Aber bei den Zurückgebliebenen löste sie Wut und beinahe Verachtung aus. Darüber sprach man viel mehr als über die Flüchtlinge.

Vielleicht war das eine gewisse Vogel-Strauss-Politik, man wollte nichts wissen und sich nicht auch damit noch belasten – denn man hatte Angst, grosse Angst! Man wusste ja, dass man nicht einmal von den eigenen Truppen geschützt worden wäre, ja, dass Riehen im Ernstfall vermutlich von der eigenen Artillerie zusammengebombt worden wäre. In einer solchen Situation den Helden zu spielen – das ist sehr viel verlangt!

Anmerkung
1 Siehe Brucker: Riehen – Geschichte eines Dorfes, S. 361; RZ vom 8. Juni 1945 und 5. April 1946.

Unheimlicher Druck auf der Bevölkerung

In den Kriegsjahren war ich sehr oft im Aktivdienst und wusste deshalb wenig, was im Dorf geschah. Aber mein Vater, Oskar Bertschmann (1875–1962), der an der Inzlingerstrasse, direkt beim Bahnübergang wohnte, erzählte mir von verschiedenen Begegnungen mit Flüchtlingen.

Einmal läutete es am Nachmittag an seinem Haus. Er öffnete die Türe, und da stand ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen mit einem Rucksäcklein auf dem Rücken und mit tränenden, entzündeten Augen. Es erklärte, dass es von Hamburg innert acht Tagen ganz allein hierhergekommen sei und nachts auf Bahnhöfen geschlafen habe. Es wolle zu seiner Mutter, die schwerkrank in Davos liege.

PAUL BERTSCHMANN
Geboren 1907 in Riehen

Gespräch vom 8. November 1995, Tonband

Mein Vater erklärte dem Mädchen, er müsse es auf den Polizeiposten bringen, er dürfe niemanden hier beherbergen. Zusammen gingen sie auf den Posten, und Vater übergab das Kind dem diensttuenden Polizisten.

Einige Tage hörte er nichts von dem Fall. Doch dann erfuhr er durch eine Bekannte, die beim Roten Kreuz arbeitete, dass das Mädchen wieder ausgewiesen worden war, obwohl das Rote Kreuz bereit gewesen sei, es zu übernehmen. Sie werde sich aber mit aller Kraft dafür einsetzen,



Die Gefahr der nahen Grenze war in Riehen spürbar: Barrikaden mitten im Dorf an der Rössligasse um 1940.

dass es mit dem nächsten Kinderzug des Roten Kreuzes wieder einreisen könne. Und es ging nicht lange, so konnte sie das Mädchen entgegennehmen und die Weiterreise nach Davos organisieren. Die schwerkranke Mutter war sehr froh, ihre Tochter bei sich zu haben, um so mehr, als es sich zeigte, dass auch diese an Tuberkulose erkrankt war. Zu Weihnachten, und auch im folgenden Jahr, erhielt mein Vater Grüsse und einen Adventskranz, den das Mädchen gebastelt hatte. Und einige Jahre später kam ein Brief aus Hamburg, in dem sich der Vater bedankte für alle Hilfe, die seinem Kind zugekommen war.[1]

Ein andermal läutete es mitten in der Nacht. Mein Vater öffnete das Fenster und sah einen Mann vor der Türe stehen, der in gebrochenem Deutsch «Schweiz? Schweiz?» fragte. Er öffnete und erfuhr, dass der Mann ein Russe war. Er erklärte ihm, so gut es ging, dass er ihn nicht behalten könne, sondern der Polizei übergeben müsse; es geschehe ihm nichts, er werde dort in Empfang genommen. Er erklärte ihm den Weg zum Polizeiposten, entlang der damals mit Schweizerfahnen gekennzeichneten Baselstrasse. Von diesem Flüchtling hörte er nie mehr etwas.

So war es damals: Es gab schriftliche Befehle, dass man keine Fremden beherbergen durfte. Diese Befehle hat man auch befolgt. Es lag in jenen Jahren ein unheimlicher Druck auf der Bevölkerung. Wir hatten zum Beispiel einen Nachbarn, einen Schweizer, der für die Deutsche Bahn arbeitete und der, wie sich später herausstellte, gegen die Schweiz Spionage betrieb. So wusste man nie, wem man trauen konnte; wir machten die Faust im Sack und haben uns nicht zur politischen Lage geäussert. Man wusste ja nie, ob jene, die zuhörten, mit den Nazis sympathisierten und einen denunzierten.

Ich kann es nicht verstehen, dass es heute Leute gibt, die die damaligen Behörden in Grund und Boden verdammen. Diese Leute haben sicher nicht damals gelebt und wissen nicht, was für ein seelischer Druck auf uns lastete, weil wir nie wussten: Kommen die Deutschen? Darum war man still. Und darum hat man sich gewehrt gegen die Flüchtlinge. Wir hatten ja auch eine Lebensmittelrationierung, und man fürchtete, es reiche nicht für alle. Zehntausende von Soldaten – zum Beispiel französische und polnische Truppen, die im Jura die Schweizergrenze überschritten hatten – waren ja schon in den Lagern interniert und mussten versorgt werden. In einer solchen Situation ist sich jeder selbst der Nächste.

Anmerkung

1 Diese Rückweisung, die 1947 stattfand, wurde auch im Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt aufgrund einer Kleinen Anfrage «betr. Ausweisung eines kranken deutschen Kindes» (20. Februar 1947) und einer Interpellation vom 12. Juni 1947 behandelt und kritisiert.

«Riehen ist eine Insel, abgetrennt von der Schweiz»

Ich habe die ersten Kriegsjahre in Riehen erlebt, bis ich 1943 ins Wallis in die Rekrutenschule musste. Ich wohnte damals an der Baselstrasse 74 und machte eine Schlosserlehre an der Unholzgasse. Die Soldaten vom Detachement Riehen kamen oft zu uns mit den verschiedensten Reparaturen und Aufträgen. Und am Abend kamen sie dann zur gemütlichen «Stubete», bei Kartenspiel und Radiomusik.

WILLY BRUNNER
Geboren 1922 in Domat-Ems
Wohnhaft in Riehen seit 1934
Schlosser, Briefträger

Brief vom 14. Mai 1995, ergänzt durch Gespräch vom 26. Juni 1996

Die Kriegsjahre waren eine angespannte Zeit hier in Riehen. Es wurde geschossen von Frankreich her; die Geschosse fielen auch auf den Schlipf. Tüllingen selber wurde nicht getroffen, aber das Käferholz dahinter und Binzen. In der Nacht dröhnte es, wie wenn man auf ein Brett schlägt, und man sah Feuer. Die Strassen wurden gesperrt mit Eisenbalken und Stacheldraht, und vom Schlipf bis auf die Chrischona hinauf gab es eine lange Schlange von Stacheldraht. Die Schweizer gaben Zigaretten und die Deutschen Weissbrot durch den Zaun. Etliche desertierten und warfen alles weg und kamen über die Grenze. Einmal verfolgten sie einen Flüchtling durch die Gartengasse; er rannte, so schnell er konnte, und Schweizer Grenzwächter rannten hintendrein.

Auch an das Kreuz aus Glühbirnen am Erlensträsschen, drunten beim Eisweiher, kann ich mich erinnern. Man merkte damals, Riehen ist eine Insel, abgetrennt von der Schweiz. Wir wären abgeschnitten gewesen bei einem deutschen Angriff, denn die Rheinbrücken waren voll geladen mit Sprengstoff.

Ich habe auch einige junge Riehener gekannt, die über die Grenze gingen bei Nacht. Einige haben das Abenteuer erlebt, die andern sind verschollen oder gefallen. Die jungen Deutschen, die hier wohnten, erhielten das Aufgebot; wer nicht ging, der wurde staatenlos.

Das sind in groben Zügen meine Gedanken zur Hitlerzeit.

Spontane Hilfe

Wir wohnten während des Krieges schräg gegenüber dem Riehener Polizeiposten, an der Baselstrasse 48. Immer wieder sahen wir, wie der Gefangenenwagen Flüchtlinge zum Posten brachte, die irgendwo an der Grenze angehalten worden waren. Auf dem Posten wurden sie dann befragt, und die diensthabenden Polizisten schrieben ellenlange Eintrittsprotokolle oder Rapporte. Unsere Polizisten konnten sich vielleicht nicht immer einfühlen, und Sprachprobleme verlängerten das Ganze – auf jeden Fall dauerte es sehr lange, bis die Leute jeweils mit dem Gefangenenwagen wieder weitertransportiert wurden.

HANS RÜCKEL
Geboren 1934 in Riehen
Sohn von Melanie Rückel-Innerkofler (1903–1983), die oft als «Riehener Flüchtlingsmutter» bezeichnet wurde, und von Johann Rückel (1894–1986)

Gespräch vom 4. Juli 1996, Tonband

Meine Mutter konnte das nicht mitansehen. Die Flüchtlinge kamen ja müde und erschöpft an; sie hatten oft seit Tagen nichts mehr gegessen und sich im Wald versteckt. Manche waren barfuss, selbst im Winter, oder nass, wenn sie durch die Wiese gekommen waren. Mutter konnte nicht verstehen, dass man die Menschen zuerst katalogisieren musste, bevor man ihnen etwas Warmes zu essen gab, und so anerbot sie sich, den Flüchtlingen wenigstens Suppe und Kaffee auf den Posten hinüberzubringen.

Was als spontane Hilfe begonnen hatte, wurde bald zur Institution: Zu allen Tages- und Nachtzeiten läutete das Telefon, und der Polizeiposten meldete, dass wieder fünf, sechs Flüchtlinge eingetroffen seien. Ich kann mich gut erinnern, dass Mutter während zwei oder drei Jahren in jenem Zimmer schlief, in dem das Telefon stand, damit die Polizei sie jederzeit rufen konnte. Dann stand sie auf, kochte etwas Warmes und brachte es hinüber.

Sie hatte kein anderes Entgelt dafür, als die dankbaren Blicke der Flüchtlinge. Und 1946, als sie versuchte, ihre Schwester und deren Sohn von Bregenz in die Schweiz zu holen, erhielt sie vom französischen Konsulat in Basel eine Bescheinigung, dass sie allein mehr als zweihundert Franzosen verpflegt hatte in den Kriegsjahren; mit dieser Bescheinigung konnte sie ihre Verwandten für einige Wochen aus dem französisch besetzten Österreich zu uns nach Riehen holen.

Viele Leute glaubten, wir wären eine Aussenstelle des Roten Kreuzes, aber das war nicht der Fall. Im Gegenteil, wir waren selber im Grunde beinarm und konnten uns kaum etwas leisten. Es war ja alles rationiert;

wir hatten keine zusätzlichen Marken und mussten uns einschränken – ich glaube, ich habe den ganzen Krieg hindurch keinen Zucker gesehen, der wanderte aller auf den Posten. Aber wir waren es so gewohnt und fanden das normal.

Da meine Eltern beide ehemalige Ausländer waren, konnten sie den Flüchtlingen nachfühlen, was es heisst, fremd zu sein. Meiner Mutter war es ein Bedürfnis zu helfen, und mein Vater war grenzenlos tolerant und liess sie gewähren. Er wusste, was Hunger und Not sind, er kannte das Elend des Krieges, hatte er doch als gebürtiger Deutscher den Ersten Weltkrieg mitgemacht. In den zwanziger Jahren war er in die Schweiz gekommen, und 1928 heiratete er in Basel. Meine Mutter stammte aus dem Südtirol, auch sie hatte als Kind den Krieg erlebt. Nach 1933 versuchte mein Vater, so schnell wie möglich Schweizer zu werden, denn er fand es unsagbar, was da in Deutschland geschah. Er war glücklich, als er eingebürgert wurde, und meine Eltern verstanden vielleicht mehr von Menschlichkeit und Schweizer-Sein als manche, die geborgen in ihrem Heimatland aufwachsen konnten.

Nicht nur die Flüchtlinge auf dem Polizeiposten waren Mutters Schützlinge, sondern alle Fremden. Das sprach sich herum: Wenn irgend jemand einen Flüchtling oder einen fremd aussehenden Menschen in Riehen antraf, brachte er ihn zu ihr. Sie machte ihnen ein warmes Bad, kleidete sie wenn möglich ein, gab ihnen zu essen und liess sie wieder gehen. Jene, die sich registrieren lassen mussten, schickte sie zur Polizei. Sie sammelte bei Nachbarn und Freunden für ihre Flüchtlinge. Manchmal schickte sie sogar Bettelbriefe an die «besseren» Leute in ganz Riehen – von diesen erhielt sie einmal fünf Franken und einige Paar geflickte Socken.

Ich selber hatte wenig zu tun mit den Flüchtlingen, ich sah jeweils nur, wie viele Leute Mutter wieder verköstigt hatte, wenn sie die leeren Tassen zurückbrachte. Für mich war es viel spannender, bei den Soldaten im Hof des Erlensträsschen-Schulhauses zu sein, in ihrer Küche zu sitzen und sogar mit ihnen zum Beobachtungsposten zuoberst in den Kirchturm hinaufzuklettern.

Aber an zwei Flüchtlinge, die in Riehen sehr bekannt waren und die bei uns ein- und ausgingen, erinnere ich mich gut. Der eine war A. K., ein Pole, der eines frühen Morgens im Schlipf über die Grenze geflüchtet war. Ein deutscher Grenzwächter schoss auf ihn, obwohl er sich bereits auf Schweizergebiet befand, und zerschmetterte ihm den Arm. Er wurde vom Weinbauern Hans Wenk, der im Schlipf in den Reben arbeitete, gerettet und in das Spital gebracht. Als meine Mutter das hörte, besuchte sie ihn, und als er genesen war, kam er oft zu uns nach Hause. Er wurde in Basel interniert und wanderte 1949 nach Neuseeland aus. Die andere Flüchtende war J. Z.,

eine junge Polin, die mit dem Zug von Lörrach her in die Schweiz fuhr und bei der Bettingerstrasse aus dem fahrenden Zug sprang, um sich in unser Land zu retten. Unglücklicherweise fiel sie auf die Schranke und verletzte sich erheblich, und der Barrierenwärter wollte sie ins Wächterhäuschen hineinzerren, das sich ja auf deutschem Hoheitsgebiet befand. Es war früh am Morgen, aber Frau Sophie Rebmann-Jehle (1909–1975), die zu dieser frühen Stunde Zeitungen austrug, sah sie, führte sie von der Schranke weg und brachte sie ins Spital. Auch um diese junge Polin kümmerte sich meine Mutter; sie wurde ein häufiger Gast bei uns und ging einige Jahre lang bei uns ein und aus. Später wurde sie durch Heirat Baslerin.

Als der Krieg zu Ende war, übertrug meine Mutter ihre Fürsorge auf andere sogenannte Fremde, vor allem auf Italienerinnen und Italiener, die jetzt in grosser Zahl in die Schweiz kamen. Die Hilfe für andere, besonders für Fremde, war ihr ein Bedürfnis, ja, eine Notwendigkeit, und gehörte zu ihrem Leben.

Fluchtweg Eisenbahn

Durch Basel führen verschiedene ausländische Bahnlinien: die Wiesentalbahn, die vom Badischen Bahnhof über Riehen und Lörrach ins Wiesental führt, die Bahn von Weil am Rhein nach Grenzach und die französische Bahnlinie von St-Louis zum Französischen Bahnhof SNCF in Basel. Diese besondere Situation führte dazu, dass sowohl der Badische Bahnhof als auch die Bahnlinien vor und während des Krieges oft als Fluchtweg benützt wurden.

Die Riehener Bevölkerung begegnete Flüchtlingen, die über die Grüne Grenze kamen, nicht sehr häufig im Innern des Dorfes. Ein Fluchtweg aber, den viele kannten und von dem oft gesprochen wurde, war die Wiesentalbahn, die mitten durchs Dorf führt. Viele Zeitzeugen erinnern sich an tragische Vorfälle, die sich entlang dieser Linie ereigneten.

Der Riehener Bahnhof an der Wiesentalbahn, die von vielen Verfolgten als Fluchtweg benutzt wurde.



Schon vor dem Krieg spielte der Bahnhof Riehen eine wichtige Rolle für Flüchtlinge, die versuchten, hier unauffällig aus dem Zug zu steigen. Oft hielten die Züge auch auf freiem Feld an, um Emigranten aussteigen zu lassen; beides wurde durch Denunzianten verraten.[1]

Im Zweiten Weltkrieg wurde die Station Riehen geschlossen; nur in einzelne Züge konnte man noch in der einen Richtung ein- und in der andern Richtung aussteigen.[2] *Die meisten Personen- und Güterzüge fuhren aber zwischen Lörrach und dem Badischen Bahnhof ohne Halt durch Riehen. Trotz der grossen Gefahr versuchten Flüchtlinge immer wieder, auf diesem Weg in die Schweiz zu gelangen, indem sie sich, wie verschiedene Zeitzeugen erzählten, unten an Güterzüge klammerten und sich auf Riehener Boden fallen liessen, oder indem sie aus dem fahrenden Zug sprangen. So rettete sich im Jahre 1941 ein jüdisches Ehepaar kurz nach dem Bahnhof Riehen, als der Zug im Bereich der Station etwas langsamer fuhr, durch einen Sprung aus dem Bahnwagen. Die Frau war hochschwanger und brachte bald darauf im Frauenspital Basel ein Kind zur Welt. Das Ehepaar wurde in Basel vorübergehend aufgenommen und konnte kurze Zeit später nach Amerika auswandern.*[3]

Für andere Flüchtlinge endete der Fluchtversuch tragisch: Mehrere starben beim Sprung aus dem fahrenden Zug, andere blieben verletzt auf dem deutschen Bahntrassee liegen. Wie eine Zeitzeugin im folgenden Bericht erzählt, kam es vor, dass Flüchtlinge, die sich beim Absprung verletzt hatten, bei Anwohnern der Bahnlinie Hilfe suchten und fanden.

Neben der Wiesentalbahn spielte auch die Bahnlinie Weil-Grenzach vor und während des Krieges eine wichtige Rolle als Fluchtweg. Trotz aller Gegenmassnahmen der deutschen Bahnbehörden, trotz verschlossener Türen und verschraubter Fenster, versuchten verzweifelte Menschen immer wieder, durch einen Sprung aus dem Zug der Verfolgung und dem Tod zu entrinnen, wie der nachfolgende eindrückliche Bericht eines deutschen Flüchtlings aufzeigt.

Auch die französische Bahnlinie von St-Louis zum Französischen Bahnhof SNCF in Basel wurde von Flüchtlingen benützt. Besonders nach 1942, als die Elsässer zum Kriegsdienst in der deutschen Wehrmacht eingezogen wurden, versuchten viele Wehrpflichtige, sich durch eine Flucht in die Schweiz dem Aufgebot zu entziehen. Ein Riehener, der damals als Grenzwächter an der Elsässer Grenze stand, erinnert sich an diese Zeit.

Anmerkungen

1 Siehe Bericht von S. Müller-Steffen, S. 51 und «Denunziation», S. 53.

2 A. Kuntzemüller: Riehens Eisenbahn einst und jetzt, in: BN vom 18. August 1949.

3 Mitteilung von G. Blessing, 3. Januar 1996.

Der holländische Kriegsgefangene

Mein Elternhaus liegt nahe der Stettener Grenze, am Haselrain direkt an der Bahnlinie. Trotz dieser Grenznähe hatte ich keine Angst während des Krieges, ich war noch zu klein, um die Tragweite des Geschehens zu erfassen. Für mich war es eher eine spannende, in vielen Aspekten lustige Zeit. Man hatte uns zum Beispiel eingeschärft, bei Fliegeralarm sofort ins nächste Haus zu rennen. Und so freuten wir uns immer, wenn es auf dem Schulweg Alarm gab, dann rannten wir nämlich in die «Kaffeehalle» oder zum Beck Löliger, wo wir meistens ein Stücklein Kuchen oder sonst etwas Gutes bekamen. Grossen Eindruck machte es mir, wenn hie und da die Hausglocke läutete und bettelnde Kinder vor unserer Türe standen, besonders einmal, als sie um Faden baten. Man wusste, dass Kinder leichter durch den Stacheldraht kamen und ihnen auch nichts geschah, sondern sie einfach wieder zurückgeschickt wurden.

ERNA FLÜCKIGER
Geboren 1937 in Riehen

Gespräch
vom 7. Februar 1996

Unsere Verwandten und Freunde in Basel wunderten sich oft, warum wir noch in Riehen draussen blieben – viele Riehener waren ja in der Kriegszeit zu Verwandten in die Innerschweiz gezogen oder hatten doch ihre schönsten Sachen dorthin gebracht. Meine Eltern fanden dies unnötig, sie zeigten, wenigstens uns gegenüber, keine Angst. Ich weiss noch, wie Lörrach bombardiert wurde gegen Kriegsende: Wir schauten vom Fenster aus zu, wie die Flugzeuge im Tiefflug über den Tüllinger Hügel flogen, dann glitzerte es wie Goldregen, die Einschläge dröhnten, und die Flugzeuge zogen in grossem Bogen wieder ab. Niemand ging in den Keller; mein Vater behauptete, die wüssten ganz genau, wo die Grenze sei.

An ein Erlebnis aus jenen Jahren erinnere ich mich lebhaft: Es war gegen Kriegsende, im ersten Quartal 1945. Mitten in der Nacht läutete es an unserer Haustüre. Ein blutüberströmter Mann stand an der Türe und bat in gebrochenem Deutsch um Hilfe. Meine Eltern nahmen ihn ins Haus, gaben ihm zu essen, und mein Vater als alter Sanitäter verband zuerst einmal seine Kopfwunden. Wir Kinder waren unterdessen auch wach geworden und blickten durch den Türspalt scheu auf den Fremden in unserer Stube, der nun erzählte, dass er ein holländischer Kriegsgefangener sei. Ich weiss nicht mehr sicher, ob er mit einem Gefangenentransport in ein anderes Lager verlegt werden sollte, oder ob es ihm auf andere Weise gelungen war, aus dem Gefangenenlager zu fliehen und einen Zug zu besteigen. Auf je-

den Fall hatte man ihm gesagt, sobald er Lichter sehe, sei er in der Schweiz. Und so war er aus dem Zug gesprungen gleich nach der Grenze. An einem Eisenpfosten schlug er sich den Kopf auf, aber sonst hatte er den Sprung gut überstanden. Er ging der Bahnlinie entlang bis zu unserem Haus, das damals das erste nach der Grenze war.

Meine Eltern riefen die Polizei an, welche den Holländer bald darauf abholte und auf Vaters Fragen mitteilte, dass er im Hilfsspital bei der Burgfelder Grenze untergebracht werde. Dort besuchten wir ihn, zuerst der Vater und dann auch die ganze Familie, zu seiner grossen Freude. Später wurde er ins Landesinnere in ein Lager verlegt, wo er auch arbeiten durfte.

Nach Kriegsende wurden die in der Schweiz internierten holländischen Kriegsgefangenen in einem Sammeltransport in ihre Heimat zurückgeschickt. «Unser» Holländer benutzte den Aufenthalt in Basel, um sich in Riehen von unserer Familie zu verabschieden. Leider war ausser der Grossmutter niemand zu Hause, doch als mein Vater dies vernahm, eilte er auf den Bahnhof, fand wirklich den Transport und unsern Holländer und konnte von ihm Abschied nehmen. Einige Jahre lang schrieben wir uns noch zu Weihnachten, bis dann später der Kontakt langsam einschlief.

Sprung aus dem fahrenden Zug

HERR G.G.
Geboren 1919 in Tübingen
Flucht in die Schweiz im März 1944

Gespräch vom 9. Januar 1996, Tonband

Ich bin in einer Familie aufgewachsen, in der der Vater einer streng katholischen Familie mit bescheidenem materiellen Lebenszuschnitt entstammte und die Mutter einer wohlhabenden jüdischen Familie. Während die Mutter von Jugend an in einem liberalen, weltoffenen Umfeld lebte und entsprechend eingestellt war, wurde der Vater eher von einer konservativen Grundeinstellung zum individuellen Leben und zur Gesellschaft bestimmt. Meine Mutter konvertierte vor der Heirat, wir wissen nicht, ob aus Überzeugung oder weil das eine Notwendigkeit war, da mein Vater als Offizier und Beamter die Genehmigung der vorgesetzten Stellen zu seiner Heirat benötigte. Auf jeden Fall spielte sie ihren Part loyal und sorgte dafür, dass meine Brüder und ich katholisch erzogen wurden. Im Dritten Reich, das ab Ende Januar 1933 über uns hereinbrach, galt diese Familie mit einem jüdischen («nicht-arischen») und einem deutschen («arischen») Partner als «Mischehe» beziehungsweise als deutsch-jüdische «gemischte Familie».

Das Dritte Reich kam für mich persönlich sehr plötzlich in einer sehr unangenehmen Form: Die Katholische Jugendorganisation «Neues Deutschland», der ich angehörte, war mir zu brav und zu fromm geworden, und so beschloss ich, bei der «D.J. 1/11» mitzumachen, einer relativ kleinen, sehr extremen Organisation, die für jene Zeit unwahrscheinliche Dinge unternahm, wie etwa eine Wanderung in Finnland zum Nordkap und dergleichen. Doch es hiess, diese Organisation schliesse sich mit der Hitlerjugend zusammen, und so liess ich mich bereden, zweimal am Geländesport als Gast einer Jungvolkgruppe teilzunehmen. Kurz danach sagte mein Vater – das war im April 1933, also sehr früh zur Dritten-Reich-Zeit – «Wir müssen zum Bann», das heisst zur höchsten regionalen Stelle der Hitlerjugend. Wir wurden von einem in der Hitlerjugend aktiven Führer empfangen, einem ehemaligen Schüler meines Vaters, und der erklärte mir, er habe gehört, dass ich zweimal beim Jungvolk gewesen sei. Das müsse sein Ende haben, denn ich hätte eine jüdische Mutter und damit fünfzig Prozent minderwertiges Blut in den Adern und so weiter – die ganzen Theorien, von denen ich vorher keine Ahnung hatte! Ich hatte gewusst, dass die Eltern meiner Mutter jüdisch waren, doch das war für mich eine Religionsfrage und keine Rassenfrage gewesen. Das prasselte auf mich herunter: Ich würde in keiner

Organisation mitmachen dürfen, niemals Führungsaufgaben übernehmen können, das sei nur noch für reine Arier. Es war für mich ein ganz schreckliches Erlebnis, sozusagen der Ausschluss aus der Gemeinschaft, in der ich bisher beheimatet gewesen war.

Nun folgte ein NS-Gesetz dem andern: Schon im April 1933 kam das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, mit dem alle jüdischen und «mit Juden versippten» Beamten aus ihren Stellungen geschmissen wurden, mit der kleinen, zeitlich beschränkten Ausnahme für jene, die im Ersten Weltkrieg gewesen waren. Dann kam im September 1933 das Reichskulturkammergesetz, nach dem für diese Personen eine künstlerische Arbeit – für meinen Vater Lebensinhalt – nicht mehr möglich war. Dazu die ganze tägliche antisemitische Zeitungshetze – diesen Druck kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Auch in der Schule setzte die Diskriminierung ein; so durften zum Beispiel ab 1935 an Nicht-Arier keine Schulpreise mehr vergeben werden.

Im Frühjahr 1938 bestand ich mein Abitur und wurde sogleich zum Arbeitsdienst und anschliessend zum Wehrdienst eingezogen; ich hatte mich gemeldet, diese Dienste freiwillig vorzeitig abzuleisten, um danach ohne Unterbrechung studieren zu können. Beim Militär – ich war bei den Gebirgsjägern – wurde ich bedrängt, mich zur Reserveoffiziers-Laufbahn zu melden. Aber ich wusste, dass dazu der Arierpass notwendig war, und besprach mich mit meinem Kompaniechef, der viel Verständnis für meine Situation zeigte. Ich war im Polenfeldzug, war im Frankreichfeldzug, den ich eigentlich schon nicht mehr hätte mitmachen sollen, denn am 8. April 1940 kam eine geheime OKH-Verordnung heraus, dass alle «Mischlinge» aus der Wehrmacht zu entlassen seien. Diese Verordnung erreichte meine Einheit aber erst etwas später, zu einem Zeitpunkt, als klar war, dass wir bei der geplanten Landung in England beteiligt sein und dort die Felsenküste erklimmen sollten. Mein Kompaniechef reichte ein Gesuch ein für meinen Verbleib in der Einheit; ich hoffte, solange ein Familienmitglied die Uniform der Wehrmacht trage, könne der Familie nichts passieren. Doch der England-Feldzug wurde abgeblasen, und mein Kompaniechef teilte mir mit, das Gesuch sei abgelehnt worden. So wurde ich aus der Armee entlassen.

Ich kam nach Hause zurück, zwei Tage nach der Gurs-Deportation vom 22. Oktober 1940, bei welcher alle Juden von Baden und der Pfalz innert zwei Stunden zusammengetrieben und danach deportiert worden waren. Die «gemischten Familien» waren nochmals ausgenommen und meine Mutter noch da, aber es war ein schrecklicher Schock für mich.

Für «jüdische Mischlinge» war es in dieser Zeit nur noch mit Sondergenehmigung möglich zu studieren. Mit viel Glück (und Hinnahme vieler

Demütigungen) erhielt ich diese Genehmigung von der Technischen Hochschule in Stuttgart und fand einen Praktikumsplatz in einer Firma in Kiel, deren Stammsitz im Südschwarzwald war. Der Leiter dieser Firma war für mich in den folgenden Jahren ein wichtiger Schutz, indem er mich fest angestellt in seinem Rüstungsbetrieb beschäftigte und mich jeweils für die Semester zum Studium beurlaubte.

Im Herbst 1942 hörte ich zum ersten Mal von einem Freund, der von der Ostfront in Urlaub kam, dass im Osten offenbar Verbrechen an Juden geschahen. Unsere letzten jüdischen Verwandten in Stuttgart waren inzwischen alle abtransportiert worden, die jüngeren nach Riga, die letzte «Grosstante» von 88 Jahren in ein sogenanntes Altenheim, dessen Insassen wenig später nach Theresienstadt weiter «verschubt» wurden. Aber man hatte damals noch keine Ahnung, was im Osten geschah, man glaubte an eine Umsiedlung. Im Juli 1943 kam ein Soldat von der Ostfront in unseren Betrieb; er wurde als Hochfrequenzfachmann statt an der Front im Rüstungsbetrieb eingesetzt. Er erzählte von seinen Erlebnissen, auch aus der Gegend von Riga, und so fragte ich vorsichtig, ob er etwas von den Stuttgarter Juden gehört hätte, die dort angesiedelt worden seien. Woraufhin er antwortete: «Die Juden in Riga, die wurden nach Bedarf erschossen!» Das war ein Satz, der hatte in meinem Kopf keinen Platz. Das war unvorstellbar. Einige Tage später, als sich eine Gelegenheit ergab und wir allein waren, fragte ich, was er damit meinte, und er antwortete: «Ja, wenn irgend etwas nicht so lief, wie es sollte, oder wenn bei uns ein Soldat verschwunden war, dann wurden eben zehn, zwanzig, fünfzig Juden ergriffen und kurzerhand erschossen.» Das war das zweite grosse Signal, dass da viel Schlimmeres geschah, als bisher denkbar war.

Zu Beginn des Winters erhielt mein Vater eine Warnung durch einen ehemaligen Offizierskollegen, dass nun die «Mischehen und Mischlinge» an die Reihe kämen. Wir drei Brüder setzten uns zuhause zusammen, um eine mögliche Flucht zu planen. Mein Bruder hatte durch einen Freund, der in Grenzach wohnte und dort bei der J.R. Geigy arbeitete, Informationen eingeholt. Dieser hatte ihm verschiedene Fluchtwege geschildert: Man könne schwarz über die Grenze im Bereich der Eisernen Hand, doch müsse man die Grenzverhältnisse genau kennen oder einen Führer haben. Eine zweite Möglichkeit sei, über den Rhein die Schweiz schwimmend zu erreichen, doch das kam im Winter und für mich als schlechten Schwimmer nicht in Frage. Und schliesslich gebe es die Möglichkeit mit dem Zug: Zwischen Weil und Grenzach fahre ein Verbindungszug über Schweizer Gebiet, der hin und her pendle. Man würde in Weil kontrolliert, dann würden die Türen verschlossen und erst in Grenzach wieder geöffnet. Die Fenster seien fest verschlossen. Aber manchmal bleibe die Türe doch offen, und man

könne abspringen. Wir erwogen die verschiedenen Möglichkeiten. Doch als ich erfuhr, dass die Grenze auch mit einem Stacheldrahtverhau gesichert sei und zudem Hunde eingesetzt würden, entschloss ich mich für die Bahn als Fluchtweg. Mir wurde klar, dass ein Sprung durch das geschlossene Fenster, und zwar mit den Füssen voran, die einzige Möglichkeit einer sicher durchführbaren Flucht sei, wenn auch mit hohem Risiko.

Da es in den nächsten Wochen und Monaten ruhig blieb, glaubte ich nicht mehr an eine unmittelbare Gefahr. Doch am 13. März 1944 liess mich mein Bruder mit einem vereinbarten Codewort wissen, dass die Aktion unmittelbar bevorstünde. Sofort fuhr ich mit meinem jüngeren Bruder, der auch im gleichen Betrieb im Schwarzwald arbeitete, nach Hause. Ich hatte vom Chef eine Bescheinigung für jederzeitiges Benützen der Bahn, um uns bei allfälligen Zugskontrollen abzusichern. Zuhause wartete unsere Mutter auf uns und teilte uns mit, dass mein älterer Bruder bereits mit dem letzten Zug abgereist sei, und dass wir morgen früh sofort starten sollten. «Und was ist mit Dir?» fragte ich, doch sie antwortete mit einer solchen Entschiedenheit: «Für mich ist gesorgt!», dass ein Nachfragen nicht möglich war.

Wir verbrachten die Nacht bei einer befreundeten Familie, um einer möglichen nächtlichen Verhaftung zu entgehen. Am andern Morgen fuhren wir los, Richtung Weil. In Weil stiegen wir um, und zwar in einen Wagentyp, den es heute nicht mehr gibt: Er hatte eine einzige Zwischenwand und in den beiden Abteilen je vier Fenster. Zwischen den Fenstern und zwischen Fenstern und Türen waren Bänke für zwei Personen montiert, der Mittelraum war frei. Wir wurden kontrolliert, dann ging der Kontrollbeamte ins Nachbarabteil und der Zug fuhr ab. Wir wussten, dass der Zug nach dem Durchfahren des Badischen Bahnhofes auf einem Bahndamm fahren würde – dort wollten wir abspringen. Wir hatten abgemacht, dass mein jüngerer Bruder zuerst springen sollte. Wir stellten uns beide an je ein Fenster neben unserer Bank, um anscheinend interessiert in die Schweiz zu schauen. Auf dem Damm angekommen gab ich meinem Bruder ein Zeichen zu springen. Aber er sprang nicht, und sprang nicht ... und ich wusste nicht, ob wir nicht schon bald wieder die deutsche Grenze überrollten. So hielt ich mich oben und unten am Fensterrahmen fest, riss meine Beine in die Höhe und sprang mit den Stiefeln voraus durchs Fenster. Ich erinnere mich noch an einen Schrei – als ich wieder zu mir kam, lag ich unten am Bahndamm mit blutendem Kopf, aber steh- und gehfähig. Meinen Bruder konnte ich im übersehbaren Bereich nicht finden. Ich wusste nicht, ob ich noch in der Schweiz war oder schon wieder in Deutschland. So ging ich dem Bahndamm entlang zurück zur Strasse und auf dieser in Richtung Basel. Am Wettsteinplatz fand ich eine Arztpraxis mit einem, wie

ich damals glaubte, jüdischen Namen und wusste: Ich bin in der Schweiz. Nachdem der Arzt mich verbunden hatte, wollte er mich ins Spital einweisen, aber als «ordnungsliebender» Deutscher wollte ich mich zuerst bei der Polizei anmelden und kam zum Polizeiposten in der Clarastrasse.

Hier musste ich meine Personalien angeben, meine Taschen leeren und auch die Pistole abliefern, die ich immer auf mir trug, und dann begann ein langes Verhör.

«Warum sind Sie geflüchtet?» Ich erklärte, dass es deutliche Signale gebe, dass die Aktion gegen die «jüdischen Mischlinge» unmittelbar bevorstehe, und dass ich deshalb geflüchtet sei.

«Sie sind Kommunist!» sagte der Polizeibeamte, was ich wahrheitsgemäss verneinte. Nun folgte wieder die Frage: «Warum sind Sie geflüchtet?» und meine Erklärungen wurden wiederum mit der Behauptung quittiert: «Sie sind Kommunist!» Dieses «Spiel» wiederholte sich etwa dreimal. Und dann sagte der Beamte: «Es tut uns leid, nach den Bestimmungen des Landes müssen wir Sie an die Grenze zurückstellen.» Als Reaktion bat ich, dass man mir meine Pistole zurückgebe, ich wolle hier selbst erledigen, was drüben sicher mit gleichem Ergebnis, aber in schlimmerer Form erfolgen würde.

Nun wurde im Nebenzimmer endlos telefoniert, und schliesslich teilte man mir mit, ich komme in den Lohnhof. Der Weg in den Lohnhof war der Normalweg für jeden Flüchtling für eine Dauer von ungefähr drei Tagen, wo dann die Papiere und Akten vorbereitet wurden nach Berner Bestimmungen. Als ich da in meiner Zelle sass, ging plötzlich die Türe auf und mein älterer Bruder stand da mit einem Wärter, den Arm in der Schlinge. Er erzählte, dass bei seiner Flucht am Vorabend die Zugstüre nicht verschlossen war, so dass er vom Trittbrett springen konnte, wobei er sich das Handgelenk brach. Mit Hilfe von Passanten hatte er den Polizeiposten am Aeschenplatz gefunden, von wo er in den Lohnhof überführt wurde. Da mein Kopf noch immer blutete, wurde ich nach heftigem Drängen endlich ins Bürgerspital zur Untersuchung gebracht und von dort zur Versorgung der Kopfverletzungen und wegen vermuteter Hirnerschütterung für vier Wochen ins Hilfsspital eingewiesen.

Auch meinem jüngeren Bruder war die Flucht geglückt, was ich freilich erst einige Tage später erfuhr. Nachdem ich aus dem Zug gesprungen war, hatte es im Abteil eine allgemeine Unruhe und Aufregung gegeben, welche er benützte, um an das zerbrochene Fenster zu gehen und mit einem Hechtsprung aus dem Zug zu springen. Er schlitzte sich an einem vorstehenden Glasstück die Backe auf, kam kurz vor Erreichen der deutschen Grenze, wie nachher festgestellt wurde, auf Schweizer Boden und wurde von einem Passanten sofort ins Claraspital gebracht. Dort wollte ihn die

Polizei gleich einvernehmen, doch das verwehrten die Ärzte; er müsse zuerst genäht werden und den Schock überwinden, die Einvernahme könne in zwei Wochen erfolgen.

Die Nachricht, dass die Deportation der «jüdischen Mischlinge» unmittelbar bevorstehe, fand G.G. wenige Tage nach seiner Flucht in einer Basler Zeitung bestätigt. «Basler Nachrichten», 30. März 1944.

Verschlechterung in der Rechtslage der deutschen Halbjuden

Dr. B. **Stockholm**, 30. März. (Privattel.) In der Rechtslage der deutschen Halbjuden ist nach hieher gelangten zuverlässigen Informationen in letzter Zeit eine Verschlechterung eingetreten. Schon im Juli 1942 wurden die sogenannten Mischlinge von den höhern Lehranstalten verwiesen, jedoch mit weitgehenden Ausnahmen für Kinder von Frontkämpfern und andere Sondergruppen. Derartige Ausnahmen wurden nicht mehr zugelassen, als im Herbst 1943 eine Novelle zum Reichsbürgergesetz das Erbrecht der Mischlinge an dem Vermögen ihrer jüdischen Verwandten ausschloß. Auch bei der Verordnung der letzten Monate über die Behandlung der Ausgebombten wurden nur noch deutsche Volkszugehörige mit „vollarischer Abkunft" von „Nichtariern" unterschieden. Eine weitere Verschlechterung erfolgte durch die Verordnung einer Zusammenfassung aller wehrfähigen Mischlinge ersten Grades sowie aller Arier, die mit Jüdinnen oder Halbjüdinnen verheiratet sind, in Arbeitslagern. Diese erhalten andere Uniformen als der allgemeine Arbeitsdienst und die Organisation Todt. Nach einer öffentlichen Aeußerung des Leiters der Judendeportationen Eichmann sollen diese Verbände jetzt nach Polen geschickt werden. Der Leiter des rassenpolitischen Amtes der nationalsozialistischen Partei Dr. Groß hat erklärt, Mischlinge ersten Grades müßten grundsätzlich wie Juden behandelt werden; auch habe sich die Gauwirtschaftskammer seit Januar dieses Jahres an die angeschlossenen Arbeitgeber gewandt und Mitteilung darüber verlangt, wie weit diese Mischlinge zu beschäftigen und wann sie solche gegen Arier austauschen könnten. Von seiten militärischer und wehrwirtschaftlicher Stellen wurden nach den schwedischen Informationen Bedenken gegen diese Maßnahmen erhoben, auf denen die Parteikreise aber immer schärfer beständen.

Nach dieser Zeit kam auch er in den Lohnhof und anschliessend ins Quarantänelager an der Elisabethenstrasse, wo jeder Flüchtling vier Wochen bleiben musste; dort trafen wir drei Brüder schliesslich wieder zusammen.

Der Weg der Flüchtlinge durch die Arbeitslager, durch Gelegenheitsstellen und Bauernbetriebe, den wir nun antraten, war überwiegend unfreundlich und oft sehr hart. Schliesslich gelang es mir, eine Studiengenehmigung an der ETH Zürich zu erhalten, wo ich das Studium wieder aufnehmen konnte, allerdings ohne Anerkennung der zuvor erfolgten zwei Jahre an der T. H. Stuttgart. Als Flüchtling musste ich mich laufend bei der Behörde melden und immer wieder unterschreiben, dass ich das Land so bald als möglich wieder verlassen werde. So stand für mich fest, dass ich nach Kriegsende nach Deutschland zurückkehren werde. Ich wollte vor allem auch wissen, was mit unserer Mutter geschehen war, von der ich keine Nachrichten hatte.

Mit Hilfe verschiedener Institutionen bereitete ich alles für eine frühest mögliche Rückkehr vor, und so bin ich am 10. Juli 1945 illegal wieder nach Deutschland zurückgewandert. Organisiert war das auf der Schweizer Seite von der deutschen Flüchtlingsorganisation, vom Komitee Freies Deutschland und der Exil-KP, zusammen mit der französischen Kommandantur in Singen. Die französische Besatzung war sehr daran interessiert, dass Flüchtlinge aus der Schweiz, bei denen man sicher war, dass sie keine Nazis gewesen waren, wieder zurückkamen, um beim Aufbau einer neuen Verwaltung des Landes zu helfen. Von Schaffhausen aus wurde ich mit einem Führer durch die Wälder nach Randegg geschleust. Dort wurde ich von den Franzosen empfangen und befragt, blieb einige Tage in Singen und konnte schliesslich auf einem Lastwagen voll Milchkannen wieder nach Hause zurückkehren. Dort fing dann eine neue, schwierige aber spannende Zeit an. Das für mich Wichtigste war, sicher zu erfahren, dass meine Mutter den Krieg auf gefahrvolle Weise in verschiedenen Verstecken und Zufluchtsorten überlebt hatte.

Anmerkung
Die Flucht in die Schweiz, ihre Vorgeschichte und der Aufenthalt im schweizerischen Asyl wurden von G.G. ausführlich dargestellt: G.G.: Vor 50 Jahren. Flucht in die Schweiz am 13./14. März 1944, Typoskript, 1994. – G.G.: Asyl in der Schweiz (März 1944 – Juli 1945), Typoskript, ohne Datum.

Flucht im Kohlenwagen

Ich habe nur kurze Zeit, von 1944 bis 1946, als Grenzwächter gearbeitet, meistens an der Grenze gegen das Elsass. In dieser Zeit flüchteten viele junge Elsässer in die Schweiz, Vierzehn- bis Sechzehnjährige, die im Herbst 1944 noch das Aufgebot in die deutsche Wehrmacht erhalten hatten und sich retten wollten. Oft benützten sie dazu die Güterzüge, die von Frankreich her in die Schweiz fuhren. Wir mussten im Bahnhof St. Johann die Kohlenzüge durchsuchen, die von St-Louis her kamen, mussten mit langen Stangen in der Kohle stochern und die jungen Burschen, die sich darin versteckt hatten, herausholen. Jene, die wir erwischten, mussten wir der Polizei abliefern; diesen ging es noch verhältnismässig gut, denn sie kamen in Internierungslager. Schlimm erging es aber ihren Angehörigen im Elsass: Ein Basler Kriminalkommissär meldete nämlich die Namen von Franzosen, denen die Flucht gelungen war, den Nazis. Die Anghörigen kamen in Konzentrationslager oder wurden aufgrund der Sippenhaft umgebracht. Der betreffende Kommissär wurde nach dem Krieg wegen Landesverrat verurteilt.

EMIL WÜRMLI
Geboren 1920 in Gommiswald/SG
Seit 1952 wohnhaft in Riehen
Grenzwächter (1944–1946), später Polizist

Gespräch vom 4. Dezember 1995

Die Arbeit als Grenzwächter brachte sehr viel Belastendes mit sich. Unser Abschnitt reichte bis Allschwil. Wir mussten den Dienst an der Grenze meistens mutterseelenallein machen, ohne Hund. Manchmal in der Nacht, wenn man sich versteckte und es stockdunkel war, hörte man plötzlich auf der andern Seite der Grenze aus der Sperrzone, die bei Todesstrafe niemand betreten durfte, Hunde bellen; dann war es still, und plötzlich hörte man Schreie von Menschen, Kommandorufe, Schüsse. Es war schlimm, wenn man das hören musste. Einmal, als der Mond die Gegend etwas erhellte, musste ich auch zusehen, wie ein «Higa» einen Mann erschoss.

Es kamen nur wenige über den mächtigen Stacheldrahtverhau, der an dieser Grenze stand. Manchmal warfen Flüchtlinge Teppiche oder Säcke auf den Hag und konnten fliehen, bevor wir es merkten. Das war uns ja recht. 1945, kurz vor Kriegsende, hielt ich einmal einen SS-Mann an, der aus einem französischen Gefangenenlager entwichen war und «heim ins Reich» wollte. Trotz meiner Rufe kam er direkt auf mich zu; ich schoss, traf ihn zum Glück aber nicht und konnte ihn mit Hilfe eines andern Grenzwächters gefangennehmen. Wir haben ihn später wieder an die Grenze ge-

bracht und heimlich zurückgeschickt; wir übergaben ihn nicht den Behörden.

Im November 1944 drängten viele Elsässer über die Grenze, weil das Gerücht ging, dass Nazitruppen an der Grenze stationiert würden. Ich erhielt den Auftrag, an der Elsässerstrasse mit einem LMG (Leichten Maschinengewehr) SS-Leute zurückzuhalten, die allenfalls den Flüchtenden über die Grenze nachdrängten, und auf jene zu schiessen, die nicht gehorchten – ein völlig unsinniger Auftrag bei diesem Menschenansturm. Solche Vorkommnisse bewogen mich, 1946 den Grenzwachtdienst zu verlassen. Die Ereignisse der letzten Kriegsjahre sind mir aber in unliebsamer Erinnerung geblieben.

Kinder als heimliche Grenzgänger

Schon während des Krieges, vermehrt noch in der Nachkriegszeit tauchten in Riehen immer wieder deutsche Kinder auf, die heimlich über die Grenze gekommen waren. In der Dämmerung läuteten sie an einer Haustüre, versteckten sich aber scheu, wenn jemand kam. «Meine Mutter stellte dann jeweils einen Topf Suppe oder Brot auf die Veranda. Wenn sie wieder ins Haus zurückging, kamen die Kinder und holten sich die Esswaren», erzählt eine Riehenerin. Die Kinder bettelten auch um Faden oder Glühlampen, Dinge, die in Deutschland nach dem Krieg rar waren.

Die Grenzwächter schlossen meistens die Augen, wenn sie solche heimliche Grenzgänger sahen; sie wussten, dass die Kinder immer wieder einen Weg zurück über die Grenze finden würden. Weniger nachsichtig ging freilich ein Zöllner mit Riehener Jugendlichen um, die hungernden Kindern etwas Essbares zustecken wollten, wie Niklaus und Johannes Wenk es erlebten.

Die folgenden Berichte erzählen von solch kindlichen Ausflügen der zehn-, zwölfjährigen Grenzgänger, vom prickelnden Abenteuer und vom Staunen vor prallgefüllten Schaufenstern. Sie erzählen aber auch vom Kriegsalltag, von Hunger und Not der Nachkriegszeit, von Angst und Tod. Die Grausamkeit des Krieges, welche für die Kinder in Deutschland alltäglich war, aber auch das Glück des Verschont-Seins, das die Schweizer Kinder, nur wenige Meter davon entfernt, erlebten, kommt vielleicht nirgends so deutlich zum Ausdruck wie in diesen Berichten.

«Händ-er Hunger?»

Ich habe meine Kinder- und Jugendjahre in Stetten verbracht; meine Familie wohnte neben dem alten, damals noch recht verfallenen Stettener Schlössli. Die Kriegsjahre waren für uns Buben eine freie, ungebundene Zeit. Die Väter waren im Krieg, und die Schule fiel wegen Kohlenmangel oder Lehrermangel häufig aus. So streiften wir in den Feldern und im Wald herum auf der Suche nach Abenteuern oder nach etwas Essbarem.

HERR D. D.
Geboren 1931 in Stetten

Gespräch vom 8. August 1995, Tonband

Wir kannten das Gelände gegen die Schweizergrenze hin genau, denn wir Schulkinder mussten, zusammen mit den Frauen und alten Leuten, oft schanzen. So hatten wir auch mitgeholfen, den etwa vier Meter tiefen Panzergraben entlang der Grenze auszuheben. Dahinter und bis weit in den Wald hinauf hatte es überall Stacheldraht; es war schwierig, in die Schweiz hinüber zu kommen. Wir fanden aber bei unsern Streifzügen heraus, dass droben im Maienbühl der Stacheldraht aufhörte und man im Wald über die Grenze konnte. Dort oben, direkt an der Grenze, gibt es einen Hohlweg. Wir stellten fest, dass die Schweizer Grenzwächter immer zu zweit auf Patrouille gingen, das heisst, zuerst kam der eine den Weg hinauf, nach etwa zehn Minuten der zweite. Wir lagen oben am Rand des Hohlwegs auf dem Bauch im Gebüsch, schauten in den Weg hinunter und beobachteten die Männer. Nun lösten sie offenbar ihre Kollegen im Wald droben ab, denn bald kam ein Grenzer den Weg hinunter, und etwa zehn Minuten später der zweite. Und dann wussten wir, jetzt ist der Weg frei!

Uns lockte vor allem der Riehener Schuttplatz, die Maienbühlgrube. Da fanden wir immer wieder etwas, das wir brauchen konnten – einmal ein Fahrradgestell, ein andermal ein Hinterrad oder eine Bremse, bis wir schliesslich ein ganzes Fahrrad beieinander hatten, das uns Buben gemeinsam gehörte. Aus alten Mänteln schnitten wir Stoffstücklein, die wir über die Felgen spannten – das hat schön geklappert, wenn wir damit herumfuhren! Auch einen alten Fussball fanden wir in der Grube; wir hatten damals ja fast nichts.

Eines Tages wurden wir neugierig und wollten auch hinunter nach Riehen. Ich weiss noch gut, es war an einem Ostermontag. Zu dritt oder viert gingen wir über Felder und Wege, bis wir ins Dorf kamen. Dort sahen wir eine Bäckerei voll feiner, süsser Sachen, die wir durchs Schaufenster bewunderten. Plötzlich kam eine Frau auf uns zu, ein altes Mütterlein, und

sagte: «Gälled, ihr sin vo dusse.» Wir hatten Angst und wollten weglaufen, doch sie fügte bei: «Händ-er Hunger?», drückte uns Märklein und ein paar Batzen in die Hand und ermunterte uns, etwas zu kaufen. Das vergesse ich nie mehr, denn wir hatten wirklich Hunger und hatten so feine Sachen schon lange nicht mehr gesehen. Und so gingen wir in die Bäckerei, kauften uns ein paar der Leckereien und assen sie mit grösstem Vergnügen. Dann aber rannten wir schleunigst retour, Richtung Grenze. Wir verirrten uns aber und rannten einfach übers Feld, dem Stacheldraht zu. Dort waren auch andere schon durchgegangen; es kam immer wieder vor, dass Erwachsene den Stacheldraht aufschnitten, und durch solch ein Loch schlüpften wir. Leider bekam meine Sonntagshose dabei einen riesigen Triangel; ich hatte zu Ostern ein neues Marinejäcklein mit passender Hose erhalten, und die war nun dahin. Ich mag damals elf, zwölf Jahre alt gewesen sein.

Von diesem Zeitpunkt an versuchten wir öfters, nach Riehen hinunterzukommen. Manchmal wurden wir erwischt und auf den Polizeiposten gebracht, wo sie uns ein Weilchen behielten und dann an die Grenze setzten, wo wir von der deutschen Polizei abgeholt wurden. Die nahmen dann unsere Personalien auf und liessen uns wieder laufen. Auf dem Riehener Polizeiposten waren sie sehr nett zu uns; die haben uns richtig herausgefuttert. Sie wussten ja auch, dass wir nur wegen dem Essen hinüber kamen. Wir Buben hatten in jenen Jahren immer Hunger, denn die Rationen waren klein und das Brot sehr schlecht. Zum Glück hatten wir drei, vier Gärten, bei deren Bestellung ich meiner Mutter helfen musste, besonders beim Wasserführen. Wir füllten das Wasser am Dorfbrunnen in grosse Tonnen und fuhren diese dann mit dem Leiterwagen zum Garten. Ich habe mich weitgehend mit Obst durchgefuttert – und nicht nur mit jenem aus unserem Garten!

Eines Nachmittags gegen Ende des Krieges spielte ich mit einem Kollegen, mit dem ich besonders viel im Wald herumstöberte, im Maienbühlwald. Plötzlich tauchten Männer im Walde auf. Wir erschraken, und sie wohl auch. Doch als sie merkten, dass sie von uns nichts zu fürchten hatten, kamen sie näher. Es waren etwa zwanzig junge Herren, die kleine Köfferchen mit sich trugen. Sie sagten, sie seien Holländer und wollten über die Grenze in die Schweiz, und ob wir wohl einen Weg wüssten. Wir führten sie durch den Wald zum Maienbühl und zu diesem Hohlweg. Dort legten wir uns alle ins Gebüsch, beobachteten, wie zwei Schweizer Zöllner hinauf und zwei andere den Weg hinuntergingen. Anschliessend konnten wir alle Holländer sicher hinüberschleusen. Warum sie flüchteten, oder was sie in diesen schweren, kleinen Köfferchen mitführten, erfuhren wir nicht, und wir hörten auch später nichts mehr von ihnen.

Als der Krieg schon fast zu Ende war, im Frühling 1945, sollte ich noch eingezogen werden. Ich hatte bereits den Befehl bekommen, mich bereitzuhalten. Doch dann kam mein Vater, der als Polizist im Elsass Dienst leistete, nach Hause; er hatte zusammen mit einigen Kollegen vor den anrückenden Franzosen fliehen müssen. Ich zeigte ihm den Stellungsbefehl, doch er riet mir, sofort zu verschwinden, die Franzosen seien ja schon im Elsass, und es könne nur noch Tage dauern, bis sie bei uns einmarschierten. Meine beiden älteren Brüder waren in diesem Krieg schon gefallen. So packte mir meine Mutter den Rucksack und ich marschierte ab, in den Hotzenwald. Wenige Tage später, als alles am Zusammenbrechen war, kehrte ich heim, mit dem Milchauto, der einzigen Fahrgelegenheit, die es damals noch gab. Ich hatte grosses Glück, dass mein Jahrgang nicht mehr einrücken musste; viele, die nur zwei Jahre älter waren, sind noch in den letzten Tagen gefallen.

In den letzten Kriegstagen wurde ich – vielleicht zum ersten Mal – mit der ganzen Grausamkeit dieses Krieges konfrontiert. Da die meisten Männer im Felde waren, hatten die Stettener Bauernhöfe polnische Zwangsarbeiter zugeteilt erhalten zur Mithilfe. Die vier Stettener Polen waren fleissige Leute, nette Kerle, mit denen wir Buben oft zusammensassen. Wenige Tage vor Kriegsende spielte ich mit meinen Kameraden in einem Schopf nahe der Grenze. Wir kletterten, wie schon oft, im Heu herum. Plötzlich hörten wir Schritte näherkommen. Wir schauten zwischen den Brettern des Lattenverschlags hinaus und sahen einige Männer daherkommen – den Kriminalpolizisten, den Volkssturmführer, einen Gestapo-Mann und mit ihnen unsere Polen, die Koffer trugen. «Das sind doch unsere Polen, was geht da vor?» fragten wir uns. Die Männer gingen am Schopf vorbei, etwa fünfzig Meter weiter bis zur Strassenkreuzung und dann zum Schützengraben an der Grenze. Dort mussten die Polen ihre Koffer abstellen und sich an den Rand des Grabens stellen; die Uniformierten gaben allen einen Genickschuss, warfen sie in den Graben und schaufelten Erde darüber.

Wir sassen starr vor Schreck in unserem Versteck. Als wir am Mittag wieder ins Dorf zurückkamen, sagten die Bauernfrauen: «Sie haben unsere Polen geholt, die durften heim, durch die Schweiz.» Wir konnten mit niemanden darüber sprechen, die Gefahr war viel zu gross – es gab so viele Denunziationen, Leute, die von Nachbarn oder Verwandten verraten, dann von der SS abgeführt und in der Villa Aichele gefoltert wurden. Erst zwei Tage später, als die Franzosen einmarschierten, konnten wir alles erzählen, was wir gesehen hatten: wer die Polen erschossen hatte, und wo sie lagen. Die Schuldigen wurden dann verhaftet. Dieses Geschehen hat mich bis heute verfolgt.

«Dört hän si kei Krieg!»

Die Kriegsjahre waren für unsere Familie traurige Jahre. Mein Vater wurde als Nicht-Parteimitglied bereits 1939 in den Krieg eingezogen und kehrte erst 1945 verwundet zurück; nur selten konnte er zu einem kurzen Urlaub nach Hause kommen. Meine Mutter war sehr krank. Oft stand sie mit mir auf dem Balkon unseres Hauses in Weil-Leopoldshöhe, schaute hinüber zum Chrischonakirchlein und sagte: «Lueg Ingeli, dört obe isch d'Chrischona, dört hän si kei Krieg!» Für mich bedeutete Krieg vor allem die Nächte mit Fliegeralarm, die wir im Keller verbringen mussten, wo ich grosse Angst litt. So erschien mir die Schweiz als das Gelobte Land, das Paradies, und mein grösster Wunsch war, auch dort drüben zu sein.

INGE FÖRSTER-BÜCHE
Geboren 1935 in Lörrach,
aufgewachsen in Weil am Rhein
Heute wohnhaft in Bettingen

Gespräch vom 26. Juli 1996, Tonband

Wir hatten Verwandte in Riehen: Meine Gotte, Mutters Schwester, war mit dem Velohändler Ernesto Cenci verheiratet und hatte zwei kleine Kinder. Doch seit Kriegsausbruch konnten wir uns nicht mehr treffen, es brauchte eine Sondergenehmigung, um in die Schweiz zu gehen. Damit wir uns doch gelegentlich sehen konnten, spazierten wir manchmal zu abgemachter Zeit an die Grenze in Alt-Weil, wo alles voll Stacheldraht war. Auf der andern Seite erschien dann meine Gotte – sie trug immer so grosse, schöne Hüte – mit ihren Kindern, und wir winkten uns von weitem zu. Sprechen konnten wir nicht miteinander.

Endlich ging der Krieg dem Ende entgegen. Die Bevölkerung von Weil-Leopoldshöhe und Weil-Friedlingen wurde evakuiert, und das Warenlager meines Vaters – wir hatten ein Schuhgeschäft – musste in Ausweichlager verbracht werden. Mutter und ich kamen bei Freunden in Alt-Weil unter, ganz nahe der Schweizergrenze, was mir ein Gefühl der Sicherheit gab. Dort erlebten wir den Einmarsch der Franzosen. In der Schule hatte man uns eingetrichtert, dass der Franzose der Todfeind sei, und jetzt kamen sogar Schwarze, Marokkaner, was mir noch viel mehr Angst einjagte. Am Anfang wurde sehr viel geplündert, Hausrat, Betten und Matratzen aus dem Haus geholt – es herrschte eine furchtbare Aufregung, die ich heute noch spüre. Ein andermal – wir waren unterdessen nach Weil-Leopoldshöhe zurückgekehrt – durchwühlten die Franzosen unseren leeren Schuhladen und bedrohten uns mit der Maschinenpistole, weil sie keine Ware finden konnten. Ein Nachbar, der Französisch konnte, kam uns zu Hilfe.

Nach einiger Zeit verbot aber die Besatzungsmacht das Plündern, und es wurde wieder ruhiger.

Im Sommer 1945 kam Vater nach Hause. Jeden Tag stand ich am Güterbahnhof, wenn die Züge mit den Heimkehrern eintrafen, und wartete auf ihn. Ich war überglücklich, als er wieder da war.

Die Ernährungslage wurde noch schwieriger, und wir waren froh, dass ein kleiner Teil des Schuhlagers gerettet worden war. Ich musste jeweils heimlich und unauffällig dort Schuhe holen, die dann «Friedenspreis gegen Friedenspreis» gegen Lebensmittel getauscht wurden.

In diesem Sommer – ich war gerade zehn Jahre alt – beschlossen wir, dass ich mit meiner Schulfreundin Sieglinde, deren Tante an der Schwarzwaldallee in Basel wohnte, heimlich zu meiner Gotte nach Riehen hinübergehen sollte. Unsere Eltern hatten den Weg ausgekundschaftet und erklärten uns alles genau. Zwischen der Gärtnerei Dahler am Otterbach und dem Bässlergut auf Schweizer Boden befand sich eine Wasserdole. Diese galt es zu durchqueren. Auf der Seite der Dole war eine kleine Mauer, die man begehen konnte, so dass wir trockenen Fusses und mit grosser Angst das Bässlergut erreichten. Hier gab es keinen Stacheldraht, nur einen Zaun, und so kamen wir ohne Probleme in die Schweiz. Bald fanden wir die Schwarzwaldallee, wo die Tante meiner Freundin einen Kiosk hatte; sie schenkte mir ein Cailler-Schoggibranchli – es war wunderbar! – und einen Batzen fürs Tram. Ganz allein fuhr ich nach Riehen, fand die Schmiedgasse 6 und stand vor meiner völlig überraschten Gotte. Wir hatten uns seit mehr als sechs Jahren nicht mehr von nahem gesehen! Sie ermahnte mich: «Geh nicht auf die Strasse; es ist verboten, jemanden aufzunehmen – die Polizei könnte dich sehen.» Nach zwei Tagen machten wir uns wieder auf den Heimweg, reich beschenkt mit Schokolade, Kaffee, Zucker, Saccharin, Seife – alles Dinge, die es bei uns nicht gab. Wir schlugen einen andern Weg ein, durch den Wald, und wurden dort von den Eltern erwartet, die uns über den Grenzhag hoben.

Ich war ganz begeistert vom Gedanken, dass ich nun wirklich in der Schweiz gewesen war, und bald wiederholten wir unseren Ausflug. Wieder ging alles gut, und nach zwei Tagen machten wir uns mit gefüllten Taschen auf den Heimweg. In den Langen Erlen überholten uns plötzlich zwei Männer mit ihren Velos und fragten: «Wo wollt ihr hin?» «Heim», sagten wir. «Ja, und wo ist denn das?» «In Weil», mussten wir gestehen. Die Männer, es waren Grenzwächter, nahmen uns mit auf den Schweizer Zoll, leerten unsere Taschen und nahmen uns unsere Schätze weg. Dann überstellten sie uns den Franzosen. Wir hatten furchtbar Angst, sagten aber, wie wir es mit den Eltern abgemacht hatten, dass wir meine Grosseltern in Wehr besuchen würden. Trotzdem wurde mein Vater telefonisch herbeige-

ordert, und bevor er uns mitnehmen konnte, wurde ihm gedroht, wenn das nochmals geschehe, würden die Eltern ins Gefängnis gesteckt. Das war natürlich das Ende unserer Ausflüge.

Noch lange durfte man offiziell nicht in die Schweiz. Aber es gab immer wieder Wege und Möglichkeiten, Menschen oder Waren über die Grenze zu bringen. So schmuggelte zum Beispiel eine Frau aus Brombach, die als Grenzgängerin bei meiner Gotte in Riehen arbeitete, immer wieder Medikamente für meine Mutter zu uns. Die Schweiz war uns stets gegenwärtig, denn wir Kinder erhielten Schülerspeisung, gespendet von der Schweiz: Suppe, Gemüse, manchmal etwas Fleisch. Viele Kinder sind damit über die Runden gekommen. Am Freitag gab es jeweils ein Täfelchen Suchard-Schokolade mit einem Milchweggli, das war uns am liebsten.

1947 erhielt ich dann eine Sondergenehmigung, weil meine Mutter so schwer krank war, und durfte acht Wochen nach Riehen zur Gotte. Nun konnte ich überall im Dorf herumspringen; beim Wenk und bei der Bäckerei Trautwein drückte ich an den Schaufenstern meine Nase platt, um all die guten Sachen zu bestaunen. Ich weiss noch, wie ich jeden Tag zum z'Vieri sechs bis sieben Schnitten Brot ass, dick bestrichen mit Butter und Konfitüre. Es war einfach das Paradies: Essen, soviel man wollte! Als ich wieder nach Weil kam, staunten meine Schulkameraden, weil ich ganz rund geworden war, aber das hielt nicht lange vor.

Und nun lebe ich schon seit über dreissig Jahren in diesem «Paradies», das natürlich von nahe besehen auch seine Fehler hatte und hat. Aber die Menschlichkeit, die ich als Kind hier erlebte, spüre ich auch heute noch. Die Kriegszeit hat mich sehr geprägt – als Kind nimmt man alle Eindrücke ja besonders stark auf. Sie hat mich gelehrt, dankbar zu sein für alles, weil ich es auch anders kannte. Und sie hat mich bestärkt in meiner Einstellung: «Nie mehr Nationalsozalismus!» Noch heute belastet mich das Bewusstsein, dass die schrecklichen Grausamkeiten des Dritten Reiches im Namen des deutschen Volkes vollbracht wurden und meine Familie davon nichts wusste, dass es Vernichtungslager gab. Aber man muss dazu stehen, dass dies alles geschehen ist, und kämpfen für eine Welt ohne Gewalt und ohne Krieg. Heute wohne ich am Fuss der Chrischona. Immer wieder schaue ich zum Kirchlein hinauf und denke: «Da ist kein Krieg!». Und ich bin dankbar dafür.

Ein seltsamer Osterspaziergang

Die Kriegsjahre waren ein wesentlicher Teil unserer Jugendzeit. Sie prägten unsern Alltag in Schule und Freizeit. Wir empfanden dies nicht sonderlich, weil wir nichts anderes kannten. Geschlossene Grenzen, Tanksperren in den Dorfstrassen, Einquartierung von Militär, Anbauschlacht und Rationierung waren für alle wahrnehmbar. Viele Männer weilten über längere Zeit immer wieder im Aktivdienst, so auch unsere Klassenlehrer. Bereits pensionierte Lehrer und junge Leute vom Seminar übernahmen dann den Unterricht. Dafür hatten wir (wovon heute die Leute träumen) faktisch autofreie Strassen. Treibstoff für den privaten Verkehr gab es keinen, und viele Nutzfahrzeuge waren durch die Armee requiriert. Einzelne Ereignisse sind uns in lebhafter Erinnerung geblieben: die Schüsse des Eisenbahngeschützes, das vom vorderen Wiesental nach Belfort schoss, die Zerstörung von Haltingen anfangs Krieg, und in den späteren Kriegsjahren die Fliegergeschwader, die Bombenangriffe gegen deutsche Städte flogen. Wir waren tief betroffen, als ein Schulkamerad, Fritz Brändle, in den Langen Erlen beim Laubsammeln von einem Granatsplitter getötet wurde.

NIKLAUS und JOHANNES WENK
Geboren 1927 und 1930 in Riehen
Kaufleute

Gespräch vom 28. Februar 1996,
Tonband

In der kritischsten Zeit, im Mai 1940, verliessen etliche Familien Riehen, um sich irgendwo in der Innerschweiz in Sicherheit zu bringen. Jedermann in Riehen wusste, dass die Rheinbrücken in Basel mit Sprengstoff geladen waren und beim Einmarsch der Deutschen sofort gesprengt worden wären. Unsere Eltern hätten das Geschäft natürlich nicht verlassen können, aber wir Kinder wären im äussersten Notfall nach Arosa zu Verwandten geschickt worden; jedes von uns hatte sein «Fluchttäschchen» bereit, und die Mutter hatte jedem einen Rucksack mit dem Notwendigsten gepackt.

Die restlichen Kriegsjahre aber verliefen für uns relativ ruhig. Wir sahen gelegentlich, dass Flüchtlinge auf den Polizeiposten in der heutigen «Alten Kanzlei» gebracht wurden, der sich gegenüber unserem Geschäft befand. Und wir hörten auch davon, dass Menschen, die flüchten wollten, im Stacheldraht hängen blieben und von den Deutschen erschossen wurden. Wir verfolgten das Geschehen in Europa aufgrund der Nachrichten am Radio.

Als der Krieg zu Ende ging, war die Not in der deutschen Nachbarschaft gross. Zögernd setzten die ersten Kontakte zur Bevölkerung der umliegenden badischen Gemeinden wieder ein. Einzelne Personen erhielten von den

französischen Besatzungstruppen «permis», die Schweiz zu betreten oder zu durchqueren. Ab 1946 durften zum Beispiel Schüler aus Grenzach wieder das Gymnasium in Lörrach besuchen. Da keine Züge der Badischen Bahn mehr verkehrten, erhielten sie die Erlaubnis, Riehen zu Fuss zu durchqueren während einer knapp bemessenen Zeitspanne; Eintritt und Austritt wurden bei den Zollposten eingetragen. Einige der Jugendlichen assen bei uns jeweils zu Mittag, einen Teller Suppe oder sonst etwas, das sie in der kurzen Zeit bewältigen konnten. Grenzgänger durften täglich ein Pfund genau definierter Lebensmittel über die Grenze bringen, und die Schüler anerboten sich, solche Pfundpakete mitzunehmen für Dritte gegen Entgelt. Bald nannte man ihren Schulweg den «Pfündlimarsch».

Doch für die übrige Bevölkerung blieb die Grenze hermetisch geschlossen, und Riehen war noch jahrelang vom Stacheldrahthag umgeben, welcher sich beinahe lückenlos um Riehen und Bettingen zog.

An diesem Hag hatten wir im Jahre 1946 ein unvergessliches Erlebnis. Wir waren Mitglieder des CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) und machten mit unsern Freunden regelmässig am Sonntagnachmittag Spaziergänge in der Umgebung von Riehen. Am Sonntag vor Ostern, am Palmsonntag, spazierten wir auf die Bischoffhöhe. In der Nähe der Grenze trafen wir am Hag ein paar Kinder an, vielleicht Primarschüler. Wir sprachen sie an; sie machten einen sehr armseligen Eindruck, aber wir hatten nichts bei uns und versprachen, ihnen in einer Woche etwas mitzubringen.

Am folgenden Sonntag war Ostern. Wir kamen vom Stettenloch her durch den Stettenlochweg gegen die Geländekante. Schon von weitem sahen wir die Kinder – es mögen sechs bis zehn gewesen sein –, die wohl schon eine geraume Zeit auf uns gewartet hatten. Zuoberst am Weg, bei der Wegbiegung, lag eine Parzelle mit grossen alten Kirschbäumen direkt an der Grenze. Die Kinder standen dort am Hag und gestikulierten und zappelten, aber wir verstanden nicht, was sie uns zeigen wollten. Wir wussten natürlich, dass man keine Waren über die Grenze transportieren durfte, hatten aber Kleinigkeiten in der Tasche als Geschenk für die Kinder. In dem Moment, als wir vom Weg ab und auf die Wiese einbogen, kam hinter dem dicksten Kirschbaum ein Grenzwächter hervor, der sich dort unsern Blicken entzogen hatte, von den deutschen Kindern aber sehr wohl gesehen worden war, und rief: «Halt! Stehenbleiben!» oder wie die Rufe alle hiessen. Er hatte seine Pistole in Bereitschaft und stellte uns; ob er uns befragte oder einfach aus der Anwesenheit der Kinder auf unsere Absichten schloss, wissen wir heute nicht mehr. Wir mussten rechtsumkehrt machen und den Weg in Einerkolonne wieder hinuntermarschieren, die Hände auf dem Rücken, und gefolgt vom Grenzwächter mit der Pistole in der Hand. Er gab uns die Richtung an, durch den Stettenlochweg bis zur Bahn-

linie, über den Bahndamm und durch den Grienbodenweg zum Grenzwachtposten. Wir nahmen das Ganze von der spassigen Seite und liessen entsprechende Bemerkungen fallen, was ihm gar nicht gefiel, so dass er uns mit zwei Meter Abstand marschieren liess und uns warnte: «Ja kein Fluchtversuch, oder ich schiesse!» Die Leute, die uns begegneten und uns kannten, sparten natürlich auch nicht mit Kommentaren.

An diesem Ostersonntag hatten die meisten regulären Grenzwächter dienstfrei und waren durch Grenzwachtrekruten aus Liestal ersetzt worden. Das waren Leute aus der Innerschweiz, die zur deutschen Grenzbevölkerung ein eher negatives Verhältnis hatten. Der Rekrut, der uns abgeführt hatte, berichtete im Grenzwachtposten ziemlich gereizt über unser Vergehen. Wir mussten vor dem diensttuenden Chef – der uns natürlich kannte – Aufstellung nehmen, unsere Taschen leeren und den Inhalt auf den Tisch legen: kleine, gepresste Packungen von Kentauerhaferflocken, Süssstoff, Schokolade und ähnliche Sachen. Der gute Rekrut stand noch immer mit der Pistole in der Hand daneben, bis sein Chef ihn aufforderte, sie einzupacken.

Als der Rapport mit allen Details aufgenommen war, wurden wir entlassen. Am andern Tag war auf dem Posten die «Rechnung» zu bezahlen: Auf etwas komplizierte Weise wurde ein Mischbetrag zwischen Warenwert und Handelswert errechnet, der, soviel wir uns erinnern, 16 Franken und 84 Rappen betrug. Nachdem wir dies bezahlt hatten, wurde uns das «Schmuggelgut» wieder ausgehändigt.

Es ging noch einige Jahre, bis die Verhältnisse an der Grenze zu unsern badischen Nachbarn wieder normal wurden und solche unerfreuliche Begegnungen endgültig der Vergangenheit angehörten.



Der Krieg ist zu Ende doch die Grenze bleibt geschlossen

1945–1948



Schwierige Nachkriegszeit: Kontakte trotz geschlossener Grenzen

Am 24. April 1945 war der Krieg für Riehen und Bettingen zu Ende. An diesem Tag erreichten die französischen Truppen Weil am Rhein, Lörrach und die umliegenden Dörfer, die sich, zum Teil nach letzten Gefechten, ergaben und besetzt wurden. An den Grenzübergängen trafen die ersten französischen Soldaten ein, und im Laufe des Nachmittags besprach am Grenzübergang Riehen-Stetten der Basler Stadtkommandant Oberst Hans De Bary mit dem französischen Kommandanten die Lage.[1]

Die Grenzbewohner auf beiden Seiten, die auf eine baldige Normalisierung der Lage hofften, wurden bitter enttäuscht – während Jahren noch blieb die Grenze hermetisch verschlossen. Die französische Besatzungsmacht führte ein strenges Regime. Sofort wurde entlang der Schweizer Grenze eine «Verbotene Zone» errichtet, welche unter Androhung der Todesstrafe von keinem Deutschen betreten werden durfte, und jeglicher Verkehr über die Grenze war unter schwersten Strafen verboten.[2]

Die Besatzungstruppen selber respektierten die Grenze am Anfang freilich weniger strikt, wie der Chronist des Grenzwachtpostens Bettingen berichtet: «Die in der Nachbarschaft eingesetzten FFI-Soldaten[3] *traten als Herrscher auf, wobei sie an der Grenzlinie vorerst keinen Halt machten. Gruppenweise überschritten diese jungen Leute die Grenze, um die Schweiz zu besichtigen oder sich sonstwie in Basel zu belustigen. Natürlich spielten auch die Schweizer Zigaretten eine grosse Rolle, da der Nachschub bei der Truppe noch nicht einwandfrei funktionierte. Es galt nun, diplomatisch vorzugehen, um diese unliebsamen Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen, was uns auch nach kurzer Zeit gelang. ... In mancher Hinsicht besserten sich die Verhältnisse, als die FFI-Truppen durch die Marokkaner ersetzt wurden. Wohl setzte auch hier ein Tauschhandel an der Grenze ein, immerhin wurde die Grenzlinie mehr respektiert. ... Sogar ein Pferd wurde einem Zivilisten für einige Pakete Zigaretten angeboten.»*[4] *Von diesen blühenden Tauschgeschäften und vom Schmuggel erzählen viele Zeitzeugen.*

Für die Schweizer Bevölkerung gab es noch lange Zeit fast keine Möglichkeit, legal mit Verwandten und Bekannten in der Badischen Nachbarschaft in Kontakt zu treten. Gelegentlich erlaubten die Franzosen

Bild Seite 178:
Erstes Wiedersehen beim Inzlinger Zoll im März 1946. Noch immer trennt der Stacheldraht die Menschen beidseits der Grenze.

ein Gespräch über den Stacheldraht, wie Zeitzeuge Adrian Stückelberger erzählt und auch im Bilde festgehalten hat, aber die meisten Kontakte spielten sich im geheimen ab. So erzählt zum Beispiel die Mundartautorin Jenny Meister-Wagner, wie sie sich 1947 im Maienbühl mit ihrem Verlobten heimlich traf, nachdem alle Versuche, einen Tagesschein oder sonst eine Erlaubnis zu erhalten, scheiterten. Dort, wo der Stacheldraht in der Eisernen Hand endete, durften sie sich unter der gutmütigen Nicht-Beachtung der Grenzwächter sehen.[5]

Viele Schweizer versuchten, ihren Angehörigen und Freunden jenseits der Grenze zu helfen, sei es mit Lebensmitteln oder – sehr begehrt – mit Medikamenten. Der Bettinger Chronist schreibt 1946: «Eine scharfe Zunahme des Ausfuhrschmuggels machte sich in den Monaten Januar bis September in hiesigem Grenzabschnitt geltend. Bedingt durch die schlechte Versorgungslage in Deutschland, versuchten Bewohner aus der Schweiz, ihren Angehörigen in Deutschland Lebensmittel, Kleider und sonstige Mangelartikel im Zwischengelände zuzustellen. Es erwies sich als notwendig, dass die französischen Behörden die Gespräche an der Grenze sowie dessen Zutritt untersagten.»[6]

Die erste grosse Begegnung zwischen Schweizern und Deutschen fand am Hebeltag, am 11. Mai



Der Basler Stadtkommandant Oberst Hans De Bary im Gespräch mit dem französischen Kommandanten an der Grenze Riehen-Stetten am 24. April 1945, kurz nach der Besetzung Lörrachs.

1947 statt. Die französischen Besatzungstruppen stellten zu diesem Anlass Tagesscheine aus; auch vor dem Polizeiposten Riehen stauten sich die Leute, die einen Grenzpassierschein abholen wollten. Am Hebeltag gingen rund 18'000 Schweizerinnen und Schweizer, vorwiegend aus Basel, aber auch aus andern Kantonen, nach Lörrach; sie durften etwa 20 Tonnen zugelassener Lebensmit-



Vor dem Polizeiposten Riehen, in dem wärend des Krieges so viele Flüchtlinge auf den Abtransport warteten, drängen sich Riehenerinnen und Riehener, um einen Tagesschein für den Hebeltag 1947 zu beziehen: Der erste Besuch in Lörrach nach all den Kriegsjahren steht bevor.

tel über die Grenze bringen. Viele Wiedersehen fanden statt; von weit her waren Deutsche nach Lörrach gekommen, um Freunde und Verwandte aus der Schweiz zu sehen. Die Not, welche die Schweizer Besucher bei den deutschen Nachbarn sahen, löste eine grosse Spendenwelle aus. Am nächsten Hebeltag, am 17. Mai 1948, gingen sogar rund 22'000 Schweizer nach Lörrach.[7]

Aber trotz dieser gelegentlichen Lockerungen blieben Grenzübertritte zwischen Deutschland und der Schweiz nach wie vor strengstem Visumzwang unterworfen. Viele Menschen versuchten damals in Europa, aus der Gegend, in welche sie der Krieg verschlagen hatte, in ihre Heimat zurückzukehren: Deutsche Flüchtlinge, die am Wiederaufbau ihrer Heimat mitwirken wollten, kehrten heimlich aus der Schweiz nach Deutschland zurück[8]*; deutsche Kriegsgefangene, die in Frankreich entwichen waren, versuchten illegal in ihre Heimat zu gelangen – manchmal sogar mit Wissen der Schweizer Behörden, wie der nachfolgende Bericht zeigt. Wie gefährlich es auch im August 1947 noch war, schwarz aus Deutschland in die Schweiz einzureisen, erzählt die Zeitzeugin Lucy Mathilde Businger, die auf ihrer Rück-Flucht Todesängste ausstand.*

Erst nach der deutschen Währungsreform im Juni 1948 normalisierte sich die Lage in Deutschland langsam wieder. 1950 wurden die Bestimmungen für den Grenzübertritt etwas gelockert, ein Jahr später der Stacheldrahtverhau entlang der Grenze entfernt, und 1954, neun Jahre nach Kriegsende, wurde endlich der Visumzwang mit Deutschland aufgehoben.[9] *Langsam konnte der Kontakt zwischen Riehen und Bettingen und seinen badischen Nachbargemeinden wieder aufgebaut werden – ein Prozess, der auch heute noch andauert.*

Anmerkungen

1 Chronik Grenzwachtposten Riehen, Band 2.
2 Mitteilungsblatt der Stadtverwaltung von Lörrach, 7. Mai 1945.
3 Die FFI-Truppen (Force Française de l'Intérieur) setzten sich aus Widerstandskämpfern zusammen, die sich der Armee beim Befreiungskampf angeschlossen hatten.
4 Chronik Grenzwachtposten Bettingen, S. 86 f.
5 J. Wagner-Meister: Zöllner und Sünder, S. 18 ff.
6 Chronik Grenzwachtposten Bettingen, S. 87.
7 P. Meyer, I. Volkart: Im Namen Hebels, S. 211 f.
8 Siehe Bericht G.G., S. 165.
9 Chronik Grenzwachtposten Riehen, Band 3.

Erstes Wiedersehen

ADRIAN STÜCKELBERGER
Geboren 1921 in Riehen
Fotograf

Gespräch vom 2. Februar 1996

Unsere Mutter war mit einem Kreis gleichgesinnter Frauen in Basel und Riehen durch ihre persönliche Freundschaft mit «Flüchtlingsmutter» Gertrud Kurz, der Gründerin des «Christlichen Friedensdienstes», in der Flüchtlingsfrage engagiert. Sie sprach aber uns gegenüber nie von ihrer Tätigkeit; ich weiss nur, dass sie, hauptsächlich nach Kriegsende, oft durch einen Telefonanruf ganz plötzlich aus dem Haus gerufen wurde. Im Zuge der neuen Völkerwanderung stand unser Haus kurz- oder längerfristig vielen Durchreisenden mit neuem Ziel offen. Aber auch Kriegsgeschädigte weilten bei uns zur Erholung, zum Beispiel Holländerinnen aus dem Widerstand, die das Konzentrationslager Ravensbrück überlebt hatten. Dadurch entstanden einige lebenslange Beziehungen.

Eine Schwester meiner Mutter war in Lörrach verheiratet. Wir hatten sie und ihre Familie während des ganzen Krieges nie mehr gesehen, und auch nach Kriegsende blieb die Grenze geschlossen und jede Begegnung unmöglich. Endlich, am Sonntag, dem 3. März 1946, erteilte die französische Besatzung die Erlaubnis, dass Verwandte und Bekannte sich beim Inzlinger Zoll über den Stacheldraht hinweg begrüssen durften. Auch wir nützten diese Gelegenheit, um unsere Lörracher Verwandten zu treffen. Das Wiedersehen nach all den Jahren bewegte uns sehr. Offiziell war es verboten, Geschenke über den Stacheldraht hinüberzureichen, aber mit jedem Händedruck ging ein Päcklein Schokolade oder Kaffee von einer Hand zur andern. Wir haben uns an jenem Tag ungezählte Male die Hände geschüttelt – die Zöllner schauten diskret weg.

Die ersten Nachkriegsjahre waren für unsere badischen Nachbarn schwer. Neben Hunger, Kälte und allgemeinem Mangel trug auch die Härte der französischen Besatzungsmacht zu den Schwierigkeiten jener Jahre bei. Dies erlebte ich einmal selbst hautnahe. Nach Abschluss einer Schirmbildaktion des Roten Kreuzes in der Amerikanischen Zone Deutschlands, welche ich als Fotograf begleitet hatte, wurde ich im Dezember 1946 gebeten, am französisch besetzten Zoll an der Lörracherstrasse die Formalitäten für die Einreise zweier Camions amerikanischer Quäker zu erledigen. Sie sollten in Basel Hilfsgüter für das zerstörte Rheinland abholen. Die Franzosen waren sehr überheblich; unnachgiebig verweigerten sie die Einreise der Camions. Nach längerer Diskussion entschlüpfte mir die Bemerkung:

«Mais vous ne pouvez pourtant pas laisser crever les Allemands!» aufgrund derer ich verhaftet und ins Lörracher Gefängnis gebracht wurde. Dank rascher Intervention des Eidgenössischen Departements des Äussern wurde ich schon nach zwei Tagen, kurz vor Weihnachten, vor Gericht gestellt. Wegen «schwerwiegender Beleidigung des französischen Staates» verurteilte man mich zu einer bedingten Gefängnisstrafe und einer Geldbusse. Bei meiner glücklichen Rückkehr über die Grenze standen die Camions immer noch am Zoll; man war gerade dabei, unter französischer Kontrolle die letzte Ladung aus Basel zu übernehmen. Es dauerte noch mehrere Jahre, bis die Verhältnisse an der Grenze sich normalisierten.

Heimkehr des Kriegsgefangenen

Als der Krieg schon einige Zeit zu Ende war, 1947 oder 1948, kam ein Deutscher, der als Soldat in französische Kriegsgefangenschaft geraten war, zu uns in den Schlipf. Die Fremdenpolizei teilte Bauern, die nahe der Grenze wohnten, solche ehemalige Kriegsgefangene zu mit dem Auftrag, ihnen bei Gelegenheit zu helfen, die Grenze zu überschreiten und mit der Bahn ihren Heimatort zu erreichen. Johann Stöwer, der uns zugeteilte Soldat, war ein freundlicher, ruhiger Mann. Er weilte etwa acht Wochen bei uns, wurde etwas aufgefuttert und half überall mit. Mein Mann kundschaftete einen einigermassen sicheren Grenzübergang aus. In einem günstigen Zeitpunkt begleitete er ihn und einen zweiten Mann nach Tüllingen, wohlversehen mit «Schmiermitteln», das heisst mit Zigaretten und Schokolade, mit denen man damals in Deutschland viel weiter kam als mit Geld. Er zeigte ihnen den Weg nach Haltingen. Nach Wochen kam Bericht von Johann Stöwer: Er habe sich glücklich zu seinem Dorf in Norddeutschland durchgeschlagen, sein Kamerad aber sei nie zu Hause angekommen. Noch viele Jahre lang hatten wir Kontakt mit ihm, und vor einigen Jahren besuchten wir ihn in seiner Heimat.

FRIEDA RINKLIN-THOMMEN
Geboren 1918 in Höllstein/BL
Bauernfrau im Schlipf

Gespräch vom 25. Oktober 1995

Gefahrvolle Rückkehr

1932 bin ich als junges Mädchen von meinem Heimatdorf Hettingen bei Sigmaringen in die Schweiz gekommen. Ich arbeitete in verschiedenen Stellen im Haushalt, von 1936 bis 1940 in einer jüdischen Familie in Basel, wo ich auch den kranken Hausherrn pflegte. Nach dessen Tod bat mich sein Sohn, im «Jüdischen Heim», das damals gegründet wurde und an der Bachofenstrasse eröffnet werden sollte, mitzuarbeiten.

LUCY MATHILDE BUSINGER
Geboren 1912 in Hettingen bei Sigmaringen
Lebt seit 1947 als Angestellte, später Pensionärin, im Jüdischen Heim La Charmille, Riehen

Gespräch vom 28. November 1995, Tonband

Doch im Jahre 1940 erhielt ich von den deutschen Behörden die Aufforderung, die Schweiz zu verlassen; wenn ich nicht bis zum 7. Juni nach Deutschland zurückkehre, würde ich staatenlos und könne dann nicht mehr über die Grenze. Obwohl meine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz gültig blieb, reiste ich am 6. Juni 1940 schweren Herzens aus, denn meine Mutter lebte allein in Hettingen; ein Bruder war im Krieg gefallen, ein anderer schwer verletzt worden. Und ich bin froh, dass ich gegangen bin, denn 1943 starb meine Mutter ganz plötzlich, und ich hätte sie nie mehr gesehen.

Es war eine schlimme Zeit in Deutschland, man kann sich das nicht vorstellen. Am 6. Juni kam ich heim, und bereits am 11. Juni wurde ich zum ersten Gestapoverhör vorgeladen. Das ging dann jahrelang so weiter. Ich wurde verhört, weil ich bei Juden gearbeitet hatte, vor allem aber, weil ich ziemlich offen zu meinen Überzeugungen stand. Am Tag meiner Rückkehr, als ich durch unser Dörflein ging, rief mir eine Tante, die in ihrem Schrebergarten arbeitete, zu: «Was sagen sie bei euch (das heisst in der Schweiz) zu dem Krieg?» Ich antwortete: «Die sagen nur: Ihr macht so lange, bis alles kaputt ist – das geht aber nicht mehr lange!» Dies hörte eine andere Frau, die mich sofort denunzierte, was dann zu dem ersten Gestapoverhör führte. So ging es weiter; ich weigerte mich zum Beispiel, bei den Nazis mitzumachen als NS-Schwester und wurde dann zwangsverpflichtet, in einer Textilfabrik für Soldatenbekleidung zu arbeiten. Ich war nie still und bin trotzdem durchgekommen, aber ich war immer unter Kontrolle und wurde oft bedroht. Meine Verwandten im Dorf waren wütend, dass ich immer wieder offen zu meiner Meinung stand. Ich glaube, wenn ich nicht so lange in der Schweiz gewesen wäre, hätte ich auch anders reagiert. Gros-

sen Einfluss auf meine Einstellung hatte meine streng katholische Erziehung; ich war bei Nonnen in die Schule gegangen, die schon sehr früh die Gewalt der Nazis angeprangert hatten.

Endlich war der Krieg zu Ende, aber unter der französischen Besatzung wurde es nicht leichter. In unserem Dorf waren marokkanische Truppen; Erschiessungen und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung.

Ich wollte so schnell als möglich in die Schweiz zurückkehren, meine Arbeitsbewilligung war immer noch gültig. 1945 versuchte ich es zum ersten Mal. Ich fuhr nach Lörrach zum Gouvernement und bat um eine Ausreisegenehmigung. Doch dort sagte man mir: «Sie sind Deutsche, sie haben den Krieg verloren und haben zu tun und zu lassen, was wir befehlen.» 1946 versuchte ich es wieder, und zwar am Hebeltag. Der Sohn meines ehemaligen Chefs kam an die Grenze und schickte einen Bekannten hinüber, mit dem ich «unauffällig» in die Schweiz zurückkehren sollte. Doch ich wurde abgefangen und kehrte traurig nach Hause zurück.

Am 23. Juli 1947 erhielt ich ein Telegramm, ich müsse spätestens am 4. August in der Schweiz sein, sonst verfalle meine Bewilligung. Ich löste meinen Haushalt in Hettingen auf und fuhr nach Lörrach

Ausschnitt aus dem Mitteilungsblatt der Stadtverwaltung von Lörrach vom 7. Mai 1945: Jede Annäherung an die Schweizer Grenze ist bei schwerster Strafe, selbst der Todesstrafe, verboten.

Militär-Regierung

Dienstbefehl

I. Eine verbotene Zone wird längs der deutsch-schweizerischen Grenze geschaffen. In diesem Gebiet muß jeder Verkehr und Handel kontrolliert werden.

II. Die Grenzen dieser Zone verlaufen:
im Süden: an der Reichsgrenze
im Norden: vom Rhein im Nordwesten von Märkt zur Straße von Märkt nach Eimeldingen (einschließlich);
ferner entlang der Straße von Eimeldingen zur Mühle von Binzen und von dort nach Tumringen (ausschließlich) — weiter von der Nordostgrenze des Stadtgebietes von Lörrach längs der Straße über Degerfelden nach Bad. Rheinfelden (Straße und Dörfer einschließlich).

Der Eintritt und der Verkehr in der „Verbotenen Zone" werden jedem Zivilisten, der keine besondere Genehmigung der Militärregierung besitzt, strengstens untersagt. Dieses Verbot bezieht sich auch auf Soldaten, wenn sie nicht einen besonderen Befehl vorweisen können, der von dem Befehlshaber einer größeren Einheit ausgestellt ist und von dem militärischen Sicherheitsdienst gegengezeichnet ist.

Jeder Zivilist, der ohne besondere Bewilligung in diese verbotene Zone einzudringen sucht oder innerhalb derselben angetroffen wird, wird vor das Gericht der Militärregierung gezogen und hat alle gesetzlichen Strafen (einschließlich der Todesstrafe) zu gewärtigen, welche das Gericht auszusprechen für gut finden wird.

Jegliche Einfuhr und Ausfuhr von Gütern und Waren durch diese Zone werden abhängig gemacht von einer besonderen Bewilligung der Militärregierung.

Jede Ware, für welche keine besondere Bewilligung ausgestellt wurde, wird beschlagnahmt werden.

zum Gouvernement, doch der Bescheid lautete wieder negativ. Ganz verzweifelt kehrte ich zu einer Bekannten zurück, bei der ich wohnte. Was sollte ich tun? Plötzlich läutete es, ein junger Mann stand vor der Türe und trug eine Passfotografie von mir in der Hand. Er werde mich über die Grenze bringen, sagte er, aber zuvor müsse er drei Dinge wissen: «Schreien Sie schnell? Sind Sie sehr nervös? Haben Sie furchtbar Angst?» Zu allem sagte ich nein, aber ich hatte Angst. Ich wusste ja, dass schwerste Strafen, zwei Jahre Arbeitslager oder gar Erschiessung, auf einem Fluchtversuch lagen.

«Kommen Sie heute in unsere Wohnung nach Weil», sagte der Mann. «Sie müssen bei Tageslicht kommen und bleiben, bis es dunkel wird. Mitnehmen können Sie nichts, ausser einer ganz kleinen Tasche. Wenn es dunkel wird, werden wir gehen. Aber denken Sie daran, Sie dürfen auch nicht schreien, wenn ein Hund bellt.» Ich packte eine Schürze, eine Bluse, ein Kreuzlein und ein paar Kleinigkeiten in meine Tasche; die Koffer gab ich dem Mann mit, der sie mir später in die Schweiz nachbringen sollte.

Am Nachmittag ging ich dann nach Weil und fand in dem angegebenen Haus die Eltern des Mannes, die mir sehr unfreundlich begegneten; sie hatten wohl Angst um ihren Sohn. Dieser tauchte um halb zehn Uhr auf, und wir machten uns auf den Weg. Ich weiss nicht, wo unser Weg durchführte, denn es war stockdunkel. Zuerst gingen wir durch einen Wald; das Laub rauschte, und wenn ein Hund bellte, legten wir uns auf den Boden. Nach einiger Zeit kamen wir zu einem breiten Stacheldrahtverhau; da war unten, mit Zweigen und Gebüsch etwas verdeckt, ein Loch herausgeschnitten, durch das wir krochen. Auf der andern Seite befand sich eine Gärtnerei, in der eine Sprinkelanlage Wasser versprühte – es war der 1. August, eine heisse Nacht, und ich war völlig verschwitzt. Ich hatte Todesangst ausgestanden. Erleichtert rief ich aus: «Gottlob, jetzt haben wir es geschafft!», doch der Mann bedeutete mir, still zu sein, wir hätten noch nicht einmal den halben Weg hinter uns. So gingen wir also weiter, immer wieder durch Gärten, bis wir schliesslich an den Park einer Villa kamen. Auch hier war am hohen Gartenzaun unten ein Eisenstück entfernt, so dass wir durch das Loch in den Park einsteigen konnten. In diesem Moment leuchteten am Haus Lichter auf; ein Mann mit einem Hund trat ins Freie. Ich erschrak furchtbar, der Hund würde uns doch sicher wittern. Doch nichts geschah; Mann und Hund entfernten sich, und ein Dienstmädchen trat in den Garten, um eine Festtafel, offenbar von der 1.-August-Feier, abzuräumen. Als alles wieder dunkel war, schlichen wir uns durch den Park zum vorderen Gartentor, zu welchem mein Begleiter einen Schlüssel hatte. Und erst als wir auf der Strasse standen, sagte er: «Jetzt haben wir es geschafft!»

Mit dem Tram fuhren wir zur Bachofenstrasse ins Jüdische Heim, wo wir nachts um halb zwölf Uhr ankamen. Der Mann erhielt den offensichtlich

vorher vereinbarten Lohn von der Hausverwalterin und verschwand. Ich selber wurde als Deutsche von den andern Mitarbeiterinnen zuerst nicht sehr freundlich aufgenommen, aber das machte mir nichts aus: Ich war in der Schweiz!

Im gleichen Jahr, am 3. November 1947, siedelte das Jüdische Heim in die Charmille an der Inzlingerstrasse in Riehen über. Wir waren noch keine drei Wochen im neuen Heim, als der Mann, der mich über die Grenze geschmuggelt hatte, mir meinen Mantel brachte. Er müsse aber zwanzig Franken dafür haben, sagte er, denn leider sei er beim Zoll erwischt worden. Da ich realisierte, dass das Auslösen meiner Habseligkeiten und Koffer mich viel Geld kosten würde, verzichtete ich auf alles und fing also mit 35 Jahren bei Null an.

Den Deutschen ging es in dieser Zeit sehr schlecht, und ich erhielt immer wieder Bettelbriefe von Verwandten und Freunden, die mich um verschiedene Dinge, vor allem um Medikamente baten. So erreichte mich im November 1947 die Nachricht, dass mein Bruder sehr krank sei; die Granatsplitter seiner Kriegsverwundung hätten sich wieder entzündet und er brauche dringend Penicillin. Dieses Medikament war damals in Deutschland noch gar nicht erhältlich. Ein erstes Päcklein, das ich mit Hilfe unseres Hausarztes sofort schickte, wurde gestohlen. Daraufhin reiste mein Schwager aus Hettingen nach Weil, wo eine Frau aus unserem Dorf mit einem Lokführer der Badischen Bahn verheiratet war. Dieser holte bei mir in der Charmille das Penicillin ab, schmuggelte es auf seiner Lokomotive über die Grenze und übergab es meinem Schwager, der es sofort nach Sigmaringen ins Spital brachte. Doch leider kam die Hilfe zu spät; mein Bruder starb kurz darauf.

Ich selber lebe nun seit beinahe fünfzig Jahren in der Charmille, bis 1979 als Gouvernante, seither als Pensionärin. Sie ist für mich zur zweiten Heimat geworden.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Ungedruckte Quellen
Akten des Staatsarchivs Basel-Stadt (StABS)
Akten des Bundesarchivs Bern (BA)
Akten des Gemeindearchivs Riehen
Chronik Grenzwachtposten Bettingen, bis 1946
Chronik Grenzwachtposten Riehen, 3 Bände (Band 1: Grw. Posten Riehen, Chronik, 1944; Band 2: Der Krieg 1939–45; Band 3: Kopie von Band 2 und Nachkriegszeit 1945–1954, nachgeführt bis 1980)
Chronik Grenzwachtposten Riehen Grenzacherstrasse, bis 1944
Chronik Grenzwachtposten Riehen Inzlingerstrasse, bis 1944
Typoskripte G.G.. Diese können auf Anfrage an den Verlag beim Autor eingesehen werden.

Mündliche Quellen
Interviews mit 39 Zeitzeugen aus Riehen, Bettingen, Basel und Deutschland

Gedruckte Quellen und Sekundärliteratur
Protokolle des Grossen Rates des Kantons Basel-Stadt, 1946/47
Basler Arbeiterzeitung (AZ), Basler Nachrichten (BN), National-Zeitung Basel (NZ), Riehener-Zeitung (RZ)
Mitteilungs-Blatt der Stadtverwaltung von Lörrach. Im Einvernehmen mit dem Gouvernement militaire Lörrach, Nr. 1, Lörrach, 7. Mai 1945
Basler, Niggi (Ernst Giese): Riehener Schmuggel- und Grenzgeschichten. Das Opfer, in: z'Rieche – Ein heimatliches Jahrbuch, Riehen 1967
Bernnat, Hubert: 125 Jahre Arbeiterbewegung im Dreiländereck. Die Geschichte der Lörracher SPD von den Anfängen 1868 bis zur Nachkriegszeit 1948, Lörrach 1993
Bonjour, Edgar: Geschichte der schweizerischen Neutralität. Bände III–VII, Basel 1970f.
Brucker, Albert (Redaktor): Riehen – Geschichte eines Dorfes, Riehen 1972
Chiquet Simone (Hg.): «Es war halt Krieg». Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939–1945, Zürich 1992
Diplomatische Dokumente der Schweiz, Band 10 (1930–1933), Bern 1982. Band 11 (1934–1936), Bern 1989
Graml, Hermann: Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich, München 1988
Haas, Gaston: «Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte ...». 1941–1943. Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wusste, Basel 1994
Hofer, Walter: Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945. Frankfurt am Main 1982
Jaquet-Anderfuhren, Nicolas: Riehen im Zweiten Weltkrieg, in: z'Rieche – Ein heimatliches Jahrbuch, Riehen 1985
Koller, Guido: Entscheidungen über Leben und Tod. Die behördliche Praxis in der schweizerischen Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges, Studien und Quellen, Band 22, Schweizerisches Bundesarchiv, Bern 1996 [Typoskript, erscheint Ende 1996]
Ludwig, Carl: Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957). Bericht an den Bundesrat zuhanden der eidgenössischen Räte, Bern 1966
Meyer, Pascale; Volkart, Ilka: Im Namen Hebels, in: Chiquet, Simone; Meyer, Pascale; Vonarb, Irene (Hg.): Nach dem Krieg/Après la guerre. Grenzen in der Regio 1944–1948, Zürich 1995
Rings, Werner: Schweiz im Krieg. 1933–1945, Zürich 1974
Wacker, Jean-Claude: Humaner als Bern! Schweizer und Basler Asylpraxis gegenüber den jüdischen Flüchtlingen von 1933 bis 1943 im Vergleich, Basel 1992
Wagner-Meister, Jenny: Zöllner und Sünder, in: Johry-Johruus. Gschichte – nochdänklich und heiter, Olten 1993
Wichers, Hermann: Im Kampf gegen Hitler. Deutsche Sozialisten im Schweizer Exil, Zürich 1994

Bildnachweis

Bekbissinger Doris, Riehen: S. 45
Chronik Grenzwachtposten Bettingen: S. 107
Chronik Grenzwachtposten Riehen, Band 2: S. 84, 85, 89, 181
Foto Jeck, Basel: S. 14 (in: «Schweizer Illustrierte Zeitung», 1.11.1933)
Gemeindearchiv Riehen: S. 21 (Foto Ernst Schultheiss), 125
«Gränzbsetzig 1940», Erinnerungsschrift des Detachements Riehen an den Aktivdienst 1939/40. Ausführung F. Elsässer, Basel: S. 71, 75, 114
Museum am Burghof, Lörrach: S. 187
Rinklin-Thommen Frieda, Riehen: S. 123
Schiegg Marie, Riehen: S. 131, 132
Schmutz-Rüegsegger Marie, Riehen: S. 117
Staatsarchiv Basel-Stadt: S. 43 (PD-Reg 3, Nr. 31200), 53 (Ablieferung 39/1987, «Grenzpolizei-Akten...», Nr. 26), 54 (Bildersammlung 4, 1028), 109 (PD-Reg 2 4-12), 121, 141, 149 (3 Fotos Bildersammlung AL 31)
Strub Heiri, Allschwil: S. 25
Stückelberger Adrian, Riehen: Umschlagbild (Riehen, 1947), S. 103, 155, 178
Tettamanti Robert, Riehen: S. 86
Wenk-Madoery Johannes, Riehen (Sammlung): S. 143, 182 (Aufnahme Paul Wenk-Löliger)

Die Autoren

Lukrezia Seiler-Spiess

Die Journalistin und Publizistin Lukrezia Seiler-Spiess wurde 1934 in St. Gallen geboren. Nach der Handelsmatura arbeitete sie als Verlagsmitarbeiterin im Walter-Verlag, Olten, und als Redaktorin bei der Illustrierten «Die Woche». Sie lebt seit 1965 in Riehen. Von 1971 bis 1994 wirkte sie als leitende Redaktorin des Jahrbuches «z'Rieche». Zusammen mit einer Arbeitsgruppe richtete sie das Dorf- und Rebbaumuseum Riehen neu ein. Für ihre Arbeiten erhielt sie 1988 den Kulturpreis der Gemeinde Riehen. – Lukrezia Seiler-Spiess ist verheiratet und Mutter zweier erwachsener Töchter.

Jean-Claude Wacker

Der Historiker Jean-Claude Wacker wurde 1956 in Basel geboren und lebt heute in Muttenz. Nach dem Studium der Geschichte und der Germanistik an der Universität Basel besuchte er das Kantonale Lehrerseminar. Zur Zeit ist er als Lehrer an der Handelsschule des Kaufmännischen Vereins tätig. Daneben widmet er sich weiteren Studien zur schweizerischen Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg. – Jean-Claude Wacker ist verheiratet und Vater zweier Söhne.

«Das Buch hat nicht nur die Aufgabe, Geschichte in einem begrenzten Raum darzustellen, sondern für die Zukunft die Sensibilität der Bürgerinnen und Bürger zu schärfen. Es ruft dazu auf, nein zu sagen, wenn es darum geht, Verbrechen zu tolerieren, selbst wenn sie staatlich verordnet sind.»

Ernst Ludwig Ehrlich

Riehen und Bettingen, die beiden Landgemeinden des Kantons Basel-Stadt, liegen exponiert auf rechtsrheinischem Gebiet. Wie erlebte die Bevölkerung der beiden Dörfer während des Zweiten Weltkrieges ihre Lage direkt an der deutschen Grenze? Wie ging sie mit dem Bewusstsein der nahen Gefahr und Bedrohung um? Und wie weit beschäftigte sie sich mit dem Schicksal jener Menschen, die versuchten, die Grenzen ihrer Gemeinden zu überschreiten und in die Schweiz zu flüchten?

Diese Fragen stehen im Mittelpunkt dieses Buches. In vielen Gesprächen mit Zeitzeugen – mit Dorfbewohnern, Grenzwächtern, Fluchthelfern, Flüchtlingen und Angehörigen verfolgter jüdischer Menschen – entsteht ein vielfältiges Bild der beiden Dörfer in jenen Jahren. Der in den Eingangskapiteln dargestellte historische Hintergrund – die Judenverfolgung im Dritten Reich und die äusserst restriktive Flüchtlingspolitik der Schweiz – bildet die notwendige Ergänzung zu den Erlebnissen der Zeitzeugen.

Eindrücklich wird in diesem Buch die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg direkt aus der Sicht der betroffenen Menschen dargestellt. Die Erinnerungen der Zeitzeugen, die oft zum ersten Mal von ihren schmerzlichen Erlebnissen während der Kriegsjahre sprachen, bilden ein bewegendes Zeitdokument.



Verlag z'Rieche